T. Lobsang Rampa

Die safrangelbe Robe

Widmung

Sheelagh M. Rouse

Honi soit que mal y pense – Gaudet tentamine virtus

T. Lobsang Rampa

Die safrangelbe Robe

Englische Ausgabe unter dem Titel:
«THE SAFFRON ROBE» by T. Lobsang Rampa · Corgi Books · Great Britain
Corgi Books are published by Transworld Publishers, Ltd. · Great Britain
© 1966 T. Lobsang Rampa

Autor: Tuesday Lobsang Rampa
Titel: Die safrangelbe Robe
Titelbild (Original): BArch, Bild 135-S-15-46-24 / Ernst Schäfer · Alle Rechte vorbehalten
Überarbeitete Ausgabe: Mai 2026
Übersetzung: Irene Jacob
Die deutsche Übersetzung ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung · Nicht kommerziell · Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. CC BY-NC-ND 4.0 DEED · Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, besuchen Sie: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de
Schriftliche Anfragen an: Creative Commons, PO Box 1866, Mountain View, CA 94042, USA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2023 T. Lobsang Rampa
Verlag: BookRix GmbH & Co. KG · München
ISBN: 978-3-7554-4780-1

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 7

Kapitel 2 23

Kapitel 3 37

Kapitel 4 51

Kapitel 5 67

Kapitel 6 81

Kapitel 7 95

Kapitel 8 111

Kapitel 9 129

Kapitel 10 145

Kapitel 11 161

Kapitel 12 175

Kapitel 13 191

Kapitel 14 213

Kapitel 15 231

Index 237

Kapitel 1

Seltsame Schatten bewegten sich vor meinem unbekümmerten Blick wie bunte Phantome aus einer fernen, angenehmen Welt. Das sonnengesprenkelte Wasser lag ruhig ein paar Zentimeter vor meinem Gesicht. Sachte tauchte ich meinen Arm in das Wasser und beobachtete die kleinen Wellen, die sich durch diese Bewegung bildeten. Mit zusammengekniffenen Augen spähte ich in die Tiefe darunter. Ja, der große alte Stein, dort lebte er – und er kam hervor, um mich zu begrüßen! Sanft ließ ich die Finger an den Seiten des nun bewegungslosen Fisches entlanggleiten, bewegungslos, außer den leichten Flossenbewegungen, während er an Ort und Stelle neben meinen Fingern stillhielt.

Er und ich waren alte Freunde. Oft kam ich hierher und warf für ihn Futter ins Wasser, bevor ich seinen Körper streichelte. Wir hatten ein völliges Einvernehmen, das sich nur dann einstellt, wenn keiner Angst vor dem anderen hat. Zu jener Zeit wusste ich noch nicht einmal, dass Fische essbar waren! Buddhisten töten keine Lebewesen oder fügen anderen ein Leid zu.

Ich nahm einen tiefen Atemzug und tauchte das Gesicht unter das Wasser. Ich war neugierig und wollte mir diese andere Welt etwas näher ansehen. Hier fühlte ich mich wie ein Gott, der auf eine ganz und gar andere Lebensform herabblickte. Hohe Wedel bewegten sich schwach in einem unsichtbaren Strom hin und her. Robuste Wasserpflanzen standen aufrecht wie mächtige Bäume in einem Wald. Ein sandiger Streifen schlängelte sich wie eine geistlose Schlange entlang und war von einer blassgrünen Pflanze umsäumt, die in jeder Hinsicht wie ein gut gepflegter Rasen aussah.

Winzig kleine Fische, mehrfarbig und mit großen Köpfen, flitzten auf ihrer unaufhörlichen Suche nach Nahrung und Spaß um die Pflanzen herum. Eine riesige Wasserschnecke ließ sich schwerfällig an der Seite eines großen Steins herabgleiten, sodass sie ihrer Pflicht, den Sand zu reinigen, nachkommen konnte.

Doch meine Lunge war am Bersten. Die heiße Mittagssonne brannte auf meinen Nacken und die rauen Steine an der Uferböschung gruben sich in meine Haut. Mit einem letzten Rundumblick richtete ich mich auf die Knie und atmete dankbar und tief die wohlriechende Luft ein. Hier in meiner eigenen Welt waren die Dinge ganz anders als in der beschaulichen Welt, die ich gerade beobachtet habe. Hier herrschte ein regelrechter Betrieb, eine Unruhe und ein reges Treiben. Etwas schwankend und torkelnd aufgrund einer Verletzung an meinem linken Bein stand ich da und lehnte mit dem Rücken gegen einen alten, mir liebgewonnenen Baum und schaute mich um.

Der Norbu Linga Park war eine einzige Farbenpracht. Das leuchtende Grün der Weiden, das Scharlachrot und Gold des Inseltempels und das tiefe Blau des Himmels, das durch das reine Weiß der Schäfchenwolken, die von Indien her über die Berge zogen, noch mehr betont wurde. Das ruhige Wasser des Sees reflektierte und verstärkte die Farben noch und verlieh ihnen einen Hauch von Unwirklichkeit, als eine sanfte Brise das Wasser kräuselte und das Bild zum Schwanken brachte. Alles hier war friedlich und ruhig. Doch nur gerade auf der anderen Seite der Mauer, wie ich sehen konnte, waren die Bedingungen ganz anders.

Mönche in rotbraunen Roben schritten mit großen Stapeln Wäsche, die gewaschen werden musste, hin und her. Andere kauerten neben dem sprudelnden Fluss und drehten und wendeten die Wäsche, damit sie gut eingeweicht wurde. Rasierte Köpfe glänzten im Sonnenlicht, die im Laufe des Tages noch sonnengeröteter wurden. Kleine, im Lamakloster neu eingetretene Akoluthen sprangen aufgeregt umher, während sie mit großen glatten Steinen auf ihre Roben einschlugen, sodass sie älter und abgetragener aussahen und so den Eindruck erwecken sollten, dass der Träger schon länger ein Akoluth war!

Gelegentlich reflektierte die Sonne helle Lichtstrahlen von der goldenen Robe eines erhabenen Lamas, der zwischen dem Potala und dem Pargo Kaling unterwegs war. Die meisten von ihnen waren Männer von ruhiger Erscheinung. Männer, die in den Tempelandachten alt geworden waren.

Andere, nur ein paar wenige, waren junge Männer in der Tat. Einige unter ihnen waren anerkannte Inkarnationen, während wieder andere sich durch ihren eigenen Verdienst weiterentwickelt und Fortschritte gemacht hatten.

Immer sehr wachsam und grimmig aussehend schritten die Aufsichtsbeamten umher. Großgewachsene Männer aus der Provinz Kham. Männer, die mit der Aufgabe betraut waren, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Mit aufrechtem Gang und kräftiger Gestalt trugen sie als Zeichen ihres Amtes riesige Stäbe bei sich. Sie waren keine Intellektuellen, sondern Männer mit Muskelkraft, integer und einzig für diese Arbeit ausgewählt. Einer kam auf mich zu und blickte mich finster und fragend an. Etwas spät erkannte er mich und ging dann weiter und machte sich auf die Suche nach anderen Missetätern, die seiner Aufmerksamkeit mehr wert waren.

Hinter mir ragte der Potala auf, der Sitz des Gottes, und schwang sich himmelwärts. Eines der prächtigsten Bauwerke der Menschheit. Die vielfarbigen Felsen leuchteten sanft und sandten verschiedenfarbige Widerspiegelungen über das ruhige Wasser. Durch eine Täuschung des wechselnden Lichtes schienen die geschnitzten und bemalten Figuren an dessen Fuße wie zum Leben erweckt und verursachten, dass sie sich wiegten und bewegten wie eine Gruppe Menschen in einer angeregten Diskussion. Große gelbe Lichtstrahlen, die von den goldenen Grabmälern auf dem Dach des Potala reflektiert wurden, schossen davon und ließen leuchtende Lichtflecken in den dunkleren Bergeinschnitten entstehen.

Ein plötzliches «Tswack» und ein Knacken eines Astes, der sich nach unten bog, veranlasste mich, mich umzudrehen und mich nach dieser neuen Attraktionsquelle umzusehen. Ein alter Vogel, grau und in der Mauser, älter noch als der älteste Akoluth, war auf dem Baum hinter mir gelandet. Er beäugte mich mit seinen bemerkenswert runden und glänzenden Augen und krächzte «Kruaak!», dann drehte er sich plötzlich so herum, dass er mit dem Rücken zu mir stand. Er streckte sich in voller Länge und schlug heftig mit den Flügeln, während er mit erstaunlicher Kraft und Präzision ein unerwünschtes «Geschenk» in meine Richtung ausstieß. Nur dank eines

beherzten Sprunges zur Seite entging ich ihm als Zielscheibe. Der Vogel drehte sich wieder zu mir um und krächzte «Kruaak! Kruaak!», bevor seine Aufmerksamkeit von mir abließ und er sich anderen interessanteren Dingen widmete.

Mit einer sanften Brise waren die ersten schwachen Laute einer sich nähernden Händlergruppe aus Indien zu vernehmen. Das Brüllen der Yaks, während sie gegen die Versuche ihrer Viehtreiber protestierten, sie zur Beeilung anzutreiben. Das asthmatische Knirschen und Keuchen des alten, trockenen Ledergeschirrs und das Schlurfen und Scharren vieler Füße sowie das musikalische Geklingel der kleinen an den Seiten der Yaks hängenden Bergkristalle. Bald konnte ich die schwerfälligen Tiere sehen, hochbeladen mit exotischen Bündeln. Große Hörner schwankten über den zotteligen Augenbrauen, sie wippten auf und ab, während die massigen Tiere mit ihrem langsamen und unermüdlichen Gang entlang stapften. Die Händler, einige mit Turbanen, andere mit alten und abgenutzten Pelzhüten, gingen nebenher und führten das Zaumzeug.

«Almosen, Almosen für die Liebe Gottes!», schrien die Bettler. «Ah!», riefen sie, wenn die Händler gefühllos an ihnen vorbeigingen, «deine Mutter ist eine Kuh, die sich mit einem Keiler gepaart hat. Dein Same ist der Same des Teufels und deine Schwestern werden auf dem Marktplatz verkauft!»

Fremde Gerüche erreichten mich und kitzelten meine Nase, die mich veranlassten, tief einzuatmen – und dann herzhaft zu niesen. Gerüche aus dem Herzen Indiens, Ziegeltee aus China, alter Staub, den es von den Yak getragenen Ballengütern schüttelte, alles wurde in meine Richtung geweht. Dann entschwanden in der Ferne die Yakglockenklänge wieder, ebenso die lauten Gespräche der Händler und die Verwünschungen der Bettler. Bald würden an den Haustüren der Damen von Lhasa reiche Krämer aufkreuzen. Bald würden die Ladenbesitzer ihre Augenbrauen und ihre Stimmen erheben angesichts der geforderten und unerklärlich hohen Preise. Bald müsste auch ich wieder in den Potala zurückkehren.

Meine Aufmerksamkeit wanderte. Ruhig schaute ich den Mönchen beim Waschen zu. Zwei von ihnen gerieten sich in die Haare aufgrund der Drohung des einen, den anderen mit Wasser vollzuspritzen. Schnell griffen die Aufsichtsbeamten ein. Eine blitzschnelle Bewegung und die zwei gezüchtigten Mönche wurden abgeführt, jeder im eisernen Griff der «Hüter des Friedens».

Doch was war das? Ich ließ meinen Blick die Büsche absuchen. Zwei winzige glänzende Äuglein schauten mich ängstlich von einer leichten Erhöhung an. Zwei kleine graue Öhrchen waren aufmerksam in meine Richtung geneigt. Ein kleiner Körper in Kauerstellung war bereit loszustürzen, sollte ich unverhofft eine falsche Bewegung machen. Eine kleine graue Maus dachte über die Möglichkeit nach, wie sie auf ihrem Heimweg am besten zwischen dem See und mir vorbeikam. Als ich sie beobachtete, rannte sie blitzschnell los und behielt mich ständig im Auge, aber ihre Vorsicht war völlig unverhältnismäßig. Sie sah nicht, wo sie hinlief, und schoss kopfvoran in einen gefallenen Ast. Mit einem schrillen Schreckensschrei sprang sie hoch in die Luft. Sie sprang äußerst ungünstig, denn sie sprang viel zu weit auf die eine Seite. Als sie landete, verpasste sie den sicheren Boden und fiel in den See. Die arme Maus kam nicht voran und war in Gefahr, von einem Fisch geschnappt zu werden, als ich knietief in das Wasser watete und sie herausfischte.

Vorsichtig trocknete ich sie mit dem Unterteil meiner Robe ab. Ich watete zum Ufer zurück und legte das zitternde, kleine Bündel auf den Boden. Ein undeutliches kurzes Huschen und schon war sie in ihrer kleinen Höhle verschwunden, zweifellos dankbar für ihre Rettung. Über mir krächzte der alte Vogel ein «Kruaak» des Gespötts und schwang sich schwerfällig in die Luft und flog geräuschvoll in Richtung Lhasa.

In Richtung Lhasa? Das erinnerte mich. Ich sollte mich in Richtung Potala aufmachen! Auf der anderen Seite der Norbu Linga Mauer nahmen die Mönche in gebückter Haltung die am Boden zum Trocknen ausgelegte Wäsche unter die Lupe. Alles musste sorgfältig geprüft werden, bevor sie

aufgenommen werden konnte. Der kleine Bruder, der Käfer, könnte über die Wäsche spazieren und beim Einrollen der Wäschestücke erdrückt werden. Eine Handlung, die einen buddhistischen Priester völlig erschauern und erblassen lässt. Vielleicht hatte auch ein kleiner Wurm unter der Wäsche eines hohen Lamas Schutz vor der Sonne gesucht, dann musste der kleine Wurm entfernt und in Sicherheit gebracht werden, sodass seine Bestimmung nicht durch die Menschen verändert wurde. Überall gingen Mönche in gebückter Haltung umher und spähten und atmeten erleichtert auf, während ein kleines Geschöpf nach dem anderen vor dem sicheren Tod bewahrt wurde.

Nach und nach türmten sich die Wäscheberge auf, die nun für den Abtransport in den Potala bereit waren. Kleine Akoluthen wankten unter den frisch gewaschenen Wäschebündeln. Einige konnten nicht über das, was sie trugen, sehen. Dann folgte für gewöhnlich ein Aufschrei eines stolpernden, kleinen Kerls und die ganze Wäsche landete am Boden im Staub oder sogar im Schlamm am Flussufer.

Von hoch oben auf dem Dach ertönte das Pochen und das Dröhnen der Schneckenhörner und das Plärren der großen Trompeten. Klänge, die von den fernen Bergen widerhallten und nachhallten, sodass manchmal, wenn die Bedingungen günstig waren, deren Vibrationen rund um einen herumpulsierten und einem minutenlang auf die Brust schlugen. Dann plötzlich war alles still und ruhig, so ruhig, dass man sogar seinen eigenen Herzschlag hören konnte.

Ich verließ den Schatten des freundlichen Baumes und machte mich hinkend auf den Weg durch eine Lücke in der Hecke. Meine Beine waren etwas wackelig. Einige Zeit zuvor hatte ich an meinem linken Bein eine schwere und schlecht verheilende Brandverletzung erlitten, und dann hatte ich noch beide Beine gebrochen, als mich eine heftige Windböe vom Dach des Potala abhob und den Berg hinunterfegte. Deshalb humpelte ich und wurde für eine kurze Zeit von meinen Haushaltspflichten entbunden. Meine Freude darüber wurde jedoch dadurch ausgeglichen, dass ich mehr lernen musste,

«damit die Schuld beglichen werden kann», wie man mir sagte. Heute am Waschtag hatte ich frei, um ein wenig herumzustreunen und im Norbu Linga Park auszuruhen.

Ich wollte nicht über den Haupteingang zurückkehren, mit all den hohen Lamas und Äbten, die einem ständig auf den Fersen sind. Auch die harten Stufen dort hinauf waren nichts für mich, wo ich gewöhnlich «… achtundneunzig, neunundneunzig, einhundert, einhunderteins … Stufen» zählte. Ich stand am Straßenrand, während Lamas, Mönche und Pilger an mir vorbeigingen. Dann folgte ein Unterbruch und ich humpelte über die Straße und tauchte gebückt unter den Büschen hindurch. Ich zog mich an den Büschen den steilen Berghang hinauf. Ich stieg über das Dorf Shö hinaus und erreichte einen Nebenpfad zwischen dem Gerichtshof und dem Potala.

Der Weg war holperig, aber wunderschön mit seiner ganzen Fülle an kleinen Steinpflanzen. Die Luft kühlte ab und meine übel zugerichteten Beine fingen an, unerträglich zu schmerzen. Ich schlug meine zerlumpte Robe um mich und setzte mich auf einen günstig gelegenen Stein, um wieder zu Kräften und zu Atem zu kommen. Drüben in Richtung Lhasa konnte ich kleine, lodernde Feuer sehen. Die Händler lagerten im Freien, so wie das die Inder oft taten, lieber als dass sie in einer der Herbergen übernachteten. Weiter zur Rechten konnte ich den glänzenden Fluss sehen, während er Lhasa verließ und sich auf die weite Reise zum Golf von Bengalen machte.

«Ur-rorr, ur-rorr!», sagte eine tiefe Bassstimme und ein pelziger Kopf stieß gegen meine Knie.

«Ur-rorr, ur-rorr!», antwortete ich freundschaftlich. Eine verschwommene Bewegung folgte und ein großer, schwarzer Kater stand auf meinen Beinen und stieß sein Gesicht gegen meins. «Ehrenwerter Miezekater», sagte ich durch sein dickes Fell hindurch, «du erstickst mich ja mit deiner Aufmerksamkeit!» Sachte fasste ich ihn mit den Händen an den Schultern und schob ihn ein wenig zurück, sodass ich ihn mir ansehen konnte. Große blaue Augen, leicht schielend, schauten mich an. Seine Zähne waren so weiß wie

die Wolken darüber. Die Ohren waren spitz nach oben gerichtet und wachsam für jedes Geräusch.

Der ehrenwerte Miezekater war ein alter und geachteter Freund von mir. Oft schmiegten wir uns unter einem verborgenen Busch aneinander und unterhielten uns über unsere Ängste, Enttäuschungen und über all die Mühsale unseres harten, harten Lebens. Nun zeigte er mir seine Zuneigung, indem er sich auf mir krallte. Er öffnete und schloss seine großen Pfoten, während sein Schnurren immer lauter und lauter wurde. Eine Weile saßen wir beisammen, und dann beschlossen wir gemeinsam, dass es Zeit war, weiterzugehen.

Während ich mich immer weiter nach oben quälte und wegen den Schmerzen in meinen lädierten Beinen stolperte, jagte der ehrenwerte Miezekater vorneweg mit steif aufgerichtetem Schwanz. Er tauchte ins Unterholz und sprang dann, wenn ich auf gleicher Höhe war wie er, hervor und hielt sich spielerisch an meiner flatternden Robe fest. «Aber! Aber!», rief ich bei einem solchen Ansturm aus. «Das ist aber nicht gerade die feine Art, wie sich eine Juwelen-Wächterkatze aufführen sollte.» Als Antwort legte er die Ohren flach zurück, jagte vorne an meiner Robe hoch und sprang, sobald er meine Schultern erreicht hatte, wieder seitwärts in die Büsche.

Es war immer eine Freude für mich, unsere Katzen zu sehen. Wir setzten sie als Wachkatzen ein, denn eine gut abgerichtete «Siamkatze» ist weit schärfer als ein Hund. Sie pflegten, scheinbar schlafend, neben den heiligen Objekten zu liegen. Und sollten die Pilger in Versuchung geraten, die Objekte zu berühren oder gar zu stehlen, dann packten diese Katzen zu, immer zu zweit und hielten ihn drohend am Halse fest. Sie waren wild, ich jedoch konnte alles mit ihnen machen, und da sie telepathisch waren, konnten wir uns ohne Schwierigkeiten unterhalten.

Ich erreichte den Nebeneingang. Der ehrenwerte Kater war bereits dort und riss energiegeladen große Späne aus einem Holzpfosten neben der Türe. Als ich den Riegel hochhob, stieß er mit seinem starken Kopf die Türe auf

und verschwand im düsteren Dunkeln. Ich folgte ihm, aber nur viel langsamer.

Dies war vorübergehend mein Zuhause. Meine Beinverletzungen waren so schlimm, dass ich vom Chakpori-Lamakloster in den Potala geschickt wurde. Und jetzt, als ich den Korridor betrat, rochen die Düfte so vertraut wie «Zuhause». Der immer allgegenwärtige Geruch des Weihrauchs in den verschiedensten Duftnoten, der je nach Zeit und Zweck abgebrannt wurde. Der saure, ranzige und beißende Geruch der Yakbutter, die wir für unsere Lampen und zum Erhitzen von kleineren Gefäßen so wie Teekessel verwendeten. Wir verwendeten sie auch, um Skulpturen während der kälteren Jahreszeit herzustellen. Die Erinnerung daran blieb immer, denn egal wie hart wir auch schrubbten (und wir schrubbten nicht zu hart!), der Geruch war immer da und durchdrang alles. Ein weniger guter Geruch war der von Yakdung, der getrocknet zum Heizen der Räume der Betagten und Gebrechlichen verwendet wurde. Doch nun humpelte ich weiter den Korridor hinunter an den flackernden Butterlampen vorbei, die den düsteren Gang noch düsterer erscheinen ließen.

Ein weiterer Duft war auch immer in allen Lamaklöstern allgegenwärtig. Ein Duft, der so vertraut war, dass man ihn gar nicht mehr wahrnahm, außer der Hunger hätte einem die Wahrnehmung dafür geschärft – Tsampa! Der Geruch von gerösteter Gerste, der Geruch von chinesischem Ziegeltee und der Geruch von heißer Butter. Zusammengemischt ist das Resultat zwangsläufig das ewige Tsampa. Manche Tibeter haben noch nie etwas anderes als Tsampa gegessen. Der Geschmack begleitet sie von Geburt an und es ist die letzte Nahrung, die sie zu sich nehmen. Es ist gleichzeitig Nahrung, Trinken und Trost. Es liefert den Nährwert für die härteste körperliche Arbeit und es liefert die Nahrung für den Geist. Doch, das war schon immer meine Überzeugung, dass es das sexuelle Interesse verkümmern lässt, und dementsprechend hat Tibet keine Schwierigkeiten ein zölibatärer Staat zu sein, ein Land von Mönchen und mit einer sinkenden Geburtenrate.

Der Hunger hatte meine Wahrnehmung geschärft, und so wusste ich den Geruch der gerösteten Gerste, der heißen Butter und des chinesischen Ziegeltees zu schätzen! Ich humpelte den Korridor hinunter und bog links ab, wo der Geruch am stärksten war. Hier bei den großen Kupferkesseln schöpften die Kochmönche gerade geröstete und gemahlene Gerste in den kochenden Tee. Einer zerhackte mehrere Pfund Yakbutter und warf sie hinein. Ein anderer richtete einen Ledersack mit Salz auf, das von den Nomadenstämmen der Hochlandseen hierhergebracht wurde. Ein vierter Mönch rührte und mischte mit einer langen Rührkelle alles um. Im Kessel brodelte und dampfte es und die verbliebenen Zweigstücke des Teeziegels stiegen an die Oberfläche, wo sie vom Kochmönch mit der Rührkelle herausgefischt wurden.

Der brennende Yakdung unter dem Kochkessel verströmte einen beißenden Gestank und hüllte die Umgebung in dichte Wolken aus schwarzem Ruß. Die ganze Küche war damit überzogen und die schwarzen vom Schweiß gestreiften Gesichter der Kochmönche hätten Wesen aus der Hölle sein können. Des Öfteren schöpfte der Mönch mit der Rührkelle die obenauf schwimmende Butter aus dem Kochkessel ab und warf sie ins Feuer. Es folgte ein Zischen und ein Auflodern der Flammen und es stank erneut!

«Ah, Lobsang!», rief ein Mönch aus all dem Geklapper und Lärm heraus. «Kommst wohl wieder, um etwas Essen zu holen? Bediene dich, Junge, bediene dich!» Ich holte aus meiner Robe den kleinen Lederbeutel hervor, in dem wir Mönche die Tagesration Gerste aufbewahrten. Ich schüttelte den Staub aus und füllte ihn mit frisch gerösteter und gemahlener Gerste wieder auf. Aus dem Vorderteil meiner Robe nahm ich meine Schale und begutachtete sie. Sie war von den Essensresten noch etwas verklebt und sah schmutzig aus. Aus einem großen Behälter, der hinten an der Wand stand, nahm ich eine Handvoll sehr feinen Sand und schrubbte sie damit gründlich sauber. Gleichzeitig half es mir auch, meine Hände zu reinigen! Endlich war ich mit dem Zustand der Schale zufrieden. Doch zuerst musste noch etwas anderes erledigt werden. Mein Teebeutel war auch leer oder eher, alles, was er

noch enthielt waren kleine Zweige, ein wenig Sand und anderen Unrat, den man immer im Tee fand. Dieses Mal stülpte ich den Beutel von innen nach außen und zupfte die unbrauchbaren Teereste heraus. Ich drehte ihn wieder um und nahm einen Hammer und schlug ein passendes Stück vom nächstbesten Teeziegel ab.

Nun war ich an der Reihe. Einmal mehr nahm ich meine Schale, meine nun frisch gereinigte Schale und hielt sie hin. Ein Mönch nahm eine Schöpfkelle und füllte sie randvoll mit Tsampa. Dankbar zog ich mich in eine Ecke zurück, setzte mich auf einen Sack und aß meine Portion. Während ich aß, schaute ich mich um. Die Küche war voll von den üblichen Müssiggängern. Untätige Männer, die herumlungerten, tratschten und die neusten Skandalgeschichten erzählten und den erst vernommenen Gerüchten noch ein paar neue hinzufügten: «Ja, der Lama Tenching wird ins Rosenzaun-Lamakloster gehen. Tis hat gesagt, er hätte Streit mit dem Herrn Abt gehabt. Mein Freund hat alles gehört, er sagte …»

Die Menschen haben viele eigenartige Vorstellungen von Lamaklöstern oder Einsiedeleien. Es wird oft angenommen, dass Mönche den ganzen Tag mit Beten, Nachdenken oder Meditieren verbringen, und dazu noch «gut aussehen und nur Gutes sagen». Ein Lamakloster ist ein Ort, wo sich offiziell, Männer mit religiösen Absichten zum Zwecke der Verehrung und des Nachdenkens zusammenfinden, damit der Geist geläutert werden kann. Offiziell! Inoffiziell aber macht eine Robe noch lange keine Mönche aus ihnen. In einer Gemeinschaft von mehreren Tausend Menschen muss es auch diejenigen geben, die sich um den Haushalt, die Reparaturen und die Instandhaltung der Gebäude kümmern. Andere kümmern sich um die Buchhaltung, beaufsichtigen die Untergebenen, lehren und predigen und so weiter. Es gibt genug Arbeit! Ein Lamakloster kann eine große Stadt mit einer ausschließlich männlichen Bevölkerung sein. Die Arbeiter sind die unterste Klasse der Mönche. Sie haben kein Interesse am «religiösen» Aspekt des Lebens, sie legen nur Lippenbekenntnisse ab. Einige Mönche waren noch nie in einem Tempel, außer um den Boden zu wischen!

Ein großes Lamakloster verfügt über eine Andachtsstätte, über Schulen, Krankenhäuser, Läden, Küchen, Herbergen, Gefängnisse und beinahe alles, was man in einer «weltlichen» Stadt auch finden würde. Der Hauptunterschied ist nur, dass in einem Lamakloster jeder und alles männlich ist und sich alle, oberflächlich betrachtet, den «religiösen Weisungen und Handlungen» verschrieben haben. Die Lamaklöster haben ihre gewissenhaften Arbeiter als auch ihre wohlmeinenden kleinen «Nichtstuer». Die größeren Lamaklöster sind Städte, Siedlungen mit vielen Gebäuden und Parks, die sich über ein weites Gebiet erstrecken. Manchmal ist die ganze Gemeinschaft auch von einer hohen Mauer umgeben. Andere Lamaklöster sind klein und beherbergen vielleicht nur etwa hundert Mönche, die alle in einem Gebäude untergebracht sind. In einigen weit entlegenen Gegenden zählt ein sehr kleines Lamakloster vielleicht nicht mehr als zehn Mitglieder. So bewegt sich die Mitgliederzahl von zehn bis zu zehntausend Personen von großen und kleinen, von dicken und dünnen, von guten und schlechten und von faulen und tatkräftigen Mönchen. Das Gleiche also wie in einer Gemeinschaft außerhalb auch. Das heißt, nicht schlechter und oft nicht viel besser, außer dass die «lamaistische Disziplin» fast schon militärisch sein konnte. Es hing alles von dem verantwortlichen Abt ab. Er konnte ein netter, rücksichtsvoller Mann oder auch ein Tyrann sein.

Ich unterdrückte ein Gähnen und ging in den Korridor hinaus. Ein Rascheln in einem der Lagerräume erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich sah gerade noch einen schwarzen Schwanz zwischen den Getreidesäcken verschwinden. Die Katzen bewachten das Getreide und fingen sich gleichzeitig ihr (Mäuse-)Abendbrot. Auf einem Sack sah ich einen zufrieden aussehenden Kater sitzen, der sich munter seine Schnurrhaare putzte.

Die Trompeten ertönten und hallten durch die Korridore und widerhallten immer wieder aufs Neue. Ich drehte mich um und machte mich auf den Weg zum inneren Tempel zu den Geräuschen von vielen schlurfenden Sandalen und dem Klatschen nackter Füße.

Im Inneren breitete sich die zunehmende Dunkelheit des frühen Abends aus. Die purpurnen Schatten stahlen sich über den Boden und ließen die Pfeiler wie Elfenbein erscheinen. Die Seiten der Fenster waren mit Gold eingefasst, als die Sonne ihre Strahlen aussandte und unser Zuhause ein letztes Mal sanft umarmte. Wirbelnde Weihrauchwolken trieben dahin und zeigten sich, wenn sie von einem Sonnenstrahl getroffen wurden, als Myriaden von Staubkörnern in lebendigen Farben, fast so, als wären sie von Leben durchdrungen.

Mönche, Lamas und einfache Akoluthen gingen hintereinander hinein und nahmen ihren Platz am Boden ein. Jeder fügte seinen eigenen Farbtupfer hinzu, der sich in der vibrierenden Luft zu widerspiegeln schien. Die goldenen Roben der Potala-Lamas, die safrangelben und roten Roben von anderen, die dunkelbraunen Roben der Mönche und die sonnengebleichten Gewänder jener, die ständig im Freien arbeiteten. Alle saßen in Reihen in der für sie gebilligten Haltung. Ich jedoch wurde, aufgrund meiner schweren Beinverletzung, die mir das Sitzen wie vorgeschrieben verunmöglichte, in die hinteren Reihen verwiesen, wo ich von einer weihrauchumhüllten Säule verdeckt war, sodass ich «das Muster» nicht zerstörte.

Ich schaute mich um, ich sah all die Knaben, die Männer und die sehr alten Weisen, die alle an der Andacht teilnahmen, jeder nach seinem Verständnis. Ich dachte an meine Mutter, an die Mutter, die mir nicht einmal auf Wiedersehen gesagt hatte, als ich mein Zuhause verließ, um dem Chakpori-Lamakloster beizutreten. Wie lange mochte das schon wieder her sein? Männer, alles Männer. Ich wusste nur über Männer Bescheid. Wie waren wohl die Frauen? Ich wusste, dass es in einigen Gebieten von Tibet Lamaklöster gab, wo Mönche und Nonnen gemeinsam lebten, verheiratet waren und Familien hatten.

Der Weihrauch wirbelte weiter. Die Andacht nahm ihren Lauf, und die Düsterkeit nahm zu, bis die Dunkelheit über uns hereinbrach, die kaum von den flackernden Butterlampen und dem schwachen Glühen des Weihrauches erhellt wurde. Männer! War es überhaupt richtig für Männer, wenn sie

allein und ohne Umgang mit Frauen lebten? Wie mochten wohl die Frauen sein? Wie auch immer, dachten sie das gleiche wie wir? Soweit ich wusste, redeten sie nur über Mode, Haarfrisuren und so dummes Zeug wie das. Sie sahen außerdem schrecklich aus mit all dem Zeug, das sie sich ins Gesicht strichen.

Die Andacht endete. Ich erhob mich schmerzgequält und stand mit wackeligen Beinen da und lehnte mit dem Rücken gegen einen Pfeiler, damit ich nicht gleich beim ersten Ansturm der hinauseilenden Brüder zu Boden gerissen wurde. Schließlich ging auch ich in den Korridor und machte mich auf den Weg in den Schlafsaal.

Ein kalter Wind wehte durch das offene Fenster, der direkt vom Himalaya herabblies. Die Sterne schienen hell und kalt in der klaren Nachtluft. Aus einem Fenster unterhalb rezitierte eine zitternde Stimme:

«Wahrlich, dies ist die Edle Wahrheit über den Ursprung des Leidens: Es ist das begehrliche Verlangen, das die Wiederholung des Werdens verursacht.»

Morgen, das durfte ich nicht vergessen, und vielleicht noch ein paar Tage danach, würden wir spezielle Vorträge über den Buddhismus von einem angesehenen indischen Lehrer erhalten. Unser Buddhismus, der Lamaismus, hatte sich von der strikten orthodoxen Linie des «indischen Buddhismus» abgewandt, auf die gleiche Weise wie der christliche Glauben verschiedene Ausrichtungen hat, so zum Beispiel die Evangelisten oder die Katholiken. Nun aber waren die Nachtstunden schon weit fortgeschritten und ich wandte mich von dem frostigen Fenster ab.

Rund um mich herum schliefen die Akoluthen schon. Einige schnarchten. Ein paar wälzten sich unruhig hin und her, während sie vielleicht an Zuhause dachten, wie ich das neulich auch getan habe. Ein paar sehr verwegene Seelen versuchten bereits, die «korrekte» lamaistische Schlafhaltung zu praktizieren, das heißt, das Schlafen in aufrechter Lotosposition. Wir

hatten natürlich keine Betten und auch keine Matratzen. Der Boden war unser Tisch und auch unser Bett.

Ich zog meine Robe aus und zitterte nackt in der kalten Nachtluft. Dann wickelte ich mich in meine Wolldecke ein, die alle tibetischen Mönche als Rolle über einer Schulter tragen und die bis zur Hüfte reichte. Vorsichtig ließ ich mich zu Boden gleiten, im Falle mich meine heimtückischen Beine hintergingen. Ich bündelte meine Robe unter den Kopf als Kissen und fiel in den Schlaf.

Kapitel 2

«Du, Junge! Du! Setz dich richtig hin! Setz dich so hin, wie es sich gehört!» Die Stimme dröhnte wie ein Donnergrollen. Dann verpassten mir zwei kräftige Hände links und rechts eine Ohrfeige. Einen Moment lang dachte ich, alle Tempelglocken hätten auf einmal geklingelt. Ich sah mehr Sterne, als in der klarsten Nacht zu sehen waren. Eine Hand packte mich am Kragen meiner Robe, hob mich auf die Füße und schüttelte mich wie ein Staubtuch, das man aus dem Fenster schüttelte.

«Antworte mir, antworte mir, Junge!», schrie die wütende Stimme. Doch, er gab mir keine Gelegenheit zu antworten. Er schüttelte mich einfach, bis meine Zähne klapperten und meine Schale herausfiel und über den Boden kullerte. Mein Beutel mit der Gerste fiel heraus. Die Schnur löste sich und dabei ergoss sich ein Getreideregen in die geschockte Luft. Schließlich zufrieden, warf mich der wütende Mann wie eine Stoffpuppe zur Seite.

Plötzlich kehrte Stille ein und in der Luft lag eine gespannte Erwartung. Vorsichtig befühlte ich meine Robe hinten an meinem linken Bein. Eine dünne Blutspur sickerte aus der aufgerissenen Narbe. Stille? Ich schaute auf. Ein Abt stand am Türeingang dem wütenden Mann gegenüber.

«Der Junge wurde schwer verletzt», sagte er. «Er hat eine Sondererlaubnis von Seiner Heiligkeit, so zu sitzen, wie es ihm am angenehmsten ist. Er hat außerdem die Erlaubnis, Fragen im Sitzen zu beantworten.»

Der Abt kam zu mir herüber, schaute auf meine vom Blut geröteten Finger und sagte: «Die Blutung sollte bald aufhören. Wenn nicht, dann geh zum Arzt.» Damit nickte er dem aufgebrachten Mann zu und verließ den Raum.

«Ich», sagte der wütende Mann, «bin eigens von Mutter Indien hierhergekommen, um euch die Wahrheit über den Buddhismus zu erzählen. Ihr in eurem Land habt euch von unserer Lehre losgesagt und einen eigenen Religionszweig, den Lamaismus, gegründet. Ich bin gekommen, um euch den Ursprung der Wahrheit wieder näherzubringen.»

Er starrte mich an, als wäre ich sein Todfeind. Dann wies er einen Jungen an, mir meine Schale und meinen nun leeren Gerstebeutel wieder zu geben. Einige Augenblicke, während dies ausgeführt und meine verschüttete Gerste aufgewischt wurde, schritt er im ganzen Raum umher, so als hielte er nach einem weiteren Opfer Ausschau. Er war ein großer, hagerer Mann mit einer sehr braunen Haut und einer großen, gebogenen Nase. Er trug die Robe eines alten indischen Ordens und er blickte uns an, als würde er uns alle verachten!

Der indische Lehrer stolzierte ans Ende des Raumes und stieg auf ein kleines erhöhtes Podest. Sorgfältig stellte er das Lesepult auf die für ihn exakte Höhe ein. Er kramte in einer Ledermappe herum, die steife Seiten hatte und rechteckig war und entnahm ihr einige bemerkenswerte Papierblätter. Dünnes Papier, eine Handbreite auf zwei Handbreiten, überhaupt nicht wie die langen und dicken Papierbögen, die wir hier verwendeten. Sie waren dünn, man sah hindurch und sie waren beinahe so biegsam wie Stoff. Seine eigentümliche Ledermappe faszinierte mich. Sie war hochpoliert und in der Mitte auf der schmalen Seite befand sich ein glänzendes Metallstück, das aufsprang, wenn der Knopf gedrückt wurde. Ein Stück geformtes Leder diente als praktischer Griff. Ich beschloss, dass ich mir eines Tages auch eine solche Ledermappe anschaffen würde.

Der Inder raschelte mit dem Papier. Drohend sah er uns an und erzählte uns die Geschichte, die wir schon längst kannten. Ich beobachtete mit großem Interesse, wie seine Nasenspitze während des Sprechens wackelte und seine Augenbrauen ausgeprägte Wülste bildeten, wenn er auf die Seiten schaute. Die Geschichte, die er uns erzählte, war die alte, uns wohlvertraute:

Vor zweitausendfünfhundert Jahren waren die Menschen in Indien von ihrer Religion enttäuscht. Die Hindupriester waren verkommen und dachten nur noch an die irdischen Freuden und an den persönlichen Gewinn. Die Menschen, denen sie hätten helfen sollen, wandten sich von ihrem alten Glauben ab und wandten sich allem zu, was ihnen irgendwie noch einen Funken Hoffnung gab. Propheten und Wahrsager durchquerten das Land.

Sie sagten Unheil und Leiden voraus. Tierliebhaber kamen zu dem Schluss, dass die Tiere besser waren als die Menschen und so verehrten sie die Tiere als Götter.

Die kultivierteren Inder, tiefsinnige Menschen, die um ihr Land bangten, wandten sich von der Religion ihrer Ahnen ab und sannen tief über den traurigen Zustand der Menschenseele nach. Ein solcher Mann war ein hoher Hindufürst. Ein schwerreicher Kriegerfürst. Er war beunruhigt und machte sich Sorgen um die Zukunft seines einzigen Sohnes Gautama, der erst kürzlich in eine so sorgenvolle Welt hineingeboren wurde.

Der Vater und die Familie hatten den großen Wunsch, dass Gautama als großer Kriegerprinz aufwachsen und später das Fürstentum seines Vaters erben sollte. Ein alter Wahrsager, der zur Weissagung herangezogen wurde, hatte vorausgesagt, dass der junge Mann ein Prophet mit großem Ansehen werden würde. Für den schwer getroffenen Vater war dieses Schicksal noch schlimmer als der Tod. Um ihn herum gab es genug Beispiele von jungen Männern aus der Oberschicht, die sich von ihrem komfortablen Leben lossagten und sich als Pilger, barfuß und in Lumpen gekleidet, auf den Weg machten, um nach einem neuen spirituellen Leben zu suchen. Der Vater entschloss alles zu tun, um die Prophezeiung des Wahrsagers zu vereiteln und legte seinen Plan fest …

Gautama war ein künstlerisch begabter und sehr sensibler junger Mann mit einem ausgesprochen scharfen und wachen Verstand. Er war in der Lage, Vorwände zu durchschauen und ihnen auf den Grund zu gehen. Adelig in beidem, von Geburt und in der Erziehung, nahm er immer Rücksicht auf die ihm Untergebenen. Seine Wahrnehmung war so ausgeprägt, dass er erkannte, dass er sehr umsichtig behütet und abgeschirmt wurde und nur diejenigen treffen durfte, die ihm persönlich dienten oder der Kaste gleichgestellt waren.

Zur Zeit der Prophezeiung des Wahrsagers hatte der Vater die strikte Anweisung erteilt, dass sein Sohn zu allen Zeiten von allem Bösen und Leiden bewahrt werden sollte, die die Menschen jenseits der Palastmauern

plagten. Dem Knaben wurde nie gestattet, allein nach draußen zu gehen. Seine Reisen wurden beaufsichtigt und ihm wurde nie erlaubt, jemanden zu treffen, der arm war oder litt. Luxus und nur Luxus sollte sein Los sein. Alles, was mit Geld gekauft werden konnte, war sein. Alles, was unerfreulich und unbarmherzig war, wurde rigoros von ihm ferngehalten.

Doch das Leben konnte so nicht weitergehen. Gautama war ein temperamentvoller und entschlossener junger Mann. Eines Tages, ohne Wissen seiner Eltern und seiner Lehrer, schlich er sich aus dem Palast und begab sich mit einem sehr sorgsam ausgewählten Bediensteten auf eine Ausfahrt jenseits der Palastanlage. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er, wie andere Kasten lebten. Vier Ereignisse führten zu den tiefgründigsten Gedanken und veränderten so den Lauf der Religionsgeschichte.

Zu Beginn seiner Ausfahrt sah er einen sehr, sehr alten Mann, der vor Alter und Krankheit zitterte. Er stützte sich schwer auf seine zwei Krücken, während er sich schmerzgeplagt entlangschleppte. Zahnlos und erblindet vom grauen Star und altersschwach drehte der alte Mann dem jungen Prinzen sein leeres und starr blickendes Gesicht zu. Zum ersten Mal in seinem Leben erkannte Gautama, dass das Altern jeden betraf und dass man mit zunehmenden Jahren nicht mehr so vital und beweglich war.

Völlig betroffen und voller seltsamer und düsterer Gedanken setzte der junge Prinz seine Fahrt fort. Doch ein weiterer Schock stand ihm noch bevor. Als die Pferde vor einer scharfen Biegung verlangsamten, fiel Gautamas entsetzter Blick auf eine beklagenswerte Gestalt, die jammernd und schaukelnd am Straßenrand saß. Ein Mann über und über mit eiternden Wunden bedeckt, ausgemergelt und von Krankheit gezeichnet, stöhnte und zupfte gelben Wundschorf von seinem Körper.

Der junge Gautama war zutiefst erschüttert. Krank vor Kummer – vielleicht war ihm auch sonst übel – sann er über die Frage nach: Muss man leiden? Betraf das Leiden alle Menschen? Ist Leiden unvermeidlich? Er schaute seinen Bediensteten an, der fuhr. Warum war er so ruhig, fragte sich der junge Prinz. Der Fahrer war unbekümmert, als ob solche Anblicke für

ihn alltäglich wären. Dies musste also der Grund sein, warum sein Vater ihn so abgeschirmt hatte.

Sie fuhren weiter. Gautama war viel zu überwältigt, um eine andere Anweisung zu geben. Das Schicksal, oder die Bestimmung, war damit noch nicht besiegelt. Auf einen Ausruf Gautamas wurden die Pferde verlangsamt und kamen zum Stehen. Neben der Straße lag nackt und grotesk ein von der glühenden Hitze der Sonne aufgedunsener Körper. Der Fahrer zwickte mit der Geißel und ein dichter Schwarm Fliegen, die sich von dem Körper ernährten, schwärmte auf. Der Leichnam, verfärbt und übelriechend, wurde vollkommen vor den Augen des jungen Mannes offenbart. Und während er hinschaute, spazierte eine Fliege aus dem toten Mund, schwirrte herum und setzte sich wieder.

Zum ersten Mal in seinem Leben sah Gautama den Tod. Er wusste nun, dass es am Ende des Lebens den Tod gab. Der junge Mann wies den Fahrer wortlos an, zurückzukehren … Er saß da und dachte über die Unbeständigkeit des Lebens nach. Er saß da und sann über die Schönheit eines Körpers nach, der jetzt der Verwesung preisgegeben war. War Schönheit so vergänglich, fragte er sich?

Die Räder drehten sich und dahinter wirbelten die Staubwolken auf. Der junge Prinz saß freudlos, in sich gekehrt und in Gedanken versunken da. Der Zufall oder das Schicksal wollte es, dass er rechtzeitig aufschaute, um einen schlicht gekleideten und heiter daherschreitenden Mönch auf der Straße zu sehen. Der Mönch, ruhig und gelassen, strahlte eine Aura von innerem Frieden, Wohlergehen und eine Liebe für seine Mitmenschen aus. Der nachdenkliche Gautama, der bis in sein Innerstes zutiefst erschüttert war über das, was er gesehen hatte, schockierte das erneut. Waren Frieden, Zufriedenheit und Ruhe alles Tugenden, die man nur fand, wenn man sich vom alltäglichen Leben zurückzog und religiös wurde? Ein Mönch wurde? Ein Mitglied eines mystischen Ordens? Dann, so beschloss er, würde er wie dieser Mönch werden. Er würde dem Leben im Palast den Rücken kehren und sich aus dem einzigen Leben zurückziehen, das er kannte.

Sein Vater tobte und wütete und seine Mutter weinte und flehte. Der Bedienstete wurde aus dem Fürstentum verbannt. Gautama saß allein in seinem Gemach und dachte unentwegt nach. Endlos dachte er über das nach, was er gesehen hatte. Er dachte, dass wenn er so viel auf einer kurzen Ausfahrt – seiner einzigen Ausfahrt – gesehen hatte, wie viel mehr Leid und Not musste es wohl noch geben? Er verweigerte das Essen, grämte sich und war niedergeschlagen. Er saß nur da und überlegte, was er tun sollte und wie er aus dem Palast fliehen und Mönch werden konnte.

Sein Vater versuchte auf jede nur erdenkliche Art, den Kummer und die Depressionen des betrübten jungen Prinzen zu mildern. Die besten Musikanten wurden aufgeboten, um unentwegt zu spielen, sodass der junge Mann keine Ruhe zum Nachdenken finden sollte. Jongleure, Akrobaten und Unterhalter aller Art wurden bemüht. Das ganze Fürstentum wurde nach den allerschönsten Mädchen durchforstet. Mädchen, die in den ausgefallensten Liebeskünsten versiert waren, sodass Gautama, durch die Leidenschaft erregt, auf diese Weise aus seiner Niedergeschlagenheit herausfände.

Die Musikanten spielten bis zur Erschöpfung. Die Mädchen tanzten und betörten ihn mit den erotischsten Darbietungen, bis auch sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Erst dann nahm Gautama Notiz von ihnen. Er starrte mit Schrecken auf die misslichen Körperhaltungen der gefallenen Musikanten. Er blickte entsetzt auf die nackten Mädchen, die nach ihrem Zusammenbruch ganz blass waren und deren Schminke nun grell und hässlich hervorstach, jetzt, wo der Glanz ihrer Gesundheit verschwunden war.

Einmal mehr sann er über die Unbeständigkeit der Schönheit nach, wie vergänglich sie doch war, wie schnell sie doch verflogen war. Wie traurig und hässlich war doch das Leben. Wie schreiend und billig waren doch die geschminkten Frauen, wenn ihre unmittelbare Aktivität zu Ende war. Er beschloss, den Palast zu verlassen. Er beschloss, alles, was er gekannt hatte, zurückzulassen und nach der Gelassenheit zu suchen, wo immer er diese auch finden möge.

Sein Vater tobte. Er verdoppelte und dann verdreifachte er die Palastwachen. Seine Mutter schrie und wurde hysterisch. Seine Frau, die arme, brach zusammen und alle Palastdamen weinten im Einklang. Gautamas Sohn, noch zu jung, um das, was vor sich ging, zu verstehen, schrie und plärrte in Übereinstimmung mit der ganzen Misere. Die Palastberater rangen hilflos mit den Händen und alle Worte waren vergeblich.

Tagelang dachte Gautama über Möglichkeiten nach, wie er fliehen könnte. Die Palastwachen kannten ihn gut. Die Bevölkerung im Fürstentum dagegen kannte ihn überhaupt nicht, denn er hatte die Palastgrenzen nur selten verlassen.

Schließlich, als er die Hoffnung beinahe aufgegeben hatte, kam ihm der Gedanke, dass er sich ja nur vor seinen unmittelbaren Wachen verkleiden musste. Von einem ihm wohlgesonnenen Bediensteten, der reichlich dafür belohnt wurde und umgehend das Fürstentum verließ, erwarb Gautama alte und zerlumpte Kleider, so wie sie die Bettler trugen. Eines Abends in der Dämmerung, bevor die Palasttore geschlossen wurden, zog er diese alten Kleider an und schlurfte mit zerzausten Haaren und mit ordentlich beschmutzten Händen und Gesicht mit den anderen Bettlern hinaus, die des Nachts weggewiesen wurden.

Er ging in den Wald, weg von der Hauptstraße und den Menschen. Er fürchtete, dass ihn seine Unwissenheit in den alltäglichen Dingen verraten würde. Die ganze Nacht wanderte er, bestrebt, die Grenze des Fürstentums zu erreichen. Er hatte keine Angst vor den Tigern und anderen wilden Tieren, die in der Nacht herumstreiften. Sein Leben war so behütet gewesen, dass er sich den Gefahren überhaupt nicht bewusst war.

Mittlerweile war im Palast seine Flucht entdeckt worden. Das ganze Gebäude wurde durchsucht, auch die Außengebäude und die Parks. Der Fürst eilte umher und schrie Befehle. Bewaffnete Männer standen in Alarmbereitschaft. Dann gingen alle zu Bett und warteten auf den Tagesanbruch, damit die Suche fortgesetzt werden konnte. In den Frauengemächern brach ein großes Gejammer und Wehklagen über den Zorn des Fürsten aus.

Gautama schlich durch den Wald und vermied Begegnungen, wann immer es möglich war, und schwieg auf allen Fragen, wenn es nicht möglich war. Er ernährte sich von Feldfrüchten, Getreide, Beeren und Obst und trank vom Wasser kalter, klarer Quellen. Doch die Kunde von dem seltsamen Wanderer, der sich nicht wie andere Wanderer benahm, erreichte schließlich den Palast. Die Männer des Fürsten schwärmten in voller Stärke aus, konnten den Ausreißer aber nicht ergreifen, da er sich immer im Dickicht versteckt hielt, dort wo die Pferde nicht hinkamen.

Schließlich ordnete der Fürst an, dass alle verfügbaren Tänzerinnen in den Wald gebracht werden sollten. Sie sollten Gautama nachstellen und versuchen, ihn zurückzulocken. Tagelang tanzten sie und schlängelten sich ihren Weg durch die Waldlichtungen, immer in Sichtweite von Gautama. Immer tanzten sie noch verführerische Tänze. Schließlich, an der Grenze des Fürstentums, trat Gautama aus dem Wald hervor und verkündete, dass er auf der Suche nach Spiritualität in die Welt hinausginge und nicht zurückkehren werde. Seine Frau eilte ihm mit dem Kind auf den Armen entgegen. Gautama beachtete jedoch ihre Bitte nicht, sondern wandte sich ab und setzte seine Reise fort …

Nachdem der indische Lehrer in der Geschichte, die wir ebenso gut kannten wie er, so weit gekommen war, sagte er: «Aus der dekadenten hinduistischen Religion entstand von diesem Augenblick an ein neuer Glaube. Ein Glaube, der vielen Trost und Hoffnung bringen würde. Wir beenden damit den Morgenunterricht und fahren am Nachmittag weiter. Wegtreten!»

Die anderen erhoben sich, verbeugten sich respektvoll vor dem Lehrer und gingen hinaus. Ich hatte Schwierigkeiten. Ich bemerkte, dass meine Robe durch das getrocknete Blut an der Beinnarbe festgeklebt war. Der Lehrer verließ den Raum, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen. Ich saß da mit erheblichen Schmerzen und überlegte, was ich tun sollte. Gerade dann kam hinkend ein alter Reinemachermönch herein und schaute mich erstaunt an. «Oh!», sagte er, «ich sah den Lehrer gehen und kam, um zu putzen. Wo fehlt's denn?» Ich erzählte es ihm und zeigte ihm, wo die große

Narbe gerissen und das Blut herausgeflossen war und wie ich die Wunde mit meiner Robe verschlossen hatte. Der alte Mann murmelte: «Aber, aber!» Dann eilte er so schnell er konnte mit seinen eigenen deformierten Beinen hinaus und kam bald darauf mit dem Arzt zurück.

Der Schmerz war wie ein rasendes Feuer. Ich hatte das Gefühl, mir würde das Fleisch von den Knochen weggerissen. «Ach, mein Sohn», sagte der Arzt, «du bist so sicher zu Schwierigkeiten geboren, wie die Funken aufwärtsfliegen!» Er seufzte und murmelte: «Aber warum nur müssen einige dieser großen Lehrer, die es eigentlich besser wissen sollten, immer so hartherzig und gefühllos sein? Fertig!», sagte er, während er die Kräuterkompresse fixierte und mir auf meine wackeligen Beine half. «So, nun bist du wieder in Ordnung. Ich werde dir eine neue Robe geben und die andere wegwerfen.»

«Oh, ehrwürdiger Meister!», rief ich ganz erschrocken aus und meine Knie zitterten vor Schreck. «Ich möchte keine neue Robe oder jeder wird denken, ich sei ein neuer, eben erst eingetretener Junge. Ich behalte lieber diese.»

Der alte Arzt lachte und lachte und dann sagte er: «Komm, mein Junge, komm mit mir und wir wollen zusammen sehen, was wir in dieser gewichtigen Angelegenheit tun können.»

Zusammen gingen wir langsam den Korridor hinunter, dahin, wo der Arzt sein Behandlungszimmer hatte. In ihm befanden sich auf Tischen, Simsen und Regalen Gläser mit Kräutern, ein paar zerstoßene Mineralien und merkwürdige Gegenstände, die ich zu der Zeit noch nicht kannte. Tibeter suchen den Arzt nur im äußersten Notfall auf. Bei uns gab es keine Erste-Hilfe-Verbandskästen wie im Westen. Wir behalfen uns so wie es die Natur vorgesehen hat! Ein gebrochener Arm oder ein gebrochenes Bein wurde natürlich wieder gerichtet und sehr tiefe Wunden genäht. Wir verwendeten dazu die langen Pferdeschwanzhaare. Wenn sie gut ausgekocht waren, eigneten sie sich sehr gut dafür. Für das Nähen von den tieferen Gewebeschichten verwendeten wir die langen, dünnen gespleißten Bambusfasern.

Der Bambus wurde auch als Drainagekanüle benutzt, um den Eiter aus einer Wunde abfließen zu lassen. Sauberes und gut gewaschenes Sumpfmoos ergab ein sehr nützliches Schwammmaterial, das auch als Kompresse verwendet werden konnte mit oder ohne Kräutersalbe.

Der Arzt nahm mich mit in einen Nebenraum, den ich nicht beachtet hatte. Von einem Stapel alter und geflickter Roben zog er eine hervor. Sie war sauber, gut ausgebessert und sehr sonnengebleicht. Meine Augen leuchteten bei ihrem Anblick auf, denn eine solche Robe zeigte, dass ich schon sehr, sehr lange im Lamakloster war! Der Arzt forderte mich auf, meine Robe auszuziehen. Ich tat es und er untersuchte mich noch auf andere Verletzungen. «Hmm! Du bist zu dünn und zu klein. Du solltest größer sein für dein Alter. Wie alt bist du, Junge?»

Ich sagte es ihm.

«Ach so? Oh, ich dachte, du wärst drei Jahre älter. Hmm! Schon ein richtiger Mann, wie? Nun probiere diese Robe an.»

Ich stellte meine Brust heraus und versuchte gerader zu stehen, um älter und größer zu wirken, doch meine Beine wollten sich nicht strecken. Die Robe war etwas zu groß für mich und ich versuchte diese Tatsache zu verbergen. «Ach», meinte der Arzt, «du wirst da bald hineinwachsen und sie ausfüllen. Behalte sie an. Auf Wiedersehen!»

Doch nun war es Zeit zu essen, zu essen bevor der Nachmittagsunterricht begann. Ich hatte schon so viel Zeit verloren. Also schlurfte ich in die Küche hinunter, wo ich meine missliche Lage erklärte.

«Iss, Junge iss und fang gleich an damit!», sagte der freundliche und rußverschmierte Koch, der mir eine großzügige Portion schöpfte. Die Sonne schien durch das Fenster. Ich stand mit den Ellenbogen auf den Fenstersims gelehnt da und schaute hinaus, während ich aß. Manchmal konnte ich jedoch der Versuchung nicht widerstehen und spritzte ein wenig Tsampa über den Rand meiner Schale hinaus, das dann weiter unten auf einen armen, nichtsahnenden Mönch platschte.

«Möchtest du noch mehr, Junge?», fragte der Kochmönch erstaunt. «Noch mehr? Du musst ganz schön hohl sein oder …», er zwinkerte mir verschmitzt zu, «verkleisterst du etwa die Köpfe der Brüder damit?» Ich musste wohl errötet sein oder schuldbewusst ausgesehen haben, denn er lachte schallend und sagte: «Na dann lass uns bei dieser Portion noch ein wenig Ruß beimischen!»

Doch der Spaß konnte nicht ewig weitergehen. Meine Schale war schon wieder leer. Unten wischte sich eine anwachsende und verärgerte Gruppe Mönche ihre schwarz verspritzten Schädel ab und spähte argwöhnisch um sich. Einer machte sich sogar auf den Weg hinauf. Hastig zog ich mich aus der Küche zurück und schlenderte so arglos wie nur möglich in den Korridor hinaus. Als ich um eine Ecke bog, kam mir ein finster dreinblickender Mönch entgegen und zögerte, als er mich sah. «Zeig mal deine Schale her», knurrte er.

Ich setzte meine allerbeste Unschuldsmine auf, griff in meine Robe und holte den gewünschten Gegenstand hervor und übergab ihn zur Inspektion. «Ist etwas nicht in Ordnung, werter Herr?», fragte ich. «Das ist wirklich meine Schale», fuhr ich fort. Der Mönch untersuchte die Schale sorgfältig und suchte sie nach Rußspuren ab, die ich natürlich gründlichst entfernt hatte. Er starrte mich mit tiefstem Misstrauen an und gab mir meine Schale zurück und sagte: «Oh, du bist ja der Verletzte! Du konntest nicht auf das Dach geklettert sein. Irgendjemand lässt nassen Ruß auf uns herabfallen, er ist auf dem Dach – ich werde ihn schon noch erwischen!» Damit machte er kehrt und eilte in Richtung Dach davon. Ich atmete tief durch und schlenderte weiter.

Hinter mir vernahm ich ein Kichern und die Stimme des Kochmönchs sagte: «Das hast du prima gemacht, Junge. Du solltest Schauspieler werden. Ich werde dich nicht verraten oder ich werde dein nächstes Opfer sein!» Er eilte an mir vorbei und machte sich auf den Weg zu einer unbekannten Mission, die etwas mit der Lebensmittelversorgung zu tun hatte, und ich setzte widerwillig meinen Weg zurück ins Klassenzimmer fort. Ich war der erste

dort und stand gestärkt am Fenster und blickte hinaus. Es faszinierte mich immer wieder, von dieser Höhe aus über die Landschaft hinwegzublicken. Der Anblick der Bettler am Pargo Kaling, dem Westtor, und die nie nachlassende Begeisterung, die ewige Schneegischt zu sehen, die es von den höchsten Gipfeln des Himalaya herabwehte. Ich konnte Stunden und Tage mit Beobachten verbringen.

Rund um die Gegend von Lhasa formten die Berge ein großes «U», der mächtige Himalaya, der das Rückgrat des Kontinentes bildete. Da mir noch etwas Zeit blieb, beobachtete ich alles genau und machte ein Spiel daraus. Unterhalb von mir verschmolzen die weißen kalkgetünchten Mauern des Potala unmerklich mit dem lebendig gewachsenen Felsgestein, das Äonen zuvor einmal ein Vulkan gewesen war. Das Kalkweiß der von Menschenhand geschaffenen Baustruktur floss ins Grau und Braun des Berges hinein, und wo das eine begann und das andere aufhörte, konnte niemand sagen, es ging nahtlos ineinander über. Die tieferliegenden Hänge des Berges waren mit kleinen Büschen bedeckt, durch die wir Jungen oft krochen, um nicht entdeckt zu werden. Noch weiter unten befanden sich die Gebäude des Dorfes Shö mit dem großen Gerichtshof, dem Regierungsamt, der staatlichen Druckerei, der Zivilverwaltung und dem Gefängnis.

Es war ein geschäftiger Schauplatz. Pilger schritten auf dem Pilgerweg entlang und hofften, Tugend zu erlangen, indem sie sich der Länge nach auf den Boden legten, ein paar Zentimeter vorwärts krochen und sich dann erneut flach auf den Boden legten. Es sah von meiner Höhe höchst unterhaltsam aus. Mönche schritten forsch zwischen den Häusern einher. Es mussten Aufsichtsbeamte sein, die hinter einem Übeltäter her waren, dachte ich. Und Lamas auf Pferden gingen ihren staatlichen Geschäften nach. Ein Abt und sein Gefolge bogen in unsere Straße ein und ritten langsam die breite Treppenflucht zum Haupteingang hinauf. Eine Gruppe Wahrsager strebte einen schnellen Handel an, während sie die Vorzüge ihrer Horoskope anpriesen: «Gesegnet von einem Herrn Abt, wohlgemerkt, es wird Ihnen Glück bringen!»

Das Grün der Weiden im Sumpf auf der anderen Seite der Straße weckte meine Aufmerksamkeit, denn die Farnwedel bewegten sich sanft in der Brise. In den Wasserlachen widerspiegelten sich die dahinrasenden Wolken und wechselten je nach den vorübergehenden Fußgängern die Farben. Ein Wahrsager hatte sich am Rande einer großen Wasserlache niedergelassen und gab vor, «die Zukunft» seiner Klienten aus «dem heiligen Wasser am Fuße des Potala» zu lesen. Ein wahrhaft florierender Handel!

Der Pargo Kaling war überlaufen. Kleine Verkaufsstände waren errichtet worden, und Wanderhändler machten gute Geschäfte mit dem Verkauf von Nahrungsmitteln und Süßigkeiten an die Pilger. Eine Fülle von Amuletten und Amulettkästchen hingen am Ende eines Standes herab, deren türkisfarbenen und goldenen Ornamente hell im Sonnenlicht glänzten. Inder mit bunten Turbanen, dichten Bärten und lebhaften Augen streiften umher, um Geschäfte zu machen und zu versuchen, die Verkäufer an den Verkaufsständen zu unterbieten.

Gegenüber ragte das Chakpori, der Eisenberg, auf. Es lag leicht höher als der Potala, war aber nicht so prunkvoll und umfasste auch nicht so viele Gebäude. Das Chakpori war nüchtern und wirkte irgendwie grau und streng. Doch das Chakpori war die Stätte der Heilkunde, während der Potala der Sitz des Gottes war. Hinter dem Chakpori glitzerte und plätscherte der Fluss des Glücks, der sich schnell auf seinen Weg hinunter zum Golf von Bengalen aufmachte.

Beim Abschirmen meiner Augen und wenn ich mich ein wenig anstrengte, konnte ich den Fährmann sehen, der Passagiere über den Fluss paddelte. Sein Yakhautboot faszinierte mich schon immer, und ich begann mich zu fragen, ob es für mich nicht vielleicht besser gewesen wäre, wenn ich Fährmann geworden wäre anstelle eines kleinen Akoluthen in einem so großen Lamakloster. Doch es bestand wenig Hoffnung, jetzt noch Fährmann zu werden, das wusste ich sehr wohl. Ich musste zuerst mit meinem Studium weitermachen. Und wer hatte denn schon von einem Mönch gehört der Fährmann wurde!

Weit weg auf der linken Seite blendeten die goldenen Dächer der Jokhang Kathedrale von Lhasa die Augen, während sie die Sonnenstrahlen reflektierten. Ich beobachtete den Fluss des Glücks und wie er sich durch das Sumpfland schlängelte und durch den Weidenhain huschte und als kleiner Seitenarm unter der wunderschönen Türkisbrücke hindurchfloss. Weit weg sah ich einen glänzenden Silberstreifen, der in der Entfernung immer dünner und dünner wurde, während der Fluss seinem Weg weiter ins Flachland folgte.

Dieser Tag war ein sehr geschäftiger. Beim Hinauslehnen aus dem Fenster, mit der Gefahr weit, weit hinunterzufallen, konnte ich noch mehr Händler sehen, die entlang der Straße von Drepung kamen, sie kamen von den hohen Bergpässen her. Doch es dürfte noch eine ganze Weile vergehen, bis sie nahe genug für mich waren, um irgendwelche Details erkennen zu können. Der Unterricht würde vorher beginnen.

Die Berghänge waren von Lamaklöstern nur so übersät. Von großen Lamaklöstern, die unabhängige Städte waren und von kleinen Lamaklöstern, die sich gefährlich an die steilen, abschüssigen Felswände klammerten. Einige der Allerkleinsten, die an den gefährlichsten Stellen positioniert waren, waren die Einsiedeleien der Mönche, die der Welt völlig entsagt haben und in ihren kleinen Zellen eingemauert waren. Dort verbrachten sie den Rest ihres Lebens. War es wirklich gut, fragte ich mich, so völlig von der Welt abgeschnitten zu sein? Half das irgendjemandem, wenn ein junger, gesunder Mann sich entschloss, sich in eine kleine Zelle einmauern zu lassen, um dort vielleicht vierzig Jahre in völliger Dunkelheit und Stille zu verbringen, während er über das Leben meditierte und versuchte, sich von den Fesseln des Fleisches zu lösen? Es musste eigenartig sein, dachte ich, nie mehr zu sehen, zu sprechen, zu laufen und nur jeden zweiten Tag Nahrung zu sich zu nehmen.

Kapitel 3

Ich dachte an meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, der ganz unerwartet in das weit entfernte Pari reisen musste. Ich dachte an all die Fragen, die in mir aufstiegen und die nur er beantworten konnte. Egal, morgen würde er zurückkehren und dann werde ich froh sein, wieder ins Chakpori zurückzukehren. Hier, im Potala, war mir alles viel zu zeremoniell, es gab viel zu viel Amtsschimmel. Ja, ich hatte viele Fragen, die mir zu schaffen machten, und ich konnte es kaum erwarten, eine Antwort darauf zu bekommen.

Ein anschwellender Lärm drängte sich einen Augenblick lang in mein Bewusstsein und die Geräuschkulisse erinnerte mich an eine Herde Yaks in voller Aktion. Im Klassenzimmer tauchten unvermittelt alle Jungen auf. Ja, sie spielten tatsächlich Yakherde! Ich schlich mich vorsichtig in den hinteren Bereich des Raumes und setzte mich nahe an die Wand, damit ich den herumtollenden Jungen nicht im Weg war.

Sie sprangen rundherum und vollführten Bockspringen, einer über den anderen. Roben wehten und Stimmen schrien vor Vergnügen. Plötzlich gab es ein lautes «Wums» und ein heftiges Keuchen ausgeatmeter Luft. Totenstille überfiel den Raum. Die Jungen erstarrten in ihren Positionen wie geschnitzte Figuren in einem Tempel. Mein entsetzter Blick sah den indischen Lehrer am Boden sitzen, seine Augen schielten und er blickte vor Schreck ins Leere. Nun war ihm seine Schale und die Gerste auch aus der Robe gefallen, dachte ich frohlockend. Langsam rührte er sich und erhob sich wankend. Er hielt sich an der Wand fest und sah sich um. Ich war der Einzige, der saß. Ich war offensichtlich nicht daran beteiligt gewesen. Oh, welch wunderbares und seltsames Gefühl es doch war, ein so völlig reines Gewissen zu haben, und ich strotzte nur so vor Tugend!

Am Boden, halb benommen oder vor Angst wie versteinert, lag der Junge, der dem indischen Lehrer geradewegs in die hagere Magengrube

gesprungen war. Die Nase des Jungen blutete, doch der Inder stieß ihn unfreundlich mit dem Fuß an und brüllte: «Steh auf!» Er bückte sich, packte den Jungen an den Ohren und zog ihn hoch. «Du niederträchtiger, schrecklicher, kleiner tibetischer Abschaum!», schrie er und verpasste ihm im Rhythmus seiner Worte eine Ohrfeige nach der anderen. «Ich werde dir schon noch lehren, wie man sich einem indischen Gelehrten gegenüber benimmt! Ich werde dir Yoga lehren, das den irdischen Körper züchtigt, damit der Geist befreit werden kann!»

Ich muss meinen Mentor fragen, dachte ich, warum einige dieser großen Lehrer aus anderen Ländern solche Rohlinge sind. Der grollende Lehrer hörte auf, den Jungen zu schlagen und sagte: «Wir werden den Unterricht verlängern, um euch zu lehren, dass ihr lernen sollt, anstelle euch schlecht zu benehmen. Also beginnen wir.»

Ich rief dazwischen: «Oh, aber, ehrwürdiger Herr Lehrer, ich habe überhaupt nichts getan! Es ist nicht gerecht, wenn ich länger bleiben muss.»

Der Inder drehte sein grimmiges Gesicht in meine Richtung und sagte: «Du! Du wärst der Schlimmste von allen! Und nur weil du verkrüppelt und zu nichts Nutze bist, heißt das noch lange nicht, du könntest der Strafe deiner Gedanken entgehen. Du bleibst hier, so wie alle anderen.»

Er hob seine verstreuten Blätter auf. Mir tat es leid, als ich sah, dass seine schöne Ledermappe mit dem Tragegriff und dem glänzenden Knopf zum Öffnen ein paar Kratzer von unserem rauen Steinboden abbekommen hatte. Der Inder bemerkte sie und brummte: «Irgendjemand wird für diesen Schaden teuer bezahlen. Ich werde den Potala dafür haftbar machen.» Er öffnete seine Mappe und blätterte durch seine Unterlagen und sortierte sie. Als er schließlich zufrieden war, sagte er: «Wir blieben heute Morgen an der Stelle stehen, wo Gautama verkündete, dass er auf das Palastleben verzichten und fortfahren würde, nach der Wahrheit zu suchen. Nun lasst uns weiterfahren.

Als Gautama den Palast seines Vaters, dem Fürsten, verlassen hatte, war sein Geist in Aufruhr. Er hatte höchst erschütternde und unerwartete Erfahrungen gemacht. Er hatte Krankheit gesehen, von der er nicht wusste,

dass es sie gab. Er hatte den Tod gesehen, von dem er nicht wusste, dass es ihn gab und er hatte auch den tiefen Frieden und die vollkommene Gelassenheit und Zufriedenheit gesehen. Seine Überlegung war, dass er, wenn der Träger des zufriedenen Blicks eine Mönchsrobe trug, die Zufriedenheit und die innere Gelassenheit nur im Gewand eines Mönchs finden würde. Und so setzte er seine Suche nach der inneren Gelassenheit und dem Sinn des Lebens fort.

Er wanderte immer weiter und weiter in Gebiete, jenseits derer, über die sein Vater herrschte. Er ging immer weiter und folgte den Gerüchten von gelehrten Mönchen und belesenen Einsiedlern. Er studierte unter den besten Lehrern, die er finden konnte. Er studierte, wann immer es irgendetwas zu lernen gab. Und wenn er von einem Lehrer alles gelernt hatte, was der Lehrer ihm lehren konnte, dann zog er weiter, immer weiter, immer auf der Suche nach Wissen, immer auf der Suche nach dem schwer Fassbaren auf der Erde – dem Seelenfrieden und der Gelassenheit.

Gautama war ein sehr begabter Schüler, der im Leben bevorzugt wurde. Ihm wurde ein wacher Geist und ein klares Bewusstsein verliehen. Er war in der Lage, Informationen aufzunehmen und sie in seinem Geiste zu sortieren. Das, was für ihn unbrauchbar war, verwarf er und er behielt nur das, was für ihn nützlich und von Wert war. Einer der großen Lehrer war von Gautamas Aufnahmebereitschaft und außergewöhnlichen Intelligenz sehr beeindruckt. Er bat ihn, zu bleiben und zu unterrichten und ein ebenbürtiger Gesinnungsbruder im Weitergeben von Wissen an andere Studenten zu sein. Doch dies war Gautama völlig fremd, denn, so folgerte er, wie konnte er das lehren, was er selbst noch nicht vollumfänglich verstand? Wie konnte er andere unterweisen, wenn er selbst noch immer nach der Wahrheit suchte? Er kannte die Schriften und die Auslegungen dieser Schriften. Doch während die Schriften einen gewissen Grad an Frieden vermittelten, so tauchten doch immer wieder neue Fragen und Probleme auf, die diese Gelassenheit, die er zu erlangen versuchte, zunichtemachten, und deshalb wanderte Gautama weiter.

Er war wie ein Besessener. Ein Mann mit einem brennenden Tatendrang, der ihm keine Ruhe ließ und ihn immer weiter und weiter antrieb auf seiner Suche nach Wissen und Wahrheit. Ein Einsiedler ließ ihn glauben, dass nur das asketische Leben ihn zur Gelassenheit führen könne. Also versuchte Gautama, der ein eher impulsiver Mann war, es mit dem asketischen Leben. Lange schon hatte er sich von allen materiellen Gütern und irdischen Freuden losgesagt. Er lebte nur noch für seine Suche nach dem Sinn des Lebens. Doch jetzt zwang er sich immer weniger und weniger zu essen, und wie es die uralte Geschichte besagt, brachte er es bis zuletzt fertig, von nur einem einzigen Reiskorn am Tag zu leben.

Er verbrachte seine ganze Zeit in tiefster Meditation und saß unbeweglich im Schatten eines Feigenbaumes da. Doch letztlich hinterging ihn seine spärliche Kost. Er brach vor Hunger, Unterernährung und dem Mangel an elementarer Pflege zusammen. Eine lange Zeit schwebte er zwischen Leben und Tod, doch ihn erreichte keine Erleuchtung. Er hatte immer noch nicht das Geheimnis der Gelassenheit gefunden und auch noch nicht den Sinn des Lebens.

Bestimmte Freunde hatten sich während der Tage seines Hungerns um ihn versammelt. Sie dachten, dass sich hier eine Sensation anbahnen würde. Ein Mönch, der sich von nur einem einzigen Reiskorn am Tag ernähren konnte. Sie erwarteten, dass sie große Vorteile genießen würden, indem sie in Gesellschaft eines so außergewöhnlichen Mannes verkehrten. Doch, wie das mit ‹Freunden› überall auf der Welt so ist, ließen sie ihn in der Stunde der Not im Stich. Als Gautama dem Hungertod nahe war, verließen ihn seine Freunde, einer nach dem anderen und machten sich auf die Suche nach anderweitigen Sensationen. Gautama war nun wieder allein und frei von den Ablenkungen seiner Freunde und Anhängern. Frei, um noch einmal von vorne zu beginnen, über den Sinn des Lebens nachzudenken.

Diese Episode war der Wendepunkt im Werdegang von Gautama. Über Jahre hatte er Yoga praktiziert, in der Hoffnung, über die Kasteiung des physischen Körpers den Geist von den Fesseln des Körpers befreien zu

können. Doch nun stellte er fest, dass Yoga für ihn nutzlos war. Es war lediglich ein Mittel, um etwas Disziplin über den widerspenstigen Körper zu erlangen. Yoga leistete aber keinen nennenswerten Beitrag dazu, einem zur Spiritualität zu verhelfen. Außerdem fand er heraus, dass es sinnlos war, ein solch asketisches Leben zu führen, weil die fortgesetzte Askese nur zu seinem Tod führen würde, während seine Fragen unbeantwortet und seine Suche unvollendet blieben. Er dachte über dieses Problem nach und kam zum Schluss, dass das, was er bisher getan hatte, wie der Versuch war, den Fluss Ganges mit einem Sieb auszuschöpfen oder einen Knoten in die Luft zu machen.

Einmal mehr sann Gautama nach. Er setzte sich unter einen Baum, schwach und zittrig, mit einer Schwäche, die nur jene überkommt, die zu lange gehungert haben und nur knapp den Pforten des Todes entronnen waren. Er saß unter dem Baum und meditierte tief über das Problem des Unglücklichseins und des Leidens. Er fasste einen feierlichen Entschluss, da er bereits schon mehr als sechs Jahre auf der Suche nach Wissen verbracht hatte, ohne die Antwort gefunden zu haben. Nun wollte er so lange in Meditation bleiben und sich nicht erheben, bis er die Antwort auf sein Problem gefunden hatte.

Gautama saß da. Die Sonne ging unter und die Dunkelheit senkte sich über das Land. Die Nachtvögel begannen mit ihrem Rufen und die Tiere fingen an herumzustreifen. Gautama saß da. Die langen Nachtstunden schleppten sich dahin und bald tauchten die ersten Lichtstrahlen am Himmel auf. Die Morgendämmerung brach an und Gautama saß da und meditierte.

Alle Geschöpfe der Natur hatten das Leiden des erschöpften Gautamas am Tag zuvor miterlebt, als er allein unter dem großen Baum saß. Sie hatten Mitgefühl und Verständnis für ihn, und alle Geschöpfe der Natur überlegten, wie sie ihm aus dieser schwierigen Lage, in die er geraten war, heraushelfen konnten.

Die Tiger hörten auf zu brüllen, sodass ihr Gebrüll und Rufen den meditierenden Gautama nicht stören sollten. Die Affen stellten ihr Palaver ein und unterließen es, von Ast zu Ast zu schwingen, stattdessen saßen sie still da und hofften und bangten. Die Vögel beendeten ihren Gesang und ihr Gezwitscher und saßen nur da, mit wehenden Flügeln, in der Hoffnung, Gautama helfen zu können, indem sie ihm Wellen von Liebe und kühler Luft zukommen ließen. Die Hunde, die normalerweise bellten und herumtollten, verstummten, gingen weg und verkrochen sich unter den Büschen, wo die Sonnenstrahlen sie nicht erreichen konnten. Der König der Schlangen blickte umher und sah, wie sich die Hunde im Schatten verkrochen. Er überlegte, wie er und seinesgleichen der Menschheit durch Gautama helfen konnten. Er rief sein Volk zusammen und der Schlangenkönig führte sie langsam Gautamas Rücken bis zu seinem Nacken hinauf und auf dem von der Sonne geröteten Kopf scharten sie sich zusammen. Der Kopf, der sich so tief in der Meditation befand. Der Kopf, der von den Sonnenstrahlen so verbrannt war. Die Schlangen drängten sich zusammen und mit ihren kühlen Körpern schützten sie Gautama vor der Hitze der Mittagssonne. Und, wer weiß, vielleicht verhalfen ihm gerade diese Schlangen, durch das Kühlen seines Kopfes, zu einem Ende seiner Suche zu kommen. Die Geschöpfe der Natur waren einst die Freunde der Menschen gewesen. Sie hatten keine Angst vor den Menschen. Sie kamen auf sie zu, um ihnen zu helfen, bis die Menschen anfingen, sich ihnen gegenüber hinterhältig zu verhalten.

Der Tag schleppte sich dahin. Er zog sich hin, während Gautama immer noch wie eine geschnitzte Statue regungslos dasaß. Einmal mehr brach die Nacht, die Dunkelheit über ihn herein. Einmal mehr tauchten bei Tagesanbruch die schwachen Lichtstrahlen am Himmel auf, und dann erschien die Sonne am Horizont. Doch dieses Mal brachte die Sonne Buddha die Erleuchtung. Wie vom Blitz getroffen, kam Gautama ein Gedanke. Er hatte eine Antwort oder eine Teilantwort für die Probleme, mit denen er sich herumgeschlagen hatte. Er war mit einem neuen Wissen erleuchtet worden. Er wurde der ‹Erweckte›, der in Indien der ‹Buddha› ist.

Sein Geist wurde durch das erleuchtet, was sich während seiner Meditation auf der Astralebene zugetragen hatte. Er hatte Einsicht gewonnen und sich an die Dinge erinnert, die er auf der Astralebene gesehen hatte. Nun wusste er, dass er vom Unglücklichsein des Lebens auf der Erde frei sein würde. Frei sein von einer Rückkehr auf die Erde in einem endlosen Zyklus von Geburt, Tod und Wiedergeburt. Er hatte die Erkenntnis erlangt, warum die Menschen leiden mussten, was Leiden verursachte, welcher Natur es war und wie es beendet werden konnte.

Gautama wurde von diesem Augenblick an, ‹Gautama der Erweckte› oder um die indische Ausdrucksweise zu verwenden, ‹Gautama der Buddha›. Nun sann er erneut nach, wie er weiter vorgehen sollte. Er hatte gelitten und studiert. Sollte er nun einfach andere unterweisen, oder sollte er sie das selbst herausfinden lassen, über die gleichen Mittel und Wege, wie er es herausgefunden hatte? Er machte sich Sorgen, ob überhaupt jemand den Erfahrungen, die er gemacht hatte, Glauben schenken würde. Doch er beschloss, dass die einzige Möglichkeit, eine Antwort auf diese Frage zu finden, darin bestand, mit anderen zu sprechen und ihnen die frohe Botschaft der Erleuchtung zu verkünden, die ihm zuteilgeworden war.

Er erhob sich, nahm etwas Nahrung zu sich, trank ein wenig Wasser und machte sich auf die Reise nach Benares, wo er hoffte, fünf seiner früheren Gefährten zu finden, die ihn verlassen hatten, als er dringend Hilfe brauchte, die ihn verlassen hatten, als er beschloss, wieder Nahrung zu sich zu nehmen.

Nach einer Reise, die sehr lange dauerte, denn Gautama war von seinen Entbehrungen immer noch sehr geschwächt, kam er in Benares an und traf auf seine fünf Gefährten, nach denen er gesucht hatte. Er sprach mit ihnen und übermittelte ihnen das, was in die Geschichte als ‹die Predigt vom Rad der Lehre› oder ‹die Predigt von Benares›, eingegangen ist. Er erklärte seiner Zuhörerschaft die Ursache und die Natur des Leidens. Er sagte ihnen, wie sie das Leiden überwinden können. Er verkündete ihnen eine neue Religion,

die uns heute als Buddhismus bekannt ist. Der Buddhismus ist die Religion derer, die erleuchtet werden wollen.»

Gautama kannte also den Hunger auch, dachte ich. Ich kannte ihn auch! Ich wünschte, dass dieser Lehrer etwas mehr Verständnis hätte, denn wir Jungen hatten nie zu viel zu essen und wir hatten auch nie zu viel Zeit für uns doch seine Stimme dröhnte weiter und weiter, lange über die vorgegebene Zeit hinaus. Wir waren hungrig, müde und hatten genug von allem und waren kaum noch in der Lage, die Bedeutung dessen, was er uns erzählte, zu erfassen.

Der Junge, der beim Hüpfspiel in den indischen Lehrer gesprungen war, saß da und schnupfte. Seine Nase war offensichtlich verletzt, vielleicht sogar gebrochen. Doch er musste sitzenbleiben und mit den Fingern versuchen, den Blutfluss zu stoppen, um den Lehrer nicht noch wütender zu machen. Und ich dachte dann, was ist der Sinn des Ganzen? Warum musste es so viel Leiden geben? Warum benahmen sich diejenigen, in deren Macht es läge Barmherzigkeit, Mitleid und Verständnis zu zeigen, sich stattdessen auf eine so sadistische Weise. Ich beschloss, dass ich mich mit diesen Problemen, die mich wirklich beunruhigten, eingehender befassen musste, sobald mein Lehrer zurückkehrte. Doch ich bemerkte mit großer Genugtuung, dass auch der indische Lehrer ein wenig müde, hungrig und durstig aussah, denn er trat von einem Fuß auf den anderen. Wir Knaben saßen auf dem Boden, alle im Lotossitz, außer mir, und ich musste mich so unauffällig wie möglich benehmen. Die anderen saßen im Lotossitz in geordneten Reihen. Der Lehrer patrouillierte normalerweise hinter unseren Rücken hin und her, sodass wir keinen Augenblick wussten, wo er sich aufhielt. Doch dieser Mann, dieser indische Lehrer, trat jetzt von einem Fuß auf den anderen, schaute aus dem Fenster und beobachtete wie die Schatten über den Boden krochen und wie die Stunden vergingen. Dann fällte er eine Entscheidung, richtete sich auf und sagte: «Gut, wir legen eine Pause ein. Eure Aufmerksamkeit lässt nach, ihr schenkt meinen Worten keine Beachtung mehr – Worte, die euer ganzes Leben und eure Leben für die kommende Ewigkeit beeinflussen können.

Wir werden den Unterricht eine halbe Stunde unterbrechen. Es steht euch frei, essen zu gehen. Danach kommt ihr wieder hierher zurück, das aber ruhig und ich werde mit dem Vortrag fortfahren.»

Schnell stopfte er die Unterlagen in seine Ledermappe und das Schloss schnappte mit einem überzeugenden «Klick» zu. Dann folgte ein Windstoß von seiner gelben Robe und er war verschwunden. Wir saßen erstaunt da über die Plötzlichkeit, mit der das alles geschah. Dann sprangen die anderen eiligst auf. Doch ich musste mich schmerzvoll aufrappeln. Meine Beine waren steif und ich musste mich an der Wand abstützen und beim Gehen mehr oder weniger das eine Bein vor das andere schieben. Als letzter, der ging, machte ich mich auf den Weg hinunter in den Bereich des freundlichen Kochmönchs und erklärte ihm meine Lage. Ich erklärte ihm, wie ich als Unschuldiger ebenso für die Sünden der anderen bestraft wurde.

Er lachte und sagte: «Oh, aber wie steht es denn mit dem jungen Mann der Rußkleckse hinuntergeworfen hat? Verhält es sich nicht so, dass dein Karma dich eingeholt hat? Und ist es nicht so, dass du, wenn deine Beine nicht so verletzt wären, vielleicht sogar der Rädelsführer gewesen wärst?»

Er lachte mich wieder freundlich an. Er war ein netter, alter Mann. Und dann sagte er: «Doch nun geh und bediene dich! Du brauchst mich ja nicht, um dir zu helfen, du machst das ja schon lange genug selbst. Guten Appetit und geh zurück, bevor der schreckliche Mann wieder seine Geduld verliert.» Also nahm ich meine Zwischenmahlzeit ein. Dasselbe, was ich schon zum Frühstück hatte und dasselbe, was ich schon zu Mittag gehabt hatte und dasselbe, was mir noch Jahre beschieden sein wird – Tsampa!

Wir Tibeter hatten keine Uhren oder Wecker. Als ich in Tibet lebte, wusste ich nicht einmal, dass es Armbanduhren gab, aber wir konnten die Uhrzeit immer aufgrund von etwas in uns sagen. Menschen, die sich auf sich selbst und nicht auf mechanische Einrichtungen verlassen müssen, entwickeln andere Fähigkeiten. Daher konnten meine Kameraden und ich die vergangene Zeit genauso richtig einschätzen wie die, die Uhren trugen. Noch bevor die halbe Stunde um war, kehrten wir vorsichtig und so ruhig wie die

Mäuse, die sich am Getreide unten in den Lagerräumen gütlich taten, in unser Klassenzimmer zurück.

Wir traten in einer geordneten Prozession ein, alle außer dem Jungen, der eine blutende Nase hatte. Der arme Kerl musste zum Arzt gehen, wo man festgestellt hat, dass seine Nase gebrochen war. Und aufgrund dessen, hatte ich die Aufgabe, dem Lehrer das nun in einem Botenstab steckende ärztliche Zeugnis zu übergeben, mit der Begründung, warum der Junge, der nun ein Patient war, nicht mehr anwesend war.

Die anderen saßen da und warteten. Ich stand mit dem Rücken zur Wand gelehnt und hielt den Stock in der Hand. Müßig spielte ich mit dem flatternden Schriftstück, das am Ende des Stabes steckte. Plötzlich erschien der indische Lehrer in der Tür und blickte uns finster an. Dann drehte er sich um und starrte mich an. «Du, Junge, du! Was machst du da und spielst mit dem Stab herum?», fragte er.

Ich antwortete zögernd: «Ich soll Ihnen ein Schreiben vom Doktor überbringen.» Ich streckte den Botenstab in seine Richtung. Einen Augenblick lang sah es aus, als hätte er keine Ahnung, was er tun sollte. Dann plötzlich packte er den Botenstab mit einem solchen Ruck, dass ich beinahe auf mein Gesicht fiel. Er ließ den Stab fallen, nahm das Schriftstück an sich und las es. Und während er dies tat, nahm sein Gesicht einen noch finstereren Ausdruck an. Dann zerknüllte er das Stück Papier und warf es weg. Ein schwerwiegender Verstoß für uns Tibeter, denn bei uns galt Papier als heilig, weil wir nur über das Mittel Papier in der Lage waren, Geschichte zu lesen. Und dieser Mann, dieser indische Weise, hatte heiliges Papier weggeworfen.

«Und! Was stehst du noch da und glotzt?» Ich schaute ihn an und «glotzte» noch mehr. Ich sah sein unmögliches Benehmen nicht ein. Wenn er ein Lehrer war, so entschied ich, dann möchte ich nie Lehrer werden. Grob forderte er mich auf, ihm aus den Augen zu gehen und mich zu setzen. Ich tat wie geheißen und er stand wieder vor uns und begann zu sprechen.

Wie er uns erzählte, hatte Gautama einen anderen Weg gefunden, sich der Realität zu nähern, einen Weg, den er den «Mittelweg» nannte. Die

Erfahrungen, die Gautama gemacht hatte, waren zweifellos zweifacher Natur gewesen. Das heißt, geboren als ein Prinz, der nur das Höchstmaß an Luxus und Komfort kannte und stets genügend Nachschub an tanzenden Mädchen hatte (und dabei leuchteten die Augen des indischen Lehrers wehmütig!), und all die Nahrung, die er essen konnte und all das Vergnügen, das er erleben durfte. Und dann von diesem Lebensstil ins Gegenteil, in die bitterste Armut und in das tiefste Leiden zu versinken, bis er fast an den Rand des Todes durch Entbehrung und Hunger kam. Aber wie Gautama klar erkannte, hatten weder die Reichen noch die Armen den Schlüssel zum ewigen Problem der Menschen. Die Antwort musste demzufolge irgendwo dazwischen liegen.

Der Buddhismus wird oft als eine Religion betrachtet, aber er ist im strengen Sinne des Wortes keine Religion. Der Buddhismus ist eine Lebensweise, eine Verhaltensregel, durch die, wenn man die Regeln genau befolgt, bestimmte Ergebnisse erzielen kann. Der Einfachheit halber kann man den Buddhismus als Religion bezeichnen, obwohl für diejenigen von uns, die echte buddhistische Priester sind, «Religion» der falsche Begriff ist. Die einzig richtige Bezeichnung ist «Der Mittelweg».

Der Buddhismus entstand aus den Lehren der Hindu-Religion. Die hinduistischen Philosophen und Religionslehrer hatten gelehrt, dass der Weg zur Selbsterkenntnis, die Erkenntnis der Seele und die Aufgaben, mit denen die Menschheit konfrontiert ist, wie ein Gang auf der Kante eines Rasiermessers ist, bei dem die geringste Neigung zur einen oder anderen Seite zu einem Sturz führen würde.

Gautama kannte alle hinduistischen Lehren, denn er war von Beginn seines Lebens an ein Hindu. Doch durch seine eigene Beharrlichkeit hat er einen Mittelweg entdeckt.

Die extreme Selbstkasteiung ist schlecht. Sie führt zu einer verzerrten Sichtweise, die extreme Nachsicht hingegen ist genauso schlecht, denn sie führt ebenfalls zu einer verzerrten Sichtweise. Vorteilhaft ist es, wenn man beide Zustände mit dem Stimmen eines Saiteninstruments vergleicht. Wenn

man die Saiten eines Instruments, zum Beispiel die einer Gitarre, zu stark anspannt bis an deren Belastungsgrenze, dann genügt schon das leiseste Anschlagen und die Saiten reißen, und dieses Überziehen der Saiten hat eine Disharmonie zur Folge. Löst man dagegen die ganze Spannkraft der Saiten des Instruments, dann stellt man wiederum einen Mangel an Harmonie fest. Man kann nur eine Harmonie erreichen, wenn die Saiten richtig gespannt und gestimmt sind. So ist es auch bei den Menschen, wo Nachsicht oder übermäßiges Leiden einen Mangel an Harmonie verursacht.

Gautama formulierte den Glauben an den Mittelweg und arbeitete Regeln aus, durch die man Glück erlangen kann, denn einer seiner Aussprüche lautete: «Demjenigen möge Glück beschieden sein, wenn er deren Suche übt».

Eine der ersten Fragen, die sich eine Person stellt, ist: Warum bin ich unglücklich? Es ist die am häufigsten gestellte Frage. Gautama der Buddha hatte sich auch gefragt, warum er unglücklich war. Unentwegt hatte er darüber und rund um diese Frage nachgedacht. Er kam zu dem Schluss, dass selbst ein neugeborenes Kind leidet. Ein Neugeborenes weint aufgrund der Geburtsstrapazen, der Schmerzen und des fehlenden Komforts, wenn es geboren wird und die bequeme Welt, die es kannte, verlässt. Wenn Neugeborene sich unwohl fühlen, weinen sie, und wenn sie älter werden, weinen sie vielleicht nicht mehr, doch sie finden immer wieder einen Weg, ihrem Unmut, ihrer Unzufriedenheit und ihren tatsächlichen Schmerzen Ausdruck zu verleihen. Ein Neugeborenes aber denkt nicht darüber nach, warum es weint, es weint einfach, es reagiert ganz automatisch. Bestimmte Reize veranlassen eine Person zu weinen, andere Reize veranlassen eine Person zu lachen, aber Leiden und Schmerzen werden erst dann zu einem Problem, wenn sich die Person fragt, warum leide ich, warum bin ich unglücklich?

Untersuchungen haben ergeben, dass die meisten Menschen bis zu ihrem zehnten Lebensjahr in gewissem Maße gelitten haben, und sie haben sich auch gefragt, warum sie leiden mussten. Doch im Falle von Gautama stellte sich diese Frage erst, als er dreißig Jahre alt war, denn die Eltern von

Gautama hatten alles in ihrer Macht Stehende getan, um ihn von jeglicher Form von Leiden fernzuhalten. Menschen, die übermäßig beschützt und verwöhnt wurden, wissen nicht, was es heißt, sich dem Unglücklichsein zu stellen, sodass sie, wenn das Unglück schließlich doch einmal über sie hereinbricht, nicht in der Lage sind, damit umzugehen, und oft erleiden sie einen mentalen oder nervlichen Zusammenbruch.

Jede Person muss sich irgendwann einmal dem Leiden und dem Grund für das Leiden stellen. Jede Person muss körperlichen, geistigen oder seelischen Schmerz ertragen, denn ohne Schmerzen kann es auf der Erde kein Lernen, keine Reinigung oder Beseitigung des Unrats geben, die den Geist des Menschen gegenwärtig umgibt.

Gautama hat keine neue Religion gegründet. Die gesamte Lehre Gautamas, der gesamte Beitrag Gautamas zur Gesamtheit des menschlichen Wissens, konzentriert sich einzig auf das Problem des Leidens oder des Glücks. Während seiner Meditation, während die Geschöpfe der Natur ruhig blieben, damit er ungestört meditieren konnte, und während ihm die Schlangen seinen von der Sonne erhitzten Kopf kühlten, begriff Gautama den Schmerz. Er erkannte den Grund für das Leiden und glaubte, nun zu wissen, wie das Leiden überwunden werden konnte. Er lehrte diese Erkenntnisse seinen Gefährten, und diese wurden zu den vier Prinzipien, auf denen das ganze buddhistische Konzept beruht. Es sind dies «Die Vier Edlen Wahrheiten», die später noch erläutert werden …

Die Schatten der Nacht waren gefallen. Die Dunkelheit war so schnell über uns hereingebrochen, dass wir uns kaum noch gegenseitig sehen konnten. Der indische Lehrer stand am Fenster und seine Umrisse zeichneten sich im schwachen Sternenlicht ab. Er redete weiter und vergaß oder kümmerte sich nicht darum, dass wir Jungen um Mitternacht wieder zur Andacht aufstehen mussten. Wir mussten auch um vier Uhr zur Frühandacht, und dann mussten wir wieder um sechs Uhr am Morgen auf sein.

Schließlich schien er zu realisieren, dass auch er langsam müde wurde. Er schien zu begreifen, dass er, wenn er dort in der Dunkelheit mit dem Rücken

zum Sternenhimmel stand, vielleicht nur Zeit verschwendete, weil er uns nicht mehr sehen und daher auch nicht wissen konnte, ob wir ihm noch zuhörten oder ob wir schon im Sitzen eingeschlafen waren.

Plötzlich schlug er mit der Hand auf das Lesepult mit einem widerhallenden «Peng!». Der Lärm war ohrenbetäubend, unerwartet, und wir alle fuhren vor Schreck auf, sodass es mehrere Zentimeter Luft zwischen unseren Körpern und dem Boden gegeben haben musste. Dann fielen wir alle mit einem dumpfen Aufschlag und einem Ausruf des Erstaunens wieder zurück.

Der indische Lehrer stand einige Augenblicke da. Dann sagte er nur: «Wegtreten!», und schritt aus dem Raum. Für ihn war es leicht, dachte ich, er war ja nur Gast hier. Er hatte spezielle Privilegien. Niemand nahm ihn in die Pflicht. Er konnte jetzt in seine Zelle gehen und die ganze Nacht durchschlafen, wenn er wollte. Wir dagegen – nun, wir mussten zu den Tempelandachten gehen.

Wir erhoben uns steif und ich war der Steifste von allen. Dann stolperten wir aus dem dunklen Raum in den noch dunkleren Korridor hinaus. Es war nicht üblich für unsere Klasse, noch zu einer solch späten Stunde im Unterricht zu sitzen und das ohne Licht. Die Korridore waren uns jedoch vertraut und wir trotteten ihnen entlang, bis wir in einen der Hauptkorridore gelangten, der natürlich immer mit den flackernden Butterlampen beleuchtet war. Den Butterlampen, die in Wandnischen auf Kopfhöhe platziert waren. Zwei Mönche waren stets mit der Aufgabe betraut, sie mit Butter aufzufüllen und die Dochte zu versorgen, die auf der Oberfläche der flüssigen Butter trieben.

Wir stolperten weiter bis hinauf zu unserem Schlafraum, wo wir uns kurzerhand auf den Boden legten und versuchten, ein wenig Schlaf zu finden, bevor die Trompeten und Schneckenhörner uns wieder zur Mitternachtsandacht rufen würden.

Kapitel 4

Ich kauerte mich tief unter die große Brustwehr und rollte mich wie ein Ball fest zusammen, während ich versuchte, durch einen kleinen Spalt in der Mauer hinauszuspähen. Meine Beine brannten, als wären sie glühende Stangen aus Feuer. Ich befürchtete jeden Augenblick, dass sie zu bluten anfingen. Doch ich musste bleiben. Ich musste das Unbehagen aushalten, verkrampft und verängstigt in dieser Haltung zu verharren, während ich versuchte, den weit entfernten Horizont abzusuchen. Hier in meiner gegenwärtigen Position befand ich mich beinahe auf dem höchsten Punkt der Welt! Ich konnte nicht noch höher gehen, ohne Flügel zu benutzen oder, der Gedanke drängte sich mir auf, ich stiege in einem mächtigen Drachen auf. Der Wind heulte und pfiff um mich herum. Er zerrte an den Gebetsfahnen und stöhnte unter den Dächern der goldenen Grabmäler hindurch und immer wieder mal blies er mir einen Schauer feinen Bergstaub auf meinen ungeschützten Kopf.

Ganz früh am Morgen hatte ich mich verstohlen hinausgeschlichen und mich vor Angst zitternd auf einen geheimen Weg durch wenig benutzte Korridore und Durchgänge gemacht. Ich blieb alle paar Schritte stehen, um zu lauschen und war schließlich mit äußerster Vorsicht auf dem heiligen Dach angekommen. Das Dach, das nur Seine Heiligkeit und seine engsten Freunde betreten durften. Hier lauerte «Gefahr». Mein Herz pochte bei dem Gedanken daran von neuem. Wenn man mich hier erwischte, würde man mich mit Schimpf und Schande aus dem Priesterorden ausschließen. Ausschließen? Was sollte ich dann tun? Panik überfiel mich. Einen Augenblick lang war ich kurz davor, wieder hinunter in die tieferen Regionen zu steigen und dorthin zu fliehen, wo ich hingehörte. Der gesunde Menschenverstand hielt mich jedoch davon ab, jetzt schon hinabzusteigen, ohne meine Mission erfüllt zu haben. Das wäre in der Tat ein Versagen gewesen.

Mit Schimpf und Schande ausgeschlossen? Was sollte ich dann tun? Ich hatte kein Zuhause mehr. Mein Vater hatte mir gesagt, dass mein Zuhause nicht länger mein Zuhause sei und ich meinen eigenen Weg im Leben gehen müsse. Meine wandernden Augen erblickten den funkelnden Fluss des Glücks und suchten nach dem dunklen Fährmann in seinem Yakhautboot. Mein Herz erhellte sich. Das ist es, was ich tun würde. Ich würde Fährmann werden! Zur größeren Sicherheit stahl ich mich dem goldenen Dach entlang. Nun war ich selbst vor den Blicken Seiner Heiligkeit sicher, sollte er es dennoch wagen, bei diesem Wind hinauszugehen. Meine Beine zitterten vor Anstrengung und mein Magen knurrte vor Hunger. Ein Platzregen löste wenigstens ein Problem, ich bückte mich und nahm etwas Wasser aus einer kleinen Lache, die sich gebildet hatte.

Würde er denn nie kommen? Besorgt suchte ich den entfernten Horizont ab. Ich rieb mir die Augen mit den Handrücken und starrte erneut in die Ferne. Ja, dort war eine kleine Staubwolke! Aus der Richtung von Pari! Ich vergaß für einen Moment die Schmerzen in meinen Beinen, vergaß auch die allgegenwärtige Gefahr, gesehen zu werden. Ich stand da und starrte. Weit, weit weg näherte sich entlang dem Lhasatal eine kleine Reitergruppe. Der Sturm nahm zu und die von den Pferdehufen aufgewirbelten Staubwolken wehte es, kaum geformt, wieder weg. Ich spähte und spähte und versuchte, meine Augen vor dem schneidenden Wind zu schützen, um ja nichts zu verpassen.

Die Bäume bogen sich im Sturm. Die Blätter flatterten wie wild, dann brachen sie ab und rasten windgetragen ins Unbekannte davon. Der See beim Schlangentempel war nicht länger spiegelglatt. Die aufgewühlten Wellen schoben sich entlang und brachen sich tobend am weit entfernten Ufer. Die Vögel, mit den Tücken unseres Wetters vertraut, trippelten vorsichtig zu ihrem Unterschlupf, immer mit dem Kopf gegen den Wind. Durch die Gebetsfahnenschnüre, die nun durch den Druck fast bis zum Reißen gespannt waren, ertönte ein schreckliches Trommeln, während von den großen Trompeten, die auf dem unteren Dach befestigt waren, ein raues Heulen

erklang, als der Wind abebbte und um deren Mundstücke herumblies. Hier auf dem höchsten Punkt des goldenen Daches nahm ich Erschütterungen wahr und merkwürdige Kratzgeräusche und plötzlich fegte es eine ganze Ladung alter Staub von den Dachbalken herunter.

Eine schreckliche Vorahnung erfasste mich. Unsicher drehte ich mich um und erhaschte gerade noch einen flüchtigen Blick auf eine schwarze, gespenstische Gestalt, die hastig auf mich zugeeilt kam. Feuchtkalte Arme umschlangen mich, drückten mich und schlugen heftig auf mich ein. Ich konnte nicht schreien – ich bekam keine Luft! Eine stinkende schwarze Wolke hüllte mich ein, deren Geruch mich zum Würgen brachte. Es gab kein Licht, nur eine kreischende Dunkelheit und ein Gestank! Es gab auch keine Luft, nur dieses übelkeitserregende Gas!

Ich erschauerte. Meine Sünden waren entlarvt. Ein böser Geist hatte mich angegriffen und war dabei, mich wegzutragen. «Oh!», murmelte ich. «Warum habe ich nur das Gesetz missachtet und bin auf diesen heiligen Boden gestiegen?» Dann aber gewann meine Wut die Oberhand. Nein! Ich würde mich nicht von den Teufeln wegtragen lassen. Ich würde kämpfen und mit jedem kämpfen. Verzweifelt, in blinder Panik und rasender Wut schlug ich um mich und riss große Stücke aus dem «Teufel». Erleichterung überkam mich und ich lachte mit einem hohen, beinahe hysterischen Ton. Ich hatte mich von einem uralten, verrotteten Ziegenhautzelt erschrecken lassen, das mir vom Wind entgegengeweht worden war. Nun flogen die Fetzen in Richtung Lhasa davon!

Doch der Sturm hatte das letzte Wort. Mit einem triumphierenden Geheul zog eine mächtige Windböe auf, die mich über das rutschige Dach schob. Meine klammernden Finger suchten vergeblich nach Halt. Ich versuchte verzweifelt, mich noch fester an das Dach zu pressen, doch es war vergeblich. Ich erreichte die äußerste Kante, wippte und schwankte und fiel federleicht in die Arme eines alten Lamas, der mich mit offenem Munde erstaunt anstarrte, als ich erschien. Es schien ihm, als sei ich windgetragen vom Himmel selbst hergekommen!

Und wie das mit den Stürmen in Lhasa immer war, erstarb der ganze Tumult und Aufruhr. Der Wind hatte sich gelegt und seufzte nur noch schwach um die goldenen Dachtraufen herum und spielte sanfter mit den großen Trompeten. Oben zogen die Wolken immer noch über die Berge hinweg und wurden durch die Geschwindigkeit ihres Vorbeiziehens in Stücke gerissen. Doch nun war ich nicht mehr so ruhig. Nun herrschte ein regelrechter «Sturm» in mir. «Erwischt!», murmelte ich. «Erwischt, wie der größte Trottel in einem Lamakloster. Nun werde ich doch Fährmann oder Yakhirte werden müssen.» Jetzt steckte ich wirklich in Schwierigkeiten! «Werter Lama, Aufseher der Grabmäler», sagte ich mit zittriger Stimme, «ich war …»

«Ja, ja, mein Junge», sagte der alte Lama beruhigend, «ich habe alles gesehen. Ich habe gesehen, wie dich der Sturm vom Boden hochgetragen hat. Du bist von den Göttern gesegnet!»

Ich schaute ihn an und er schaute mich an. Dann realisierte er, dass er mich immer noch in seinen Armen hielt. Er war vor Überraschung zu verblüfft gewesen, um vorher daran zu denken. Vorsichtig setzte er mich ab. Verstohlen warf ich einen flüchtigen Blick in Richtung Pari. Nein! Ich konnte sie jetzt nicht mehr sehen. Sie mussten wohl eine Rast eingelegt haben. Ich …

«Ehrwürdiger Aufseher!», brüllte eine Stimme. «Haben Sie den Jungen auch gesehen, der über den Berg geflogen ist? Die Götter haben ihn geholt. Friede sei mit seiner Seele!»

Ich drehte mich um, und aus einer kleinen Luke schaute, wie in einem Rahmen, der einfache, alte Mönch namens Timon hinaus. Timon war einer, der die Tempel reinigte und gewöhnliche Arbeiten verrichtete. Er und ich waren alte Freunde. Jetzt aber, als er mich ansah und mich erkannte, weiteten sich seine Augen vor Erstaunen.

«Die gesegnete Mutter Dolma hat dich beschützt!», rief er aus. «Du warst es also! Vor ein paar Tagen blies dich der Sturm von diesem Dach herunter

und nun bläst dich ein anderer Sturm wieder hinauf. Das ist in der Tat ein Wunder.»

«Aber ich war …», begann ich zu sagen, doch der alte Lama unterbrach mich wieder.

«Ja, ja! Wir wissen es. Wir haben alles gesehen. Ich kam gerade meiner Pflicht nach, um zu sehen, ob alles in Ordnung war, und dann kamst du über das Dach auf mich zugeflogen!»

Mir war etwas mulmig zumute. Sie dachten also wahrhaftig, dass dieses vergammelte, zerrissene und durchgescheuerte alte Ziegenhautzelt ich war! Nun gut, dann lasst sie das glauben. Dann dachte ich daran, wie ich Angst gehabt hatte, wie ich gedacht hatte, böse Geister würden mit mir kämpfen. Vorsichtig schaute ich mich um, um zu sehen, ob noch etwas von dem alten Zelt zu sehen war. Nein, ich hatte es in meinem Kampf zerrissen und die Stücke hatte es alle weggeweht.

«Schaut, schaut!», kreischte Timon. «Das ist der Beweis! Schaut ihn an, schaut ihn an!» Ich blickte an mir herunter und sah, dass sich eine Gebetsfahnenschnur um mich herumgewickelt hatte und in der Hand hielt ich immer noch eine halbe Gebetsfahne umklammert. Der alte Lama kicherte unentwegt und führte den Weg nach unten an. Doch, dann drehte ich mich abrupt um und eilte zur Mauer zurück und spähte erneut über die Brustwehr, in der Hoffnung, meinen geliebten Lehrer, den Lama Mingyar Dondup, in der Ferne in Sicht zu bekommen. Doch in der Entfernung war alles vom tobenden Sturm, der uns verlassen hatte, dicht verhüllt. Der Sturm brauste nun weiter ins Tal hinunter und trieb alles vor sich her, fliegender Staub, fliegende Blätter und ohne Zweifel auch die Überreste des alten Ziegenhautzeltes.

Der alte Aufseher der Grabmäler kam zurück und schaute mit mir über die Brustwehr. «Ja! Ja!», sagte er, «ich sah dich, wie du von der anderen Seite der Mauer hochgeflogen kamst. Du schwirrtest vor mir vom Wind getragen, und dann sah ich dich weit oben auf das goldene Grabmaldach fallen. Ich konnte es nicht ertragen, hinzusehen. Ich sah dich um Balance ringen und

bedeckte meine Augen mit der Hand.» Gott sei Dank, dachte ich, sonst hättest du gesehen, wie ich mich gegen das alte Ziegenhautzelt gewehrt hätte, und dann hättest du gewusst, dass ich schon die ganze Zeit dort oben gewesen war. Und dann hätte ich mir richtigen Ärger eingehandelt.

Es war eine gemurmelte Unterhaltung im Gange, als wir abbogen und durch eine Tür traten, die in ein anderes Gebäude darunter führte. Dort stand eine Gruppe von Mönchen und Lamas. Jeder von ihnen bezeugte, dass sie mich gesehen hatten, wie ich vom Bergpfad abgehoben und in die Höhe gehoben wurde, während ich mit den Armen ruderte. Sie dachten, ich würde an den Wänden zerschmettert oder direkt über den Potala hinweg geweht werden. Keiner von ihnen hatte erwartet, mich lebend wiederzusehen. Nicht einer von ihnen war in der Lage gewesen, durch den Staub und den stürmischen Wind hindurch zu erkennen, dass nicht ich es gewesen war, der hochgehoben wurde, sondern nur ein Stück eines alten Ziegenhautzeltes.

«Ja! Ja!», sagte einer, «ich habe es selbst gesehen, mit meinen eigenen Augen. Er kauerte dort am Boden, um sich vor dem Wind zu schützen und – Puff! Plötzlich flog er über meinen Kopf hinweg und ruderte mit den Armen. Nie hätte ich gedacht, jemals etwas Derartiges zu sehen.»

«Ja! Ja!», bekräftigte ein anderer, «ich schaute gerade aus dem Fenster und wunderte mich über das Getue da draußen, und gerade als dieser Junge auf mich zugeflogen kam, fegte es mir Staub in die Augen. Er hat mir beim Vorbeifliegen fast ins Gesicht getreten.»

«Das ist noch gar nichts», schrie ein Dritter. «Er hat mich wirklich gestreift und mir beinahe das Hirn aus dem Kopf gestoßen! Ich stand draußen an der Brüstung und er kam an mir vorbeigeflogen. Ich versuchte noch, ihn zu ergreifen, und dabei hat er mir fast die Robe vom Leib gerissen, sie wurde mir geradewegs über meinen Kopf gezogen. Ich war blind und konnte eine Zeitlang überhaupt nichts sehen. Und als ich wieder sehen konnte, war er verschwunden. Ach, dachte ich, seine Zeit ist abgelaufen! Doch, jetzt sehe ich, dass er immer noch da ist.»

Ich wurde von Hand zu Hand herumgereicht, so als wäre ich eine preisgekrönte Butterstatue. Die Mönche fassten mich an. Die Lamas stupsten mich und niemand ließ mich erklären, dass nicht ich auf das Dach hinaufgeblasen wurde, sondern beinahe herunter. «Ein Wunder!», sagte ein alter Mann, der sich hinten am Rande der versammelten Menschen befand. Dann rief er: «Oh! Achtung! Der werte Herr Abt kommt.» Die Menge machte der Person in der goldenen Robe respektvoll Platz, die sich nun zu uns gesellte.

«Was ist hier los?», fragte er. «Wozu diese Versammlung? Könnte mir das bitte jemand erklären», sagte er, und dabei wandte er sich an den älteren Lama, der zugegen war. Ausführlich und mit viel Hilfe einer stetig anwachsenden Menschenmenge wurde die Angelegenheit «erklärt». Ich stand da und wünschte mir, der Boden würde sich unter meinen Füßen öffnen und ließe mich hinunter – in die Küche fallen! Ich war hungrig. Ich hatte seit gestern Abend nichts mehr gegessen.

«Komm mit mir!», befahl der Abt. Der ältere Lama fasste mich am Arm und half mir, denn ich war müde und verängstigt, ich hatte Schmerzen und war hungrig. Wir gingen in einen großen Raum, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Der werte Herr Abt setzte sich und saß eine Weile schweigend da, während er sich das, was ihm erzählt worden war, nochmals durch den Kopf gehen ließ. «Erzählen Sie es mir noch einmal, ohne etwas auszulassen», bat er den Lama.

So hörte ich einmal mehr von meinem «unglaublichen Flug» vom Boden bis zu den Grabmälern der Heiligen hinauf. In diesem Augenblick gab mein leerer Magen ein lautes, warnendes Rumpeln von sich. Der Abt versuchte ein Lächeln zu unterdrücken und sagte: «Nehmen Sie ihn mit, damit er essen kann. Ich kann mir vorstellen, dass ihn diese Strapazen ziemlich mitgenommen haben. Dann lassen Sie den ehrenwerten Kräuterdoktor Lama Chin kommen, um ihn auf Verletzungen zu untersuchen. Doch zuerst soll er essen.»

Essen! Es schmeckte gut! «Du hast aber wirklich ein auf und ab Leben, Lobsang», sagte der freundliche Kochmönch. «Zuerst wirst du vom Dach

geblasen und den Berghang hinunter geschleudert, und nun erzählten sie mir, du wärst vom Fuße des Berges bis ganz nach oben auf das Dach geblasen worden! Was für ein auf und ab Leben und den Teufel schert das keinen Deut!» Er ging davon und kicherte über seinen eigenen Witz. Das machte mir nichts aus. Er war immer nett zu mir und half mir auf vielerlei Weise. Ein weiterer Freund begrüßte mich. Ein schabendes, rollendes Schnurren und ein herzhafter Stoß gegen mein Bein veranlasste mich, nach unten zu schauen. Einer der Kater war gekommen, um sich von mir auch noch seinen Anteil an Aufmerksamkeit zu holen. Gemächlich fuhr ich ihm mit den Fingern den Rücken auf und ab, das ihn veranlasste, noch lauter zu schnurren. Ein leises Rascheln aus der Richtung der Gerstensäcke war zu vernehmen und schon war er wie der Blitz leise verschwunden.

Ich ging zum Fenster und schaute über Lhasa. Keine Spur von der kleinen Gruppe, die von meinem Mentor angeführt wurde. Hatte ihn vielleicht der Sturm erwischt, fragte ich mich. Ich fragte mich auch, wie lange es wohl noch dauern würde, bis er zurückkäme. «… also erst morgen, dann?» Ich drehte mich um. Einer, der in der Küche herumlungerte, hatte gerade etwas gesagt und ich hatte nur noch das Ende mitbekommen. «Ja», sagte ein anderer «sie bleiben noch heute Nacht im Rosenzaun-Lamakloster und kommen erst morgen zurück.»

«Oh!», sagte ich, «sprecht ihr von meinem Mentor, dem Lama Mingyar Dondup?»

«Ja, wie es scheint, müssen wir uns noch einen weiteren Tag mit dir herumschlagen, Lobsang», sagte ein anderer. «Ach ja, das erinnert mich, der ehrenwerte Herr Doktor wartet auf dich. Du beeilst dich besser.»

Ich schlurfte niedergeschlagen davon und dachte, dass es viel zu viele Schwierigkeiten auf der Welt gab. Warum sollte mein Mentor seine Reise unterbrochen haben, um noch einen weiteren Tag und eine Nacht im Rosenzaun-Lamakloster zu verbringen? In dieser Phase meines Lebens dachte ich, dass nur meine Angelegenheiten wichtig waren. Ich erkannte nicht, welch großen Einsatz der Lama Mingyar Dondup für andere leistete. Ich

trottete den Korridor hinunter zum Behandlungsraum des Arztes. Er kam gerade heraus. Doch, als er mich sah, fasste er mich am Arm und führte mich zurück. «Nun, was hast du diesmal angestellt? Immer passiert etwas oder es ist etwas los, wenn du in den Potala kommst.»

Übellaunig stand ich vor ihm und erzählte ihm nur das, was die Augenzeugen gesehen hatten, das heißt das über den Wind und über den heftigen Sturm. Ich sagte ihm nicht, dass ich bereits auf dem goldenen Dach gewesen war. Ich wusste, sein erster Gedanke wäre, es umgehend Seiner Heiligkeit zu melden.

«Gut, zieh deine Robe aus. Ich muss dich auf Verletzungen untersuchen und dann einen Rapport über deinen Zustand schreiben.» Ich schlüpfte aus der Robe und legte sie auf eine niedere Bank. Der Arzt kniete sich nieder und untersuchte und drückte mich da und dort, um zu sehen, ob ich irgendwelche Knochen gebrochen oder irgendwelche Muskelzerrungen erlitten hatte. Er war ziemlich erstaunt, dass meine einzigen Verletzungen, abgesehen von meinen lädierten Beinen, nur aus ein paar dunkelblauen, teilweise gelblich getönten Flecken bestanden!

«Hier, nimm diese und reibe sie dir gut ein», sagte er. Er erhob sich, griff auf ein hohes Regal und holte ein Ledergefäß mit einer äußerst strengriechenden Kräutersalbe herunter. «Reibe sie dir aber nicht hier ein», sagte er, «ich möchte nicht vergast werden, es sind schließlich deine Quetschungen.»

«Ehrwürdiger Herr Doktor», sagte ich, «ist es wahr, dass mein Mentor einen Halt im Rosenzaun-Lamakloster einlegen musste?»

«Ja, er musste dort einen Abt behandeln. Ich erwarte nicht, dass er vor Morgen spätabends zurück sein wird. Also müssen wir dich hier noch eine Weile länger aushalten», sagte er, und dann fügte er verschmitzt hinzu, «dann kannst du dich wenigstens noch am Vortrag unseres geachteten indischen Gastlehrers erfreuen.» Ich schaute ihn an, und der Gedanke kam mir, dass der alte Arzt wahrscheinlich genauso wenig Liebe für den indischen Lehrer empfand wie ich. Wie auch immer, im Augenblick hatte ich keine Zeit, mich

damit zu befassen. Die Sonne stand direkt über mir und es war Zeit, mich wieder in unseren Vorlesungssaal zu begeben.

Zuerst aber ging ich in den Schlafsaal, wo ich meine Robe auszog und mir die stinkende Salbe einrieb. Dann wischte ich meine Hände an meiner Robe ab, zog sie wieder an und machte mich auf den Weg zurück in den Vorlesungssaal, wobei ich meinen Platz ganz hinten einnahm, so weit weg von dem indischen Lehrer, wie ich konnte.

Die anderen Jungen kamen herein. Kleine Jungen, mittlere Jungen und große Jungen, alle drängten gleichzeitig hinein, da es ein besonderes Ereignis war, einen so geachteten indischen Lehrer als Gast zu haben. Man war der Meinung, dass wir Jungen davon profitieren würden, wenn wir den Buddhismus aus der Sicht einer anderen Kultur kennenlernten.

Während wir dasaßen und auf den Lehrer warteten, rümpften die Jungen hörbar ihre Nasen. Die in meiner Nähe rückten von mir weg, sodass ich, als der Lehrer hereinkam, in einsamer Pracht hinten an der Wand ganz allein saß mit einem Halbkreis von Jungen nicht näher als drei Meter von mir entfernt.

Der indische Lehrer kam mit seiner wunderschönen, kleinen Ledermappe herein. Er rümpfte die Nase und schaute sich argwöhnisch um. Seine Nase arbeitete und er schnupperte hörbar. Auf halbem Weg zwischen der Tür und dem Lesepult blieb er stehen und blickte sich um. Dann sah er, dass ich allein dasaß. Er kam auf mich zu, wich aber gleich wieder zurück. Der Raum war mit so vielen Jungen darin sehr warm, und mit zunehmender Wärme verstärkte sich der Geruch der Salbe noch. Der indische Lehrer blieb stehen, legte seine Hände an die Hüften und starrte mich an.

«Mein Junge, ich glaube du bist der größte Unruhestifter im ganzen Land. Du bringst sogar unseren Glauben durcheinander mit deinem Bergauf- und Bergabfliegen. Ich habe alles von meiner Kammer aus gesehen. Ich sah dich von weitem aufsteigen. Das müssen dir die Teufel in einem deiner lichten Momente beigebracht haben. Und nun – Pfui, du stinkst!»

«Ehrwürdiger indischer Herr Lehrer», erwiderte ich, «ich kann nichts für den Gestank. Ich habe nur die Salbe verwendet, die mir der werte Herr Doktor verschrieben hat.» Und etwas gewagt fügte ich noch hinzu: «Es ist ja für mich noch schlimmer, denn das Zeug strömt förmlich aus mir heraus.» Verachtend und ohne ein Lächeln wandte er sich von mir ab und begab sich zu seinem Lesepult.

«Wir müssen mit unserer Vorlesung weiterfahren», sagte der indische Lehrer. «Ich werde froh sein, wenn ich euch wieder verlassen und in das kultiviertere Indien zurückkehren kann.» Er sortierte seine Unterlagen, schob sie ein wenig hin und her und sah uns alle argwöhnisch an, um zu sehen, ob wir ihm Beachtung schenkten. Dann fuhr er fort:

«Gautama hatte auf seinen Wanderungen viel nachgedacht. Sechs Jahre lang war er gewandert. Er hatte die meiste Zeit damit zugebracht, die Wahrheit zu ergründen und nach der Wahrheit und nach dem Sinn des Lebens zu suchen. Und während er wanderte, erlitt er Mühsale, Entbehrungen und Hunger. Und eine der ersten Fragen, die er sich stellte, war: Warum bin ich unglücklich?

Gautama dachte unentwegt über diese Frage nach. Die Antwort kam ihm, als die Tiere der Natur ihm beistanden, als die Schlangen ihm den Kopf kühlten, als die Vögel ihm mit den Flügeln die Stirne fächelten und alle anderen, sich still verhielten, um ihn nicht zu stören. Er kam zu dem Schluss, dass es ‹vier große Wahrheiten› gab, die er ‹Die Vier Edlen Wahrheiten› nannte, die die Gesetzmäßigkeiten der Menschen während des Lebens auf der Erde waren.

Geburt ist Leiden, sagte Buddha. Ein Kind, das geboren wird, fügt sowohl der Mutter als auch dem Kind Schmerzen zu. Nur durch Schmerzen kann man auf dieser Erde geboren werden, und der Akt des Geborenwerdens verursacht wiederum Schmerz und Leid für andere. Wenn ein Mensch älter wird und sich seine Körperzellen nicht mehr im gewohnten Muster erneuern können, setzt der Verfall ein, und die Organe funktionieren nicht mehr richtig. Veränderungen treten ein und das führt zu Leiden. Man kann

nicht alt werden, ohne zu leiden. Krankheit ist Leiden. Wenn ein Organ nicht mehr richtig funktioniert, dann führt das zu Schmerzen und Leiden, weil das Organ den Körper nötigt, sich den neuen Bedingungen anzupassen. Deshalb verursacht Krankheit Schmerzen und Leiden. Der Tod ist das Ende der Krankheit. Der Tod verursacht Leiden, nicht der Tod an sich, sondern die Bedingungen, die zum Tod führen, sind schmerzvoll. Deshalb sind wir wiederum unglücklich.

Leiden wird verursacht durch das Vorhandensein von Dingen, die wir hassen. Wir werden durch die Anwesenheit von Dingen, die wir nicht mögen, in Anspannung und Frustration gehalten. Wir werden durch die Trennung von Dingen, die wir lieben, unglücklich gemacht. Wenn wir von einer geliebten Person getrennt werden, möglicherweise ohne zu wissen, wann wir wieder mit ihr zusammen sein werden, erleiden wir Schmerz und Frustration. Aus diesem Grund sind wir unglücklich.

Etwas zu begehren und das, was wir uns wünschen, nicht zu bekommen, ist die Ursache von Leiden, es ist die Ursache des Verlustes von Glück und die Ursache von Elend. Wenn wir also etwas begehren und nicht erhalten, dann leiden wir und sind unglücklich.

Nur der Tod bringt Frieden. Nur der Tod bringt Erlösung von den Leiden. Daher ist es klar, dass das Festhalten am Dasein ein Festhalten am Leiden ist. Das Festhalten am Dasein ist das, was uns unglücklich macht.»

Der indische Lehrer blickte uns an und sagte: «Der Buddha, unser gesegneter Gautama, war nicht etwa pessimistisch, sondern realistisch. Gautama erkannte, dass man das Leiden nicht bannen kann, solange man diese Tatsache nicht akzeptiert. Und solange man nicht verstehen kann, warum es Leiden gibt, kann man auf dem Pfad des Mittelweges nicht vorankommen.»

Die Lehren heben viel zu sehr das Leiden hervor, dachte ich. Doch ich erinnerte mich an das, was mir mein eigener verehrter Mentor, der Lama Mingyar Dondup, gesagt hatte. Er sagte: «Überlegen wir uns doch einmal, Lobsang, was Gautama wirklich gesagt hat. Er sagte nicht, dass alles Leiden verursacht. Egal, was die Schriften oder die großen Lehrer sagen, Gautama

hat zu keiner Zeit erklärt, dass alles Leiden ist. In Wirklichkeit sagte er, dass alles die Möglichkeit von Leiden in sich birgt. Daraus geht klar hervor, dass jedes Ereignis im Leben Schmerzen, Unbehagen oder eine Disharmonie zur Folge haben kann. Kann! Aber es steht nirgendwo geschrieben, dass alles gleich Schmerzen verursachen muss.

Es gibt so viele Missverständnisse darüber, was große Männer gesagt oder nicht gesagt haben. Gautama war der Überzeugung, dass das Leiden, der Schmerz, weit über das rein körperliche Leiden und den rein physischen Schmerz hinausgeht. Er betonte zu jeder Zeit, dass das Leiden des Geistes, das durch eine Störung der Emotionen entsteht, größer sei als jeder rein körperliche Schmerz oder jedes Unglücklichsein. Es führte zu einer tieferen Disharmonie. Gautama lehrte: Wenn ich unglücklich bin, dann ist es, weil ich nicht glücklich lebe, weil ich nicht in Harmonie mit der Natur lebe. Wenn ich nicht harmonisch lebe, dann ist es, weil ich nicht gelernt habe, die Welt so zu akzeptieren, wie sie ist, mit all ihren Nachteilen und Möglichkeiten des Leidens. Ich kann nur dann glücklich werden, wenn ich die Ursachen des Unglücklichseins erkenne und diese vermeide.»

Ich grübelte über den entsetzlichen Gestank nach, den diese Salbe verursachte, als der indische Lehrer erneut auf das Lesepult schlug und sagte: «Dies ist die Erste der Edlen Wahrheiten. Nun wollen wir uns mit der Zweiten Edlen Wahrheit befassen:

Gautama hielt vor seinen Anhängern eine Predigt, vor denjenigen, die ihn damals verlassen hatten, als viel von dem Reiz der damaligen Lehre verlorenging. Doch nun waren sie wieder Gautamas Schüler. Er sagte ihnen: ‹Ich lehre euch nur zwei Dinge; das Leiden und die Erlösung vom Leiden. Nun, dies ist die edle Wahrheit über den Ursprung des Leidens: Es ist das begehrliche Verlangen, das die Wiederholung des Werdens verursacht und das mit den sinnlichen Freuden einhergeht und mal hier und da nach Befriedigung sucht. Es nimmt die Form des Verlangens nach der Befriedigung der Sinne an, oder des Verlangens nach Wohlstand und weltlichem Besitz.

Wie uns gelehrt wurde, folgt das Leiden auf etwas, was wir falsch gemacht haben. Es ist das Ergebnis einer falschen Einstellung gegenüber dem Rest der Welt. Die Welt selbst ist kein schlechter Ort, sondern einige Menschen auf ihr lassen sie schlecht erscheinen. Es ist unsere eigene Einstellung, unser eigener Fehler, der die Welt in einem so schlechten Licht erscheinen lässt. Jeder Mensch hat Wünsche oder Begierden, die ihn dazu veranlassen, Dinge zu tun, die er in einem ausgeglicheneren Zustand, frei von solchen Begierden und Wünschen, nicht tun würde.

Die große Lehre Buddhas besagt, dass derjenige, der sich den Begierden hingibt, nicht frei sein kann, und eine Person, die nicht frei ist, kann nicht glücklich sein. Deshalb ist das Überwinden der Begierden ein großer Schritt vorwärts in Richtung Glück.

Gautama lehrte, dass jede Person das Glück selbst für sich finden muss. Er erklärte, dass es ein Glück gibt, das keine wahre Zufriedenheit mit sich bringt, sondern lediglich von vorübergehender Natur ist. Es ist die Art von Glück, die eine Person erlangt, wenn sie immer Veränderungen will, immer herumeilen will und etwas Neues sehen will und neue Leute treffen möchte. Das ist ein vorübergehendes Glück. Das wahre Glück ist das, was uns tiefe Zufriedenheit bringt, was die Seele von der Unzufriedenheit befreit. Gautama sagte: ‹Wenn ich nach dem Glück bemerke, dass schlechte Qualitäten folgen und sich entwickeln, während die guten Qualitäten abnehmen, dann sollte man diese Art von Glück meiden. Wenn ich nach dem Glück bemerke, dass gute Qualitäten folgen und sich entwickeln und die schlechten Qualitäten abnehmen, dann sollte man einem solchen Glück folgen.›

Wir müssen deshalb aufhören, hinter den nutzlosen materiellen Dingen herzulaufen. Den Dingen, die in der nächsten Welt keinen Bestand haben. Wir sollten aufhören, unsere Begierden zu befriedigen, die umso stärker werden, je mehr wir sie nähren. Stattdessen sollten wir darüber nachdenken, wonach wir wirklich suchen und wie wir es finden können. Wir müssen uns über die Natur unserer Begierden und die Ursache unserer Begierden

Gedanken machen. Sobald wir die Ursache unserer Begierden erkannt haben, können wir danach streben, diese Ursache zu beheben.»

Unser Lehrer erwärmte sich langsam für sein Thema. Er war aber auch ein wenig irritiert durch den Geruch der Kräutersalbe, denn er sagte: «Wir werden eine kurze Pause einlegen. Ich möchte eure geistigen Kräfte nicht überstrapazieren, die, wie ich sehe, nicht annähernd das Niveau meiner indischen Studenten erreichen.»

Er hob seine Unterlagen auf, steckte sie in seine Mappe und ließ vorsichtig den Verschluss zuschnappen und hielt den Atem an, als er an mir vorbeiging. Einige Augenblicke saßen die anderen Jungen still da und warteten bis seine Schritte in der Entfernung verhallt waren. Dann drehte sich einer zu mir um und sagte: «Pfui! Lobsang, du stinkst! Das muss daher kommen, weil du dich unter die Teufel gemischt hast und du mit ihnen ab und auf in den Himmel geflogen bist.»

Ich erwiderte völlig berechtigt: «Nun, wenn ich mich unter die Teufel gemischt hätte, dann wäre ich bestimmt nicht mit ihnen in den Himmel geflogen, sondern genau das Gegenteil. Und wie jeder weiß, flog ich aufwärts.»

Wir gingen auseinander, jeder seines Wegs. Ich ging zum Fenster hinüber und schaute nachdenklich hinaus. Ich fragte mich, was mein Mentor wohl so lange im Rosenzaun-Lamakloster aufhielt und wie ich die Zeit mit diesem indischen Lehrer bloß rumkriegen sollte, den ich schlicht nicht leiden konnte. Ich dachte, wenn er schon ein so guter Buddhist ist, wie er sich das selbst einbildet, dann sollte er doch eigentlich mehr Verständnis und Gefühle für uns kleinen Jungen haben. Als ich so dastand und nachdachte, kam ein junger Lama ins Zimmer geeilt.

«Lobsang», sagte er, «schnell, komm! Der Erhabene will dich sprechen.» Dann hielt er inne und sagte: «Pfui! Was ist denn mit dir passiert?» Also erklärte ich ihm das mit der Kräutersalbe und er sagte: «Schnell, lass uns zum Doktor gehen. Mal sehen, ob er etwas gegen diesen Gestank tun kann, bevor du vor den Erhabenen trittst. Komm schnell!»

Kapitel 5

Zusammen eilten wir den Korridor zum Behandlungszimmer des Arztes. Zusammen? Nein, nicht ganz! Der junge Lama drängte auf Beeilung. Ich folgte ihm auf wackeligen Beinen nach. Ich folgte ihm, weil er mich vorne an der Robe gepackt hatte und mich zog. Ich murrte und brummte vor mich hin, so wie es der Luftmangel gerade zuließ. Da wird man vom Boden abgehoben und aufs Dach geblasen und nun schubst mich jeder herum. Oh, dachte ich, nun glaube ich es fast schon selbst, dass ich hinaufgeblasen wurde! Oh, fragte ich mich, was wohl der Erhabene dachte – oder wusste!

Wir schlitterten um die Ecken und rauschten in das Behandlungszimmer. Der Doktor aß gerade Tsampa. Beim Anblick von uns hielt er inne und schaute auf. Sein Mund öffnete sich, als er mich schon wieder sah und seine Hand schwankte zwischen der Schale und dem Mund.

«Du schon wieder!», rief er aus. «Du? Was hast du diesmal angestellt?»

Der junge Lama, der vor Aufregung und Besorgnis keuchte und ganz außer Atem war, stieß stotternd einen Schwall Worte hervor und dabei stolperte er beinahe über seine eigene Zunge vor lauter Sprachtempo: «Der Erhabene möchte Lobsang sehen. Jetzt! Was können wir nur tun?»

Der Doktor seufzte, während er seine Schale abstellte und seine Finger an seiner Robe abwischte.

«Er wird ihn nicht nur sehen, sondern auch riechen, wenn ich ihn so mitnehme», sagte der junge Lama beunruhigt. «Oh, oh! Was können wir nur tun, um ihn wohlriechender zu machen?»

Der Doktor kicherte, wurde aber gleich wieder ernst, als er an den Erhabenen dachte. «Ach», sagte er, «ich habe mir bloß einen Scherz erlaubt. Ich probierte eine neue Salbe aus und er stand gerade zur Verfügung. Es ist eine Salbe, die an Pfosten und Wände gestrichen werden kann, um Hunde

fernzuhalten, es ist aber auch eine Salbe gegen Prellungen. Nun, lasst mich mal überlegen.»

Der junge Lama und ich sahen einander bestürzt an. Um Hunde fernzuhalten? Nun ja, mich hatte es wirklich fernhaltend gemacht, aber was nun? So, so, der alte Mann hatte sich also einen Scherz mit mir erlaubt. Hatte er das wirklich? Jetzt, dachte ich, lag der Ball bei ihm, wie er diesen Geruch wieder zum Verschwinden bringen konnte, bevor der Dalai Lama etwas davon erfuhr. Er sprang auf und schnippte zufrieden mit den Fingern.

«Zieh die Robe aus», befahl er.

Ich schlüpfte erneut aus meiner Robe. Der Doktor ging in den Nebenraum und kehrte ein paar Minuten später mit einem Ledereimer zurück, der mit einer süßlich duftenden Flüssigkeit gefüllt war. Er schob mich über einen kleinen Abfluss in seinem Behandlungsraum und schüttete mir den ganzen Inhalt des Ledereimers über den Kopf.

Ich hüpfte auf und ab. Das Zeug war scharf, und ich dachte, meine Haut würde sich vom Körper ablösen. Schnell griff er nach einem Lappen und schrubbte damit meinen ganzen Körper ab, sodass sie danach ganz rosa war, sehr brannte, aber süßlich duftete.

«Fertig!», rief er zufrieden aus. «Du hast mir viel Ärger bereitet, vielleicht wird dich diese schmerzvolle Prozedur lehren, nur noch im äußersten Notfall zu mir zu kommen.» Er ging zurück in den anderen Raum und kehrte mit einer sauberen Robe zurück. «Zieh diese an», befahl er. «Wir können dich nicht wie ein Schreckgespenst zum Erhabenen gehen lassen.»

Ich zog mich an und überall juckte und kratzte es. Der raue Stoff der Robe machte die ganze Sache noch schlimmer, doch dem jungen Lama wie auch dem Doktor schien das egal zu sein!

«Schnell, schnell», sagte der Erstere, «wir dürfen nicht noch mehr Zeit verlieren!» Er packte mich am Arm und schleppte mich in Richtung Türe. Ich setzte mich nur widerwillig in Bewegung und hinterließ duftende, nasse Fußspuren auf dem Fußboden.

«Wartet», rief der Doktor, «er muss noch Sandalen haben!»

In Windeseile verschwand er und kam dann mit einem Paar Sandalen wieder zum Vorschein. Ich schlüpfte hinein und stellte fest, dass sie mir viel zu groß waren, wie für eine Person zweimal meiner Größe.

«Oh!», rief ich in Panik aus. «Die sind mir viel zu groß, ich werde über sie fallen oder sie verlieren. Ich möchte meine wieder haben!»

«Oh! Du bist mir einer!», stieß der Doktor hervor. «Ein einziges Bündel Ärger, der immer in Schwierigkeiten steckt. Wartet! Ich muss dich zuerst richtig einkleiden oder du wirst in der Gegenwart des Erhabenen hinfallen und so Schande über mich bringen.» Er rumorte herum. Dann endlich brachte er ein Paar Sandalen hervor, die um einiges besser passten. «Geh!», rief er, «und komm bloß nicht wieder hierher, es sei denn, du stirbst!» Er wandte sich ärgerlich ab und setzte seine unterbrochene Mahlzeit fort.

Der junge Lama keuchte vor Sorge und Aufregung. «Wie soll ich nur diese Verspätung erklären?», sagte er, als ob ich ihm darauf eine Antwort geben könnte. Wir eilten den Korridor entlang und wurden bald von einem anderen jungen Lama überholt. «Wo seid ihr denn geblieben?», fragte er ungehalten. «Der Erhabene wartet – und er mag es überhaupt nicht, wenn man ihn warten lässt!» Aber Zeit für eine Erklärung blieb nicht.

Wir hasteten weiter die Korridore entlang, kletterten in das Stockwerk darüber und in das nächste Stockwerk darüber und noch ein Stockwerk höher. Schließlich erreichten wir eine große Tür, die von zwei riesigen Wächtern bewacht wurde. Sie erkannten die beiden jungen Lamas, traten zur Seite und wir betraten die Privaträume des Dalai Lama. Plötzlich blieb der erste junge Lama abrupt stehen und schob mich gegen eine Wand. «Halt still!», sagte er. «Ich muss dafür sorgen, dass du ordentlich aussiehst.» Er schaute mich von oben bis unten an und rückte mal hier und mal da eine Falte zurecht. «Dreh dich um», befahl er, während er mich sorgfältig musterte und hoffte, dass ich nicht unordentlicher aussah als die anderen kleinen Akoluthen. Ich drehte mich um, mit dem Gesicht zur Wand. Wieder rückte, zupfte und richtete er meine Robe zurecht.

«Du bist der Junge mit dem verletzten Bein, nun, der Erhabene weiß Bescheid. Wenn er dich auffordert, dich zu setzen, dann setze dich so anmutig hin, wie du kannst. In Ordnung dreh dich wieder um.»

Ich drehte mich um und bemerkte, dass der andere junge Lama gegangen war. Wir standen da und warteten. Wir warteten so lange, bis ich dachte, meine Knie würden nachgeben. Der ganze Trubel und jetzt warten wir, dachte ich. Warum nur musste ich Mönch werden?

Von innen wurde die Türe geöffnet und ein älterer Lama kam heraus. Der junge Lama verbeugte sich und ging weg. Der hohe Amtsträger, denn das war der ältere Lama, schaute mich an und musterte mich nochmals von oben bis unten. Dann fragte er: «Kannst du ohne Hilfe gehen?»

«Ja, heiliger Meister», erwiderte ich, «ich kann gehen, aber nur mit etwas Mühe.»

«Dann komm», sagte er. Er drehte sich um und ging langsam voraus in einen weiteren Raum. Wir durchquerten ihn und kamen in einen Korridor. An einer Türe klopfte er und trat ein und bat mich, draußen zu warten.

«Eure Heiligkeit», hörte ich seine respektvolle Stimme sagen, «der Knabe Lobsang ist hier. Er ist nicht gut zu Fuß. Der Doktor sagt, er hätte ein paar Prellungen davongetragen und seine Beine sind immer noch nicht richtig verheilt.» Die Erwiderung konnte ich nicht hören, doch der ältere Lama kam heraus und flüsterte: «Geh hinein, und während du dastehst, verbeuge dich dreimal und dann gehe vorwärts, wenn du angewiesen wirst. Geh langsam und falle nicht hin. Geh jetzt hinein!»

Er nahm mich sanft am Arm und führte mich durch die Türe und sagte: «Eure Heiligkeit, der Knabe Lobsang!», bevor er ging und die Türe hinter mir schloss. Überwältigt von den Gefühlen und der Angst, verbeugte ich mich unsicher dreimal in die, wie ich hoffte, richtige Richtung.

«Komm! Mein Junge, komm und setzt dich hierhin», sagte eine tiefe, warme Stimme, eine Stimme, die ich bei einem früheren Besuch schon einmal gehört hatte. Ich blickte auf und sah zuerst die safrangelbe Robe, die in einem hellen Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel, sanft leuchtete. Die

safrangelbe Robe! Darüber, ein freundliches, aber bestimmtes Gesicht, das Gesicht von jemandem, der es gewohnt war, Entscheidungen zu treffen. Das Gesicht eines guten Mannes, unserem Gott auf Erden.

Er saß auf einem kleinen, erhöhten Podest. Das rote Kissen, auf dem er saß, hob sich kontrastreich von seiner safrangelben Robe ab. Er saß in der Lotosposition, mit vor sich gefalteten Händen und seine Knie und Füße waren mit einem goldfarbenen Tuch bedeckt. Vor ihm befand sich ein niederer Tisch, auf dem nur ein paar wenige Gegenstände lagen. Eine kleine Glocke, ein Amulettkästchen, eine Gebetsmühle und Staatspapiere. Er trug zu der Zeit einen Schnurrbart, deren Enden leicht bis unter das Kinn herabhingen. Sein Gesicht zeigte ein gütiges Lächeln, aber es gab auch Anzeichen von Leiden. Neben dem kleinen Tisch vor ihm lagen zwei Sitzkissen auf dem Boden. Auf diese zeigte er und sagte: «Ich bin über deine Behinderung im Bilde, setze dich so hin, wie es dir bequem ist.» Dankbar setzte ich mich, denn die ganze Rennerei und die ganze Aufregung zeigten langsam Wirkung bei mir und ich zitterte leicht vor Erschöpfung.

«So!», sagte Seine Heiligkeit. «Du hast ja ein richtiges Abenteuer erlebt? Mir ist so einiges zu Ohren gekommen. Das muss ja wirklich furchterregend gewesen sein?»

Ich schaute ihn an, diesen großen, erhabenen Mann, der so voller Güte und Wissen war. Nun, ich wusste, dass ich ihm sagen musste, was geschehen war, denn ihn durfte ich nicht täuschen. Also gut, dann würde ich eben ausgeschlossen, hinausgeworfen und vertrieben werden, weil ich das Gesetz gebrochen und zu hoch geklettert war. Egal, dann würde ich eben Fährmann oder Drachenbauer werden oder, bei diesem Gedanken zögerte ich leicht, ich könnte auch nach Indien reisen und Händler werden.

Der Erhabene blickte mich streng an. Ich zuckte etwas verwirrt zusammen, als ich realisierte, dass er mit mir gesprochen hatte.

«Eure Heiligkeit», sagte ich, «mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, hat mir gesagt, dass Sie der großartigste Mensch auf der ganzen Welt sind, und Ihnen darf ich die Wahrheit nicht vorenthalten.» Ich zögerte kurz und

schluckte den Kloß, der mir im Halse steckte, herunter. «Eure Heiligkeit», sagte ich mit zaghafter Stimme, «ich stand heute Morgen früh auf und kletterte …»

«Lobsang», sagte der Erhabene und sein Gesicht strahlte vor Freude. «Erzähl nicht weiter, sag mir nichts mehr. Ich weiß es bereits. Ich war selbst einmal ein kleiner Junge. Oh, wie lange ist das schon her!» Er hielt inne und sah mich nachdenklich an. «Dies auferlege ich dir jetzt», sagte er. «Du darfst zu keiner Zeit mit einer anderen Person über diesen Vorfall sprechen. Du musst über das, was tatsächlich vorgefallen ist, Stillschweigen bewahren. Ansonsten wirst du ausgeschlossen, so wie es das Gesetz vorschreibt.» Einige Augenblicke verharrte er tief in Gedanken, dann fügte er sinnend hinzu: «Es ist manchmal gut, ein ‹Wunder› zu haben, denn das stärkt den Glauben der niederen und schwächeren Brüder. Sie brauchen etwas, von dem sie glauben, dass es ein Beweis ist. Doch bei genauerer Betrachtung erweist sich dieser ‹Beweis› oft nur als Illusion, während die vermeintliche ‹Illusion›, für die der ‹Beweis› gesucht wurde, in Wahrheit die Wirklichkeit ist.»

Die Vormittagssonne durchflutete den Raum mit ihrem goldenen Licht. Die safrangelbe Robe des Erhabenen schimmerte und schien halb aufzuleuchten, als ein schwacher Luftzug es wagte, seinen Stofffalten ein Knistern zu entlocken. Die roten Kissen waren von einem Lichthof umgeben und spiegelten sich rötlich auf dem polierten Fußboden. Eine kleine Gebetsmühle drehte sich sanft im leichten Durchzug und die eingelassenen Türkissteine sandten kleine blaue Strahlen in die goldene Luft. Fast schon gemächlich streckte der Erhabene seine Hand aus, hob die Gebetsmühle auf, betrachtete sie nachdenklich und setzte sie wieder ab.

«Dein Mentor, mein heiliger Amtsbruder, Mingyar Dondup, spricht sehr, sehr lobend von dir», sagte Seine Heiligkeit, «und das tun auch die, die dich gut kennen. Du hast eine große Aufgabe in deinem Leben und du wirst immer mehr unter die Obhut deines Mentors und Männern wie ihm gestellt. Deshalb wirst du nach und nach vom Unterricht der Normalklassen abgezogen und wirst Einzelunterricht auf höherem Niveau erhalten.» Der

Erhabene hielt inne und schaute mich mit einem versteckten Lächeln in seinen Augenwinkeln an. «Doch du wirst die Vorlesung mit unserem indischen Gast fortsetzen müssen», sagte er.

Das erschütterte mich. Ich hatte gehofft, diesem schrecklichen Mann entgehen zu können. Gehofft, die Nachmittagslektion dank meiner großen Erfahrung nicht mehr besuchen zu müssen! Der Erhabene fuhr fort: «Dein Mentor wird heute Abend spät oder erst morgen früh zurückkehren. Er wird mir zuerst noch Bericht erstatten. Dann wirst du mit ihm zum Eisenberg zurückkehren, um deine speziellen Studien fortzusetzen. Die weisen Männer haben deine Zukunft vorausgesagt. Sie wird immer hart sein, aber je mehr du jetzt studierst, desto besser werden deine Chancen später sein.» Er nickte mir freundlich zu und griff nach seiner kleinen Glocke. Mit einem melodischen Klang läutete er sie und rief den älteren Lama herbei, der sofort herbeieilte. Mit einiger Mühe erhob ich mich, verbeugte mich dreimal mit entwürdigender Ungeschicklichkeit und hielt meine Brust fest, damit meine Schale und andere Gegenstände nicht wie zuvor herausfielen. Ich ging rückwärts hinaus und betete beinahe, dass ich nicht stolperte oder hinfiel.

Draußen wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und stützte mich an der Wand ab. Ich fragte mich, was wohl als nächstes kommt. Der ältere Lama lächelte mich an (denn ich wurde vom Erhabenen gesegnet), und sagte freundlich: «Nun, mein Junge. Das war eine sehr lange Audienz für einen so kleinen Jungen. Seine Heiligkeit scheint zufrieden mit dir zu sein. Doch nun», er hielt Ausschau nach dem Schatten, «ist es Zeit für dich zu essen und zu deiner Klasse zurückzukehren, um der Vorlesung über den indischen Buddhismus beizuwohnen. In Ordnung, mein Junge, du kannst gehen. Ein Amtsträger wird dafür sorgen, dass du an den Wachen vorbeikommst.» Er lächelte mich wieder an und ging weg. Der junge Lama, den ich zuerst getroffen hatte, trat hinter einem Wandschirm hervor und sagte: «Komm, hier entlang!» Ich folgte ihm wankend und dachte, dass dieser Tag, der noch nicht einmal zur Hälfte vorbei war, mir schon wie eine ganze Woche vorkam.

So machte ich mich einmal mehr auf den Weg in die Küche und bat um etwas Tsampa. Dieses Mal wurde ich mit Respekt behandelt, denn ich war in der Gegenwart des Erhabenen gewesen, und es hatte sich bereits herumgesprochen, dass er mit mir zufrieden war! Nachdem ich hastig meine Mahlzeit eingenommen hatte und immer noch frisch duftete, kehrte ich ins Klassenzimmer zurück.

Unser Lehrer stand wieder am Lesepult und begann: «Wir kommen nun zur Dritten Edlen Wahrheit, eine der kürzesten und einfachsten der Wahrheiten. Wie Gautama lehrte, hört man auf zu leiden, wenn man aufhört, etwas zu begehren. Das Leiden endet mit der vollständigen Beendigung des Begehrens. Eine Person, die Begierden hat, verspürt oft ein Verlangen nach den Besitztümern einer anderen Person. Sie wird habgierig, sie begehrt das, was eine andere Person besitzt, und wird davon besessen. Und wenn sie diese Dinge nicht erreichen kann, entsteht Unzufriedenheit und die Person hegt eine Abneigung gegenüber dem Besitzer der begehrten Güter. Das führt zu Frustration, Ärger und Schmerzen.

Wenn man etwas begehrt, das man nicht haben kann, führt das zu Unglücklichsein. Handlungen, die durch Begehrlichkeiten entstehen, führen zum Unglücklichsein. Glück erfährt man erst, wenn man aufhört zu begehren, und wenn man das Leben so nimmt wie es kommt, im Guten wie im Schlechten.»

Der indische Lehrer blätterte die Seite um, schob sie ein wenig hin und her und sagte dann: «Nun kommen wir zur Vierten der Vier Edlen Wahrheiten. Doch die Vierte der Vier Edlen Wahrheiten ist in acht Teile unterteilt, die man den ‹Der Edle Achtfache Pfad› nennt. Es gibt acht Stufen, die man angehen kann, um die Befreiung von den körperlichen Wünschen und die Befreiung von den Begehrlichkeiten zu erreichen. Wir werden sie jetzt durchgehen. Die erste lautet:

1. Rechte Anschauung. Wie Gautama lehrte, muss man die richtige Anschauung auf das Unglücklichsein haben. Eine Person, die sich elend oder unglücklich fühlt, muss genau herausfinden, warum sie sich elend oder

unglücklich fühlt. Sie muss sich selbst erforschen und herausfinden, was die Ursache für dieses Unglücklichsein ist. Wenn eine Person das, was sie unglücklich macht, herausgefunden hat, dann kann sie etwas dagegen unternehmen, um die Vierte der Vier Edlen Wahrheiten zu erreichen, die lautet: Wie kann ich Glück finden?

Bevor wir unsere Lebensreise mit einem ruhigen Geist fortsetzen können und mit der Hoffnung, dass wir das Leben so führen werden, wie es geführt werden sollte, müssen wir wissen, was unsere Ziele sind. Dies bringt uns zum zweiten Schritt des Heiligen Achtfachen Pfades:

2. Rechtes Streben. Jeder strebt nach etwas. Es kann nach einem geistigen, materiellen oder spirituellen Gewinn sein. Es kann auch sein, um anderen zu helfen, oder es kann auch sein, nur um uns selbst zu helfen. Doch leider befinden sich die Menschen in einem großen Durcheinander, sie sind führerlos, verwirrt und unfähig das, was sie verstehen sollten, zu verstehen. Wir müssen alle falschen Werte und alle falschen Worte abstreifen und das, was wir sind und das, was wir sein sollten und auch das, was wir uns wünschen, klar erkennen. Wir müssen uns von falschen Werten lossagen, die uns offensichtlich ins Unglück führen. Die meisten Menschen denken nur an ‹ich›, an ‹mich› und ‹mein›. Die meisten Menschen sind zu ichbezogen. Sie kümmern sich überhaupt nicht um die Rechte der anderen. Es ist wichtig, dass wir uns selbst als Studienobjekt betrachten, dass wir uns so betrachten, wie wir einen Fremden betrachten würden. Mögt ihr den Fremden? Möchtet ihr ein enger Freund von ihm sein? Wie würde es euch gefallen, mit ihm zu leben, ein ganzes Leben lang, mit ihm zu essen, zu atmen und das Bett mit ihm zu teilen? Wir müssen über das rechte Streben verfügen, bevor man im Leben Erfolg haben kann. Und nach dem rechten Streben folgt das, was ihr ebenfalls haben müsst:

3. Rechte Äußerung. Diese bedeutet, dass eine Person ihre Äußerungen kontrollieren muss. Sie darf keine üble Nachrede verbreiten, noch darf sie Gerüchte so hinnehmen als wären sie Tatsachen. Bei der richtigen Äußerung sollte man immer den vorhandenen Zweifel zu Gunsten der anderen Person

auslegen und sich der Äußerung enthalten, wenn die Äußerung einen anderen verletzen kann. Man sollte sich nur dann äußern, wenn die Äußerung gut und hilfreich ist. Äußerungen können tödlicher sein als das Schwert und noch giftiger als das stärkste Gift. Äußerungen können eine Nation zerstören. Deshalb muss man auf die richtige Äußerung achten. Und die richtige Äußerung entsteht durch:

4. Rechtes Verhalten. Wenn man sich auf die richtige Weise verhält, spricht man nicht auf eine falsche Weise. Daher trägt das rechte Verhalten wesentlich zur rechten Äußerung und zum rechten Streben bei.

Rechtes Verhalten bedeutet, dass eine Person nicht lügt, nichts Berauschendes trinkt und nicht stiehlt. Gautama lehrte, dass wir das Resultat unserer eigenen Gedanken sind. Was wir jetzt sind, ist das, was unsere Gedanken in der Vergangenheit aus uns gemacht haben. Wenn wir also jetzt richtig denken, wenn wir uns jetzt richtig verhalten, werden wir in naher Zukunft ‹richtig› liegen.

Gautama erklärte: ‹Hass hört zu keiner Zeit durch Hass auf. Hass kann nur durch Liebe überwunden werden.› Er sagte außerdem: ‹Lass eine Person den Zorn eines anderen durch Liebe überwinden. Lass sie das Böse eines anderen durch ihr eigenes Gutes überwinden.›

Wie mir oft gelehrt wurde, sollte man keine übersinnlichen Fähigkeiten unter Beweis stellen. Man sollte diejenigen, die einen angreifen, nicht ihrerseits angreifen. Denn gemäß Gautamas Lehre soll man jene, die einen angreifen, weder mit beleidigenden Worten noch mit physischer Gewalt attackieren. Gautama sagte: ‹Wenn dich jemand beschimpft, dann muss man allen Unmut unterdrücken und den festen Entschluss fassen, sich nicht darüber aufzuregen und keine zornigen Worte über die Lippen kommen zu lassen. Stattdessen sollte man immer nett, freundlich und ohne Groll bleiben›.

Unser buddhistischer Glaube ist der Mittelweg. Er ist ein Schlüssel zum Leben, eine Richtlinie, wonach man andere so behandeln sollte, wie man selbst behandelt werden möchte.

Der nächste Schritt des Heiligen Achtfachen Pfades ist:

5. Rechter Lebensunterhalt. Gemäß der Lehre Buddhas gibt es gewisse Berufe, die abträglich für die Menschen sind. Gewisse Berufe, die von den wahren Buddhisten nicht ausgeübt werden dürfen. Zum Beispiel darf ein wahrer Buddhist kein Metzger oder Verkäufer von Gift, noch darf er ein Sklavenhändler oder Sklavenhalter sein. Ein Buddhist darf weder alkoholische Getränke zu sich nehmen noch darf er sie verkaufen. Der gute Buddhist zu Gautamas Zeiten war zwangsläufig ein Mensch, der allein auf Wanderschaft ging oder in einem Kloster lebte.

6. Rechte Anstrengung. Die rechte Anstrengung hat eine besondere Bedeutung. Es bedeutet, dass man auf dem Edlen Achtfachen Pfad mit der eigenen, am besten geeigneten Geschwindigkeit vorankommen muss. Eine Person, die nach Fortschritt strebt, sollte nicht ungeduldig sein und nicht versuchen, zu schnell vorwärtszugehen, solange sie die zu lernenden Lektionen noch nicht gelernt hat. Doch andererseits darf die nach Weiterentwicklung strebende Person auch nicht versuchen, sich mit einer falschen Bescheidenheit oder einer falschen Demut zurückzuhalten. Eine Person kann sich nur dann weiterentwickeln, wenn sie sich an ihre eigene individuelle Geschwindigkeit hält.

7. Rechte Achtsamkeit. Es ist der Verstand des Menschen, der die Handlungen des Menschen kontrolliert. Der Gedanke ist der Vater der Taten. Wenn man an eine Sache denkt, dann ist das der erste Schritt, diese Sache in die Tat umzusetzen, und einige Gedanken sind sehr disharmonisch. Physische Wünsche können einen ablenken und einem Schaden zufügen. Man könnte sich vielleicht zu viel oder zu reichhaltiges Essen wünschen. Der Wunsch an sich verursacht keine Schmerzen, das Überessen hingegen schon. Unwohlsein und Schmerzen entstehen durch übermäßiges Essen und folgt dem übermäßigen Wunsch zu essen.

Der Buddhist darf nicht vergessen, dass Gefühle nur von kurzer Dauer sind, sie kommen und gehen wie der Wind, der ständig wechselt. Gefühle sind etwas Unbeständiges, auf die man sich nicht verlassen kann. Man muss

sich selbst schulen, sodass man jederzeit über die rechte Achtsamkeit verfügt, ungeachtet seiner vergänglichen Wünsche.

8. Rechtes Sichversenken. Wie Gautama sehr wohl erkannte, war Yoga in keiner Weise die Antwort auf spirituelle Erkenntnisse. Yoga ist lediglich eine Reihe von Übungen, die den Geist befähigen sollen, den physischen Körper zu kontrollieren. Sie sind dazu gedacht, den Körper dem Befehl des Geistes zu unterwerfen. Sie sind nicht dazu gedacht, um spirituell aufzusteigen. Beim richtigen Nachdenken muss man die belanglosen Gedanken des Geistes unter Kontrolle halten. Man muss seine eigenen Bedürfnisse genau kennen. Wenn man sich richtig versenken kann, dann kann man meditieren oder nachsinnen, sodass man, ohne zu denken, allein durch Intuition zu einem Ergebnis gelangt, das für einen selbst als richtig oder falsch empfunden wird.»

Die Stimme des indischen Lehrers brach ab und er schien mit einem Ruck in die Gegenwart zurückzukehren. Seine Augen schweiften über uns hinweg und blieben auf mir haften. «Du!», sagte er und zeigte mit dem ausgestreckten Finger auf mich. «Ich möchte mit dir reden. Komm raus in den Korridor.»

Langsam erhob ich mich und ging zur Tür. Der indische Lehrer folgte und schloss die Türe hinter sich, dann öffnete er sie wieder, streckte den Kopf um die Ecke und sagte: «Ihr Jungen seid still. Ich möchte keinen Ton von euch hören, ich bin nur hier draußen.» Er schloss die Türe wieder und stand mit dem Rücken dagegen. «Nun, Junge», sagte er, «du warst beim Dalai Lama. Was hat er zu dir gesagt?»

«Ehrwürdiger Herr Lehrer», erwiderte ich, «es ist mir untersagt über das, was vorgefallen war noch über das, was gesprochen wurde, zu sprechen.»

Er fuhr zornig herum und schrie: «Ich bin dein Lehrer. Ich befehle dir, es mir augenblicklich zu sagen! Hast du mich erwähnt?»

«Ich kann Ihnen das nicht sagen, werter Herr Lehrer», sagte ich. «Ich kann nur wiederholen, dass es mir nicht erlaubt ist, über das, was gesprochen wurde, zu sprechen.»

«Ich werde deine Unverschämtheit und Ungehorsamkeit melden und dass du ganz allgemein ein sehr ungenügender Schüler bist.» Damit lehnte er sich vor und verpasste mir links und rechts eine kräftige Ohrfeige. Er machte kehrt und betrat mit wutentbranntem Gesicht das Klassenzimmer. Ich folgte ihm und nahm meinen Platz wieder ein.

Der indische Lehrer kehrte zu seinem Lesepult zurück und hob seine Unterlagen auf. Er öffnete den Mund und im selben Augenblick kam ein Lama herein. «Ehrwürdiger Herr», sagte der Lama, «ich muss Sie bitten, beim Herrn Abt vorzusprechen. Man hat mich gebeten, solange mit der Lektion fortzufahren. Wenn Sie mir bitte die Stelle zeigen könnten, wo Sie stehengeblieben sind, ich würde gerne dort weiterfahren.» Mürrisch gab ihm der indische Lehrer die ungefähre Stelle an, wo er aufgehört hatte und sagte, dass er sich gerade mit dem Nirwana befassen wollte. Dann sagte er: «Es erfüllt mich mit Freude, dass ich eure Klasse verlassen kann und ich hoffe sehr, dass meine Freude noch größer sein wird, wenn ich nicht mehr zu euch hierher zurückkehren muss.» Damit wirbelte er sämtliche Unterlagen in seine Ledermappe und ließ sie mit einem lauten Klick zuschnappen, rauschte aus dem Zimmer und ließ den Lama ziemlich verwundert über den an den Tag gelegten Temperamentsausbruch stehen. Wir lächelten, da wir nun wussten, dass sich unsere Situation verbesserte, denn dieser noch recht junge Lama war immer noch jung genug, um die Gefühle von uns Jungen zu verstehen.

«Ihr Burschen, wie lange seid ihr schon an diesem Vortrag? Habt ihr schon gegessen?», fragte er. «Muss irgendjemand von euch einen Augenblick austreten?»

Wir lächelten ihn alle an und versicherten ihm, dass dazu kein Bedürfnis bestand. So nickte er zufrieden, während er zum Fenster ging und einige Augenblicke hinausschaute.

Kapitel 6

Der Lama, der nun unser neuer Lehrer war, schob das Lesepult beiseite und setzte sich vor uns in die Lotosposition. Er saß leicht erhöht auf einem Podest, das in allen tibetischen Vorleseräumen vorhanden war. Bei unseren Mahlzeiten in unseren Speisesälen hatten wir hohe Lesepulte, an denen ein Vorleser entweder stand oder saß, da uns während des Essens die ganze Zeit vorgelesen wurde, sodass unser Geist sich mit spirituellen Gedanken füllen sollte, während unsere Mägen mit Tsampa gefüllt wurden. Es wurde nicht als richtig erachtet, zu essen und an das Essen zu denken. Bei formellen Vorträgen war es üblich, dass der Vortragende am Lesepult stand. Wie wir jedoch schnell feststellten, zeigte uns die Tatsache, dass unser neuer Lehrer vor uns saß, dass er aus einem anderen Holz geschnitzt war.

«Nun», sagte er, «ihr habt euch eben gerade mit der rechten Achtsamkeit auseinandergesetzt, und ich hoffe, dass ihr in der richtigen Geisteshaltung seid, denn der Geist ist die Ursache für den größten Teil des menschlichen Leids. Physische Wünsche können sehr unangenehm sein, vor allem in einer klösterlichen Gemeinschaft und vor allem, wenn alle Bewohner im Zölibat leben. Deshalb ist es notwendig, den Geist unter Kontrolle zu halten und auf die rechte Achtsamkeit zu achten. Denn indem wir auf die rechte Achtsamkeit achten, sind wir in der Lage, das Unglücklichsein zu vermeiden, das entsteht, wenn wir uns all die Dinge wünschen, von denen wir genau wissen, dass wir sie nicht haben können. Ihr wisst, dass der Buddha stets gelehrt hat, dass insbesondere Männer oft durch das, was man als visuellen Einfluss bezeichnen könnte, auf Abwege geführt werden können. Männer, der Durchschnittsmann, neigt dazu, die Frauen zu idealisieren.» Er blickte auf einen ziemlich großen Burschen und lächelte, als er sagte: «Ich weiß, dass ein junger Mann wie du, der ab und zu einen älteren Mönch auf den Marktplatz begleitet, es gelegentlich verdient, als ‹Schielauge› bezeichnet zu werden. Doch Buddha hat gelehrt, dass solche Dinge nicht gut für den Mönch sind,

weil der Wunsch der Vater der Handlung ist. Die Gedanken lassen einem Dinge tun, von denen man weiß, dass sie falsch sind.»

Er sah jeden einzelnen von uns an, lächelte und sagte: «Wie auch immer, wir sollten den Mittelweg nehmen und nicht zu gut und nicht zu schlecht sein. Es gibt eine Geschichte eines Wanderers, der eine Straße entlangschritt. Einige Zeit zuvor hatte er eine wunderschöne junge Frau vorbeigehen sehen, und er war höchst erpicht, ihre Bekanntschaft zu machen. Bedauerlicherweise musste er aus Gründen, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, in die Büsche treten und er fürchtete, dass die junge Frau inzwischen an ihm vorbeigegangen sein musste. Er sah einen alten buddhistischen Mönch entlangkommen, den er anhielt und fragte: ‹Können Sie mir sagen, ehrenwerter Herr, ob Sie auf Ihrer Wanderschaft eine wunderschöne junge Frau gesehen haben.› Der alte Mönch sah ihn verblüfft an und erwiderte: ‹Eine wunderschöne junge Frau? Das kann ich Ihnen nicht sagen, mir wurde die rechte Achtsamkeit gelehrt, deshalb kann ich Ihnen nur sagen, dass vor einiger Zeit ein Paar Beine an mir vorbeigegangen sind, ob sie von einem Mann oder von einer Frau waren, kann ich nicht sagen, denn das war für mich nicht von Interesse.›»

Der Lama kicherte und sagte: «Das ist die rechte Achtsamkeit, aber in einem etwas übertriebenen und lächerlichen Maße. Wie dem auch sei, lasst uns nun fortfahren mit einem Thema, das im Allgemeinen sehr missverstanden wird.»

Er fuhr fort, uns zu erklären, dass der Achtfache Pfad ein Ziel verfolgt. Ein Ziel, durch das diejenigen, die diesem Pfad folgen, etwas sehr Wünschenswertes erreichen, nämlich das Nirwana. Nirwana bedeutet eigentlich das Ende der Begierde, das Ende des Unmuts und der Habsucht. Das Ende der Habgier und anderer körperlicher Lüste würden es einem Mann oder einer Frau ermöglichen, einen Zustand von Glückseligkeit zu erlangen.

Nirwana ist die Befreiung vom physischen Körper, die Befreiung von den Begehrlichkeiten und anderen Unersättlichkeiten des Körpers. Es bedeutet keineswegs das Beenden aller Erfahrungen, noch bedeutet es, das

Beenden allen Wissens oder das Beenden allen Lebens. Es ist falsch, wenn gesagt wird, Nirwana bedeute, sich in einem Zustand von Nichts zu befinden. Das ist ein Irrtum, der von unwissenden Menschen begangen wurde, die über Dinge sprachen, von denen sie überhaupt nichts verstanden.

Nirwana ist die Befreiung von der Lust und die Befreiung von den verschiedenen Gelüsten des Körpers. Nirwana ist nicht nur ein glückseliges Sichversenken, es ist vielmehr die Erfüllung des spirituellen Wissens und die Befreiung von allen körperlichen Wünschen. Der Nirwanazustand ist ein reiner Zustand, rein, was das Fehlen von Wünschen nach körperlichen Dingen betrifft. Doch selbst wenn man das Nirwana, also die Befreiung von allen körperlichen Wünschen erreicht hat, geht man immer noch weiter, um spirituelle Dinge zu lernen und um sich auf anderen Daseinsebenen weiterzuentwickeln.

Die Buddhisten glauben an den Kreislauf des Werdens. Sie glauben, dass der Mensch auf der Erde geboren wird, auf der Erde lebt, dann stirbt und dann in einem anderen Körper wieder auf die Erde zurückkehrt. Das heißt, er wird auf der Erde wiedergeboren, damit Lektionen, die in einem früheren Leben nicht gelernt wurden, wieder aufgenommen werden können.

Nirwana ist kein Ort. Es ist kein Punkt, den man auf einer Landkarte einzeichnen kann. Es ist ein Geisteszustand, eine Geistesverfassung. Es ist der Zustand, achtsam zu sein. Achtsamkeit ist eine der Haupttugenden des guten Buddhisten, während die Achtlosigkeit verabscheut wird.

Nirwana bedeutet nicht den Verlust des persönlichen Bewusstseins am Ende des Lebens auf der Erde, es bedeutet genau das Gegenteil. Es gibt noch ein weiteres Nirwana, das in der indischen Sprache Parinirwana genannt wird.

«Ein guter Buddhist», sagte unser Lamalehrer, «ist wahrlich eine glückliche Person. Eine Person, die anderen hilft und sich Gedanken um andere macht. Ein guter Buddhist respektiert oder anerkennt keine Titel oder Kasten, wie es sie in Ländern wie Indien gibt. Denn ein Mensch findet kein Glück durch den Stand seiner Eltern. Ein Prinz kann genauso unglücklich

sein, wie ein Bettler glücklich sein kann. Die geburtliche Herkunft befähigt einen nicht, herauszufinden, wie man das Leiden überwinden kann. Die Größe des Geldbeutels der Eltern hat nichts damit zu tun. Der einzige Weg, um sich von unliebsamen Wünschen zu befreien, ist das Befolgen des praktischen Achtfachen Pfades, der zur Selbsterkenntnis führt. Und wenn man Selbsterkenntnis erlangt, kann man dauerhaftes Glück erfahren.»

Der Lama blickte jeden von uns an und sagte: «Ich nehme an, ihr denkt, dass wir Buddhisten von allen Religionen der Welt die meisten Mitglieder haben und die Wichtigsten sind. Nun, das stimmt nicht, denn gegenwärtig sind nur ein Fünftel der Weltbevölkerung Buddhisten. Wir haben Buddhisten in Thailand, Ceylon, Burma, China, Japan, Korea, Tibet und eine gewisse Anzahl noch in Indien. Es gibt viele verschiedene Formen des Buddhismus und alle haben dieselbe Quelle. Deshalb sollte es klar sein, dass es keine Spannungen zwischen uns geben sollte, da wir eine gemeinsame Herkunft haben. Jeder von uns darf jedoch auf seine eigene Weise denken. Viel später in unseren Vorlesungen werden wir uns mit dem Nutzen der Religion befassen, doch im Augenblick möchte ich, dass ihr ‹die Zufluchten› rezitiert …»

Die drei Zufluchten

Ich nehme Zuflucht zu Buddha.
Ich nehme Zuflucht zu Buddhas Lehre.
Ich nehme Zuflucht zur buddhistischen Gemeinschaft.

Der Lama sagte: «Ihr Jungen müsst diese jeden Morgen aufsagen und jeden Abend vor dem Schlafengehen. Ihr müsst sie in euer Unterbewusstsein einprägen. Ihr könnt sie eine Versinnbildlichung nennen für den großen Verzicht, die der Gründer des Buddhismus auf sich genommen hat, als er den Palast seiner Familie verließ und sich eine Mönchsrobe zulegte. Ihr Jungen», fuhr er fort, «werdet euch von den Verlockungen des physischen

Körpers lossagen müssen. Ihr werdet geschult, um junge Männer mit gutem Charakter, gutem Betragen und reinen Gedanken zu sein. Denn die Tage, die in unser Land kommen werden, werden sehr kummervoll sein. Tage, die von Bösem überschattet werden, denn es werden in unserem geliebten Land schreckliche Dinge geschehen. Es wird daher für junge Männer mit gutem Charakter notwendig werden, in das große Unbekannte hinauszugehen, um unsere eigene Kultur aufrechtzuerhalten. Deshalb kommt es, dass ihr von dieser Generation studieren und euch selbst läutern müsst, denn wir von der älteren Generation werden nicht in der Lage sein, euch zu folgen.»

Er sagte: «Auf euren Reisen werdet ihr vielen Zen-Buddhisten begegnen. Ihr werdet euch fragen, ob ihre Strenge wirklich notwendig ist. Doch für Zen-Buddhisten sind Lehren und alles, was lehrt, seien es Bücher oder Schriften, lediglich Wegweiser – vergleichbar mit einem ausgestreckten Finger, der auf den richtigen Weg zeigt, den man einschlagen sollte. Denkt dabei an Leute, die ihr gesehen habt, denkt an unsere Pilger, die auf der Ringstraße gehen. Beobachtet mal, wenn ein Reiseführer oder ein Nomade auf etwas zeigt, so wie zum Beispiel auf einen von uns am Fenster und wie die Augen der Pilger ausnahmslos dem zeigenden Finger folgen und auf ihn blicken, vielmehr als auf das Objekt, auf das gezeigt wird. Es ist eine Tatsache, dass die Unwissenden immer auf den zeigenden Finger schauen und nicht in die Richtung, in die der Finger hinzeigt. Diese Tatsache war den Zen-Buddhisten, einem Zweig des Buddhismus, wohlbekannt. Sie glauben, dass man die Wahrheit nur durch die eigene Erfahrung der Wahrheit erfahren kann. Die Wahrheit kann weder durch das bloße Hören von gesprochenen Worten noch durch das Lesen von gedruckten Seiten erkannt werden. Man kann nur von tatsächlichen persönlichen Erfahrungen profitieren. Man wird angehalten, die Schriften zu lesen und zu studieren und den Gelehrten und Weisen aufmerksam zuzuhören. Doch alle gedruckten und geschriebenen Worte dürfen nur als Kraftstoff für das eigene geistige Schaffen dienen, damit man, wenn man eine Erfahrung macht, diese Erfahrung mit den großen Wahrheiten, wie sie von anderen vorgegeben wurden, in Zusammenhang bringen

kann.» Er lächelte und sagte: «All dies bedeutet, dass ihr nicht allzu weit kommt, wenn ihr nur reine Theoretiker bleibt, ihr müsst sowohl praktische Menschen als auch Studenten des geschriebenen Wortes sein. Es wird gesagt, dass ein Bild mehr wert ist als tausend Worte, doch ich sage, dass eine Erfahrung mehr wert ist als tausend Bilder.»

Einen Moment lang verharrte er, drehte sich um und schaute aus dem Fenster. Mein Herz hüpfte, weil ich dachte, dass er vielleicht meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, sehen würde, der vom Wildrosenzaun-Lamakloster zurückkehrte. Doch, nein, er wandte sich wieder uns zu und sagte: «Ich werde euch jetzt etwas erzählen, was euch zweifellos schockieren wird und denken lässt, dass die Zen-Buddhisten unkultivierte und obendrein noch frevlerische Barbaren sind!

Vor einiger Zeit gab es in Japan einen sehr berühmten Lehrer. Ein Mann, der wegen seiner hohen Ideale, seinem tiefgründigen Wissen und seiner strengen Lebensweise sehr verehrt wurde. Studenten aus der gesamten östlichen Welt kamen, um sich vor diesem Meister zu verneigen und unter ihm zu studieren. Eines Tages hielt er einen ganz besonderen Vortrag in einem der zeremoniellen Tempel. Einem Tempel, der mit vielen kunstvoll und aus seltenen exotischen Hölzern geschnitzten Statuen der Tausend Buddhas ausgestattet war. Der Lehrer hatte die gebannte Aufmerksamkeit seiner Studenten. Plötzlich hielt er mitten in seinem Vortrag inne und seine Studenten hielten den Atem an und fragten sich, was er wohl jetzt sagen würde, weil er zu Recht den Ruf hatte, sehr exzentrisch zu sein. Und als dieser weise Mann sich auf die Seite drehte und die nächstbeste hölzerne Buddhastatue ergriff und sie ins Feuer warf, sprangen die Studenten entsetzt auf. Einige Augenblicke herrschte eine gemurmelte Unterhaltung. Es hagelte Proteste. Hände erhoben sich und Füße polterten. Doch der weise Mann stand ruhig da, mit dem Rücken gegen das Feuer und gegen die brennende Buddhastatue.

Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, sagte er, dass jeder Statuen in seinem Geiste habe und jeder Ornamente und Götzen errichte – unnütze Dinge, die Platz im Geist einnehmen, genauso wie die unnützen hölzernen

Götzen Raum in einem Tempel beanspruchen. Wie er sagte, besteht der einzige Weg zum Fortschritt darin, den ganzen Krempel in seinem Geist zu verbrennen und das zu zerstören, was den Fortschritt aufhält. Der große Lehrer drehte sich um und rieb mit dem Finger über eine der größeren Buddhastatuen, dann drehte er sich wieder seiner Klasse zu und sagte: ‹Hier befindet sich Staub auf einem Buddha, doch der ist nicht so schlimm wie der Staub im Geiste. Lasst uns die geschnitzten Götzenbilder und die falschen Vorstellungen, die in uns leben, zerstören. Denn solange wir unseren ungeordneten Geist nicht aufräumen, ähnlich wie einen unaufgeräumten Dachboden, können wir keine Fortschritte machen und uns nicht zu den höheren Bereichen des Pfades weiterbewegen.›»

Unser Lamalehrer lachte schallend über unsere erschrockenen Gesichter. Er sagte: «Oh, seid ihr aber ein konservativer Haufen! Wartet nur ab, bis ihr in einige der anderen Lamaklöster und unter andere Leute kommt. Ihr werdet feststellen, dass einige keinen Gebrauch von den Lehren der Religion machen, während andere wiederum ihren Mund auswaschen, bevor sie Buddhas Namen in den Mund nehmen, da ihr Mund rein sein muss, bevor sie einen heiligen Namen aussprechen. Jedoch sind sowohl diejenigen, die einen Fetisch daraus machen, als auch diejenigen, die keinerlei Gebrauch von einer Religion machen, Extreme. Religion ist eine Disziplin, die nur dann von Nutzen ist, wenn man den gesunden Menschenverstand anwendet, maßvoll ist und den Mittelweg einschlägt. In diesem Fall kann die Religion dazu beitragen, all unsere Probleme zu lösen.»

Ich weiß nicht wieso, aber ich nehme an, ich musste irgendwie gestöhnt oder eine Geste gemacht haben, die seine Aufmerksamkeit erregt hat, denn er zögerte einen Augenblick. Dann kam er langsam herüber und stand vor mir und blickte zu mir herunter.

«Lobsang», sagte er, «du scheinst sehr beunruhigt zu sein. Du hast heute eine sehr leidvolle und sehr belastende Erfahrung gemacht. Doch aus deinem Gesichtsausdruck schließe ich, dass dich noch mehr beschäftigt als nur das. Ich bin mir auch sicher, dass es noch ernster ist als die Tatsache, dass

dein Mentor noch nicht zurückgekehrt ist. Er wird auch heute noch nicht zurückkehren. Sag mir, was dich bedrückt.»

Ich wünschte der Boden würde sich unter mir öffnen und mich direkt hinunter in eine der vulkanischen Höhlen fallen lassen, weil ich mir eingestehen musste, dass ich an ziemlich ungewöhnliche Dinge gedacht hatte. Um es ganz offen zu sagen, ich hatte die Nase voll von der Art und Weise, wie ich leben musste, und ich dachte, dass es jetzt vielleicht an der Zeit wäre, damit herauszurücken. Also brachte ich es hinter mich …

«Ehrwürdiger Herr Lehrer», sagte ich niedergeschlagen, «ja, es ist wahr, dass ich unzufrieden bin. Mein Geist steckt in einem Zwiespalt und meine Gedanken sind durcheinander, denn ich werde zu einer Lebensweise gezwungen, die überhaupt nicht mit meinen eigenen Wünschen übereinstimmt. Ich bin sehr beunruhigt. Als ich auf dem goldenen Dach stand und mit dem Wind kämpfte, während ich glaubte, dass der Tod mich erwartete, empfand ich plötzlich Erleichterung. Denn ich dachte, dass der Tod meinen Problemen ein Ende setzen würde.»

Der Lamalehrer schaute mich mitfühlend an. Er schlug seine Robe um sich und setzte sich auf den Fußboden neben mich, kreuzte seine Beine und machte es sich in der Lotoshaltung bequem. «Lobsang», sagte er, «lass uns dieses Problem diskutieren. Ich schlage vor, dass wir es zusammen mit dieser Klasse diskutieren, denn ich bezweifle nicht, dass viele der jungen Männer hier irgendwann ähnliche Probleme haben werden. Ich bin schon seit langer, langer Zeit im Potala und vielleicht sind deine Probleme jetzt in früheren Zeiten auch meine Probleme gewesen.»

«Ehrwürdiger Herr Lehrer», erwiderte ich, «ich hatte keine Wahl. Ich musste mein wohlhabendes Zuhause verlassen. Ich wurde von meinen einflussreichen Eltern vertrieben, und man sagte mir, dass ich zum Priester ausgebildet werden solle. Und weil ich aus einer hochgestellten Familie stammte, musste ich mehr Prüfungen und mehr Widerwärtigkeiten durchstehen, als jemand aus einer niedereren Familie. Ich musste mehr lernen. Ich musste mehr leiden. Mein linkes Bein wurde ohne mein Verschulden bis auf

die Knochen verbrannt. Ich habe mir beide Beine gebrochen, als ich von einem Sturm vom Berg geweht wurde, und obwohl ich kaum noch humpeln kann und ständig unter Schmerzen leide, muss ich trotzdem am Unterricht teilnehmen. Aber, ehrwürdiger Herr Lehrer, ich wollte nie ein Mönch werden, doch ich hatte keine Wahl, was ich sein möchte. Man hat mich dazu gezwungen. Die Religion bietet mir gar nichts.»

Der Lamalehrer schaute mich verständnisvoll an und antwortete: «Aber, Lobsang, das sind die Anfangsjahre. Die Religion wird dir viel bieten, wenn du die Gesetzmäßigkeiten des Mittelwegs und die Regeln des Lebens und die des jenseitigen Lebens verstehst. Dann wirst du ruhiger werden und du wirst viel mehr verstehen, was das Leben wirklich ist. Doch was möchtest du denn zum gegenwärtigen Zeitpunkt sein?»

«Ich habe vom goldenen Dach geschaut und sah den Fährmann auf dem Fluss des Glücks. Ich dachte daran, was für ein freies Leben das doch ist und wie angenehm es ist, einfach auf dem Fluss, den jeder liebt, hin und her zu rudern und dabei interessante Menschen zu treffen. Leute, die aus Indien kommen, Leute, die nach China gehen und Leute, die über die Berge gehen, um irgendwann mit fremdem Wissen und unbekannten Gerätschaften zurückzukehren. Doch ich, ich bin nur ein Junge, den man hierher gesteckt hat, um sich einer Disziplin unterzuordnen. Nie darf ich tun, was ich möchte, immer muss ich Vorschriften befolgen, immer muss ich Dinge lernen, die mich nicht interessieren und immer wird mir gesagt, dass mein Leben hart sein wird, dass ich für einen speziellen Zweck studiere, und dass ich eine spezielle Aufgabe zu erfüllen habe.» Ich hielt inne und wischte mir mit meinem Ärmel über die Stirne, dann fuhr ich fort: «Warum muss immer ich solche Mühsale haben?»

Der Lehrer legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: «Das ganze Leben ist wie dieses Klassenzimmer. Ihr kommt hierher, einige von euch widerwillig und andere wiederum kommen gerne hierher, doch ihr alle kommt hierher, um Dinge zu lernen. Und jeder von euch muss in seiner eigenen Geschwindigkeit lernen, denn niemand, nicht einmal der Lehrer,

kann eure Entwicklung vorantreiben, denn das zu tun, würde bedeuten, dass ihr ein unvollständiges Wissen über ein Thema habt. Ihr müsst in eurem eigenen Tempo vorankommen, schnell oder langsam, je nach eueren eigenen Möglichkeiten und nach euerem eigenen Wunsch nach Wissen. Das ganze Leben ist wie ein Klassenzimmer. Ihr kommt in dieses Leben so wie ihr in diese Klasse kommt. Doch wenn ihr dieses Klassenzimmer in wenigen Minuten verlässt, dann wäre es dasselbe, als würdet ihr für dieses Leben, das heißt, für das Klassenzimmer sterben. Und vielleicht werdet ihr morgen schon in ein anderes Klassenzimmer gehen, das in etwa dasselbe ist, wie wiedergeboren zu werden. Wiedergeboren zu werden in einen anderen Körper, zu anderen Bedingungen und unter anderen Umständen. Ihr wisst nicht, was euch der Lehrer lehren wird und warum. Doch wenn ihr in den kommenden Jahren über unsere Berge in die große Welt hinausgeht, werdet ihr feststellen, dass die Dinge, die ihr in diesem Klassenzimmer und in anderen gelernt habt, euch auf eine Weise helfen werden, die ihr euch derzeit nicht vorstellen könnt.»

«Das ist genau das, was mir mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, auch immer sagt», erwiderte ich, «doch, ich weiß immer noch nicht, wie ich das, was mich so unglücklich macht, in Einklang bringen soll.»

Der Lehrer schaute sich um, um zu sehen, was die anderen Jungen so machten. Doch die anderen waren ebenfalls aufmerksam und es interessierte sie, da es schien, dass sie alle ähnliche Probleme wie ich hatten. Wir Jungen wurden alle ohne irgendeine Wahl unsererseits ins Kloster geschickt. In meinem eigenen Fall trat ich mit sieben Jahren bei. Diese Jungen hörten nun alle zu. Wir waren wie Menschen, die im Dunkeln tappten und auf einen Lichtstrahl hofften, der uns führen würde.

Unser Lehrer fuhr fort: «Ihr müsst euch entscheiden, welche Wege für euch offenstehen. Du, Lobsang, kannst hierbleiben und Mönch werden oder du kannst uns verlassen und Fährmann, Drachenbauer oder ein Handelsreisender werden, der über die Berge in andere Länder reist. Doch du kannst nicht alles auf einmal sein. Du musst dich entscheiden, was du sein willst.

Wenn du Fährmann werden willst, dann verlasse dieses Lamakloster jetzt und denke nicht mehr an dieses Lamakloster. Denke nicht mehr daran, Mönch zu werden. Denke nur noch daran, Fährmann zu werden. Doch wenn du Mönch werden willst, was eigentlich deine Bestimmung ist, dann solltest du die Idee, ein Fährmann zu werden, vergessen. Richte deine gesamten Gedanken auf das Mönchsein und widme dich voll und ganz dem Studium, wie man ein guter Mönch wird. Und je mehr du darüber nachdenkst, ein guter Mönch zu sein, desto leichter wird es dir fallen.»

Einer der anderen Jungen unterbrach und sagte etwas nervös: «Ehrwürdiger Herr Lehrer, ich musste auch gegen meinen Willen dem Lamakloster beitreten. Ich wollte nach Nepal gehen und dort leben, weil ich denke, dass ich in Nepal glücklicher wäre.»

Unser Lamalehrer sah ernst aus. Er blickte, als ob es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handelte und nicht nur um die unbedeutenden Fantasien von Jungen, die nicht wussten, wovon sie sprachen. Er erwiderte ernst: «Aber, wie gut kennst du denn die Nepalesen? Hast du schon irgendwelche Erfahrungen mit ihnen gemacht nebst den Wenigen, die du hier getroffen hast? Kennst du die gewöhnlichen Nepalesen? Wenn nicht und wenn du nicht ab und zu bei ihnen zu Hause bist, dann kannst du nicht wissen, ob du sie magst. Ich sage aber, wenn du hier in Tibet bleiben möchtest, dann solltest du deine Gedanken ganz auf Tibet richten. Doch, wenn du nach Nepal gehen möchtest, dann solltest du Tibet jetzt verlassen und nach Nepal gehen und nicht mehr an Tibet denken, denn geteilte Gedanken sind geteilte Kräfte. Wir können über einen guten Gedankenfluss oder über eine gute Gedankenkraft verfügen, oder wir können Gedanken haben wie zerstreute Regentropfen, die ein weites Gebiet bedecken, aber keine Kraft haben. Jeder von euch muss sich entscheiden, was er tun und was er werden möchte. Und wenn man sich entschieden hat, dann muss sich jeder von euch mit ganzem Herzen und ungeteilter Meinung auf das konzentrieren, was er sein möchte, denn wenn man sich nur mit halbem Herzen entscheidet, nach Nepal zu gehen und mit der anderen Hälfte hier in Tibet bleibt, dann ist

man die ganze Zeit in einem Zustand der Unentschlossenheit. Man ist ständig beunruhigt und man wird nie Ruhe oder Frieden im Geiste finden. Das ist eine der großen Kräfte der Welt, eines der großen Gesetze, die ihr euch merken müsst: Entzweie den Feind und du kannst den Feind beherrschen, bleibe selbst vereint und du kannst einen uneinigen Feind besiegen. Denn auch der Feind kann Angst haben, unentschlossen und unsicher sein.»

Wir schauten uns alle gegenseitig an und dachten, wie gut uns doch dieser Lehrer verstand. Es war so viel besser, einen Lehrer zu haben, der ein Mensch war, ein Mann, mit dem wir reden konnten und der mit uns redete und nicht nur zu uns. Wir dachten an unseren indischen Lehrer und wie herablassend er war. Ich sagte: «Ehrwürdiger Herr Lehrer, ich habe noch eine Frage. Woran liegt das, dass einige Lamas so unbarmherzig und andere wiederum so verständnisvoll und nett sind?»

Der Lehrer lächelte leicht und sagte: «Warum? Lobsang, es ist schon reichlich spät, um sich jetzt noch mit einem solch gewichtigen Thema zu befassen, doch ich verspreche dir, dass wir uns damit und auch mit dem Gebrauch und dem Missbrauch der Religion noch befassen werden. Doch ich denke, für heute haben wir lange genug gearbeitet, also lasst jeden von uns seiner eigenen Beschäftigung nachgehen.» Er erhob sich und alle Jungen erhoben sich mit ihm. Der Lama sah, dass ich Schwierigkeiten hatte, also beugte er sich vor, legte den Arm um mich und half mir so leicht und so ruhig auf die Beine, als ob er das jeden Tag in seinem Leben tun würde.

«Geht nun, Jungs», sagte er, «sonst strauchelt ihr noch im dunklen Korridor und fällt hin, und wir wollen nicht noch mehr Personen, mit einer Beinverletzung haben.»

Die Jungen eilten voller Freude davon, weil wir früher als sonst entlassen wurden. Bevor der Lamalehrer ging, drehte er sich noch zu mir um und sagte: «Lobsang, dein Mentor kehrt erst morgen Vormittag zurück. Ich bezweifle jedoch, dass du ihn vor dem Mittag oder sogar vor dem Abend sehen wirst, weil er dem Erhabenen und den Mitgliedern des Obersten Rates noch einen Sonderbericht vorlegen muss. Aber er hat dir eine Botschaft geschickt,

dass er an dich denkt und dass der Erhabene ihm eine Nachricht hat zukommen lassen, wie zufrieden Seine Heiligkeit mit dir ist. Und, Lobsang, dein Mentor hat noch etwas für dich!»

Damit lächelte er mich an, gab mir einen leichten Klaps auf die Schulter, machte kehrt und ging. Ich stand einige Augenblicke da und fragte mich, warum der Erhabene mit mir zufrieden sein sollte, wo ich doch so zerschunden und zerschlagen war und in den Augen der anderen so viele Schwierigkeiten verursacht hatte. Aber ich war auch neugierig, was mein verehrter Mentor wohl für mich hatte. Ich konnte den Gedanken kaum ertragen, was das sein könnte, weil ich noch nie in meinem Leben ein Geschenk bekommen hatte. Ich drehte mich um und humpelte aus dem Klassenzimmer, als gerade der alte Reinemachermönch hereinkam. Er grüßte mich auf seine freundliche Art und erkundigte sich liebenswürdig nach meinen Beinen. Ich sagte ihm, dass sie langsam verheilten, und er sagte: «Ich machte heute im Lamaquartier sauber und ich habe gehört, dass du für Großes bestimmt bist. Ich hörte sie auch sagen, dass der Erhabene sehr, sehr zufrieden mit dir sei.» Ich wechselte noch ein paar weitere Worte mit ihm und half dem alten Mann die Butterlampen anzuzünden. Dann ging ich meines Weges. Ich ging immer weiter und weiter hinunter. Im Korridor, der zu den Küchen führte, zögerte ich ein wenig, doch anstelle in die Küche zu gehen, ging ich in einen der kleineren Tempel. Ich wollte allein sein, ich wollte nachdenken, ich wollte über die Vergangenheit meditieren und über die Zukunft nachdenken.

In einem Lamakloster gibt es nur wenig Privatsphäre für einen Akoluthen oder noch genauer, für einen Chela, denn Chela ist der buddhistische Begriff. Und wann immer uns Probleme oder Sorgen plagten, war der kleinere Tempel der einzige Ort, an dem wir allein sein konnten und wo uns hinter einer der größeren Heiligenfiguren niemand stören würde.

So ging ich nach unten und betrat den schwach beleuchteten Tempel, wo die Butterlampen spritzten, das zeigte, dass jemandem Wasser in die Butter geraten war. Die Lampen zischten und sandten schwarze Rauchwolken in

die Höhe, die an den Wänden und an einer Tangka schwarze Rußflecken hinterließen.

Ich ging weiter und weiter an den glimmenden Weihrauchbrennern vorbei, bog ab zu meiner Lieblingsstatue und setzte mich in ihren Schatten. Als ich dasaß, vernahm ich ein «Mrrawh, Mrrawh» und ein freundlicher schwarzer Kopf stieß mir in den Rücken, und dann tappten große pelzige Füße auf meinen Schoss und begannen zu treten, während der Kater immer lauter und lauter schnurrte.

Für einige Augenblicke spielte ich mit dem alten Kater, streichelte sein Fell, zog leicht an seinem Schwanz und zwickte sanft seine Ohren. Dann plötzlich, als ginge eine Lampe aus, fiel sein Kopf nach unten und er schlief unvermittelt auf dem Schoss meiner Robe ein. Ich faltete die Hände und dachte über all die Ereignisse und all die Schwierigkeiten meines Lebens nach. Ich dachte an das Gegenwärtige. Ich dachte, wie leicht es doch für Leute war, einem Floskeln über die Religion oder über die Regeln des rechten Lebens zu halten. Doch das war nicht so leicht, wenn man ein kleiner Junge war, der zu einer Karriere oder zu einer Laufbahn gezwungen wurde, ohne die geringste Neigung für eine solche Karriere oder Laufbahn zu haben. Mit diesen Gedanken musste ich im Aufrechtsitzen eingeschlafen sein, so wie wir das oft taten, wenn wir schliefen. Der alte Kater schlief, und ich schlief auch und die Zeit verging. Die länger werdenden Schatten draußen wurden zunehmend dunkler und dunkler. Die Sonne folgte ihrem natürlichen Lauf und verschwand. Bald tauchte über dem Gebirgsrand der silberne Mond auf, und in allen Häusern von Lhasa erstrahlten die kleinen Butterlampen hinter den Fenstern, während der alte Kater und ich im Schatten der Heiligenfigur schliefen.

Kapitel 7

Ein tiefes, dröhnendes Summen durchdrang meinen schlafenden Geist. Irgendwo in der Nähe wurde eine äußerst starke Gedankenkraft in die aufnahmefähige Luft übertragen. Meine telepathischen Kräfte wurden angeregt. Ich hob meinen immer noch schlafenden Kopf und öffnete müde meine schweren Augenlider. Himmel, war ich müde! Eine leichte Bewegung auf meinem Schoß und ein zärtliches Maul fasste sanft nach meiner Hand und drückte sie liebevoll. «Mrrawh! Mrrow!», sagte der alte Wächterkater. Er schaute mich mit tiefem Verständnis an. Der schwache Schein einer Butterlampe reflektierte blutrot in seinen Augen, die bei Tageslicht himmelblau waren. Leise, so leise, dass es mir erst bewusst wurde, als er gegangen war, glitt der Kater von meinem Schoß und ging im augenfälligen Schatten unter.

Oh! Meine Beine waren steif, die kaum verheilten Knochen fühlten sich an, als würden sie zermahlen. Die straffe, tiefe Brandnarbe ließ den Eindruck entstehen, dass sie jeden Moment aufreißen würde, um wieder eine rohe und klaffende Wunde zu hinterlassen. Schmerzwellen schossen meine Gliedmaßen hoch und wirbelten heftig bohrende und brennende Schmerzen meiner Wirbelsäule entlang und drohten meine Rippen von ihrem Sitz zu reißen. Ich lag still da und schnappte nach Luft. Als sich die Verkrampfung langsam wieder gelöst hatte, sah ich mich vorsichtig um. Hier, im tiefen purpurnen Schatten der großen Heiligenfigur, konnte ich alles unbemerkt sehen.

Die Fenster zeichneten sich als dunkle Rechtecke an einer Wand von den tanzenden Schatten ab. Durch die scheibenlosen Fensterrahmen konnte ich den Nachthimmel sehen wie ein schwarzes Sargtuch aus feinstem Samt, das mit hellen Lichtjuwelen gesprenkelt war. Diamantene, rubinrote und türkisfarbene Punkte funkelten und drehten am Himmel. Hier in der hohen, dünnen Luft Tibets konnte man die Sterne in Farbe sehen, nicht nur als weiße Lichtflecken wie in den tiefer gelegenen Erdteilen. Hier gab es keine qualmenden Rauchwolken, die die Luft verschmutzten und die Reinheit des

Himmels trübten. Der Mars war rot, ein blasses Rubinrot, die Venus hingegen erschien grün, während der kleine Fleck, der Merkur, wie ein Türkissplitter aussah. Schwache Spuren von feinstem Diamantenstaub erstreckten sich in einem Band, soweit wie ich sehen konnte. Heute Nacht schien kein Mond, um sich mit dem schwachen Sternenlicht zu messen.

An den Wänden tanzten und posierten die Schatten, mal als riesige Figuren, die sich bis unter das Dach erstreckten, dann wieder als winzige Zwerge, die über den Boden krochen. Auf einer Seite in der Nähe von mir war eine Butterlampe beschädigt. Aus ihrem zerbrochenen Boden war ein «Gluck, Gluck» zu vernehmen, während die geschmolzene Butter auslief, dann folgte ein «Platsch» und die erstarrte Flüssigkeit klatschte auf den Boden. Gegen eine entfernte Wand neben einem Fenster flatterte eine Tangka so als wäre sie eine Motte, die angestrengt versucht, die flackernden Flammen zu erreichen. Sie klapperte leicht, als sie von der Wand wegbaumelte, schwankte und dann wieder zurückfiel, so als wäre sie erschöpft, aber nur, um es immer und immer wieder zu wiederholen. Einen Augenblick lang überfiel mich beinahe ein Schwindelgefühl. Ich war plötzlich aus dem Schlaf erwacht und jetzt, als ich mich umblickte, bewegten, wanden und drehten sich die Schatten, und die verschiedenen Sprechrhythmen auf der anderen Seite der Heiligenfigur verwirrten mich sehr. Ich blickte auf, hinauf an den Hinterkopf der großen Figur, hinter der ich kauerte. Einen Moment lang erfasste mich Panik. Die Figur kippte und kippte noch weiter, drohte auf mich zu stürzen und mich zu erdrücken. Die Umrisse schwankten, und ich machte mich, trotz meiner lädierten Beine, bereit, mich seitwärts zu werfen. Doch plötzlich lachte ich beinahe lauthals heraus – es war nur die Illusion von Leben, verursacht durch die flackernden Schatten.

Inzwischen hatten die Schmerzen etwas nachgelassen. Ich kniete mich hin und kroch auf Händen und Knien leise um die Ecke der Figur, sodass ich in diesen, einer der inneren Tempel hineinspähen konnte. Ich hatte noch nie eine Andacht in diesem Tempel zuvor gesehen. Wir Jungen waren davon strikt ausgeschlossen. Für uns war der Haupttempel da oder einer der

allgemeinen Nebentempel. Doch dieser Tempel hier war ausgehöhlt im Felsen, weit unter der von Menschenhand gebauten Gebäudestruktur. Ich fragte mich, was da vorging und was sie hier taten. Vorsichtig schlang ich die Robe um meine Hüften, damit ich nicht über sie stolperte, dann rückte ich vor und spähte um die Ecke.

Das war ja interessant, dachte ich. Vor mir in einem Kreis saßen neun Lamas, alle trugen die safrangelbe Robe, alle mit den Köpfen ins Zentrum dieses Kreises gerichtet und in der Mitte auf einem kunstvoll geschnitzten Ständer befand sich etwas – etwas, das ich nicht klar erkennen konnte. Dort schien etwas zu sein und doch schien wieder nichts dort zu sein. Ich zitterte und die rasierten Haare auf meinem Kopf standen aufrecht wie die Garden auf einer Parade, denn die kalten Finger der Angst hatten sich ausgestreckt und mich berührt und stimuliert, sodass ich bereit war zu fliehen. Ich dachte, dass auf dem geschnitzten Ständer ein Wesen aus der Schattenwelt stand. Ein Wesen, das keine wirkliche Existenz in dieser, unserer Welt hatte und kaum eine Existenz in der anderen Welt, aus der es kam. Ich starrte und starrte.

Es schien eine Art Kugel zu sein, oder eine Kugel aus nichts. Sie schien beinahe ohne irgendeine Form zu sein, und doch zeichnete sich eine Form ab! Ich wünschte, ich könnte näher herangehen und über einen der Köpfe der dasitzenden Lamas hinwegspähen. Doch das hätte mit Sicherheit meine Entdeckung zur Folge gehabt. So setzte ich mich zurück und rieb mir mit den Händen die Augen, in dem Versuch, den Schlaf daraus zu vertreiben und meine Augen wacher zu machen, damit sie in diesem Dunst und der Dunkelheit besser sehen konnten. Zufrieden, dass ich alles getan hatte, was ich für meine Augen tun konnte, kroch ich erneut auf Händen und Knien vorwärts und starrte hinüber. Nur noch leicht veränderte ich meine Position, um so eine bessere Sicht zwischen den Schultern der beiden Lamas zu bekommen.

Ich sah, und es wurde mir plötzlich klar, dass dies ein enorm großer, glasklarer, rundgeschliffener und makelloser Bergkristall war. Er ruhte auf

einem geschnitzten Ständer und nahm die ganze Aufmerksamkeit der Lamas ein, die fast andächtig vor ihm saßen. Sie schauten aufmerksam auf ihn und doch wiederum nicht so aufmerksam, dass sie ihre physischen Augen gebrauchten. Stattdessen schienen sie von ihrem dritten Auge Gebrauch zu machen. Nun, dachte ich, ich bin ja auch hellsichtig. Also starrte ich nicht mehr mit meinen physischen Augen hinüber, sondern ließ meine hellseherischen Fähigkeiten ins Spiel kommen und sah in der Kristallkugel Farben, Wirbel, Windungen und eine rauchige Turbulenz. Überraschend und erschreckend schien ich von einer enormen Höhe aus zu fallen. Ich schien vom höchsten Punkt der Welt hinunter in einen Abgrund zu fallen. Doch nein, es war kein Abgrund, sondern vor mir erstreckte sich eine Welt. Eine Welt, auf der es andere Farben gab und andere Normen. Von einer leichten Anhöhe aus beobachtete ich Menschen, die voller Kummer und Traurigkeit umherwanderten. Einige litten unter starken Schmerzen. Es waren verlorengegangene Seelen. Seelen ohne Führung. Sie grübelten über Möglichkeiten nach, die sie von ihren Sorgen befreien könnten.

Während ich völlig gebannt dasaß, so als ob ich mich auf der sonnigen Seite einer anderen Welt befände, dröhnten die Rezitationen der Lamas fort. Immer wieder mal streckte einer die Hand aus und läutete eine silberne Glocke. Ein anderer gegenüber von ihm tat dasselbe mit einem anderen Glockenton. Und so setzten sie ihre Gesänge fort. Ihre Musik glitt die Tonleiter hinauf und hinunter, nicht in Stakkatotönen wie in anderen Erdteilen, sondern hier gleitete eine Note in die andere, verschmolz zu Akkorden, die von den Wänden widerhallten und ihre eigenen Akkorde bildeten.

Der Leiter der Lama Gruppe klatschte in die Hände. Der neben ihm läutete eine Glocke und der dritte der Gruppe hob seine Stimme zu einem rituellen Gesang an: «Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen.» Und in dieser Weise fuhren sie fort, einer nach dem anderen, und wiederholten die uralten Strophen. Zuerst einer allein, dann gemeinsam. Der Rhythmus ihrer Stimmen stieg und fiel und stieg und fiel und hob mich völlig aus der Zeit und aus mir selbst heraus.

Dann folgte der ganze Gebetssatz dieser Serie:

«Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die ungeschützt in der Wildnis kauert. Höret die Stimmen unserer Seelen, sodass wir die Ungeschützten beschützen mögen. Und während das erste Weihrauchstäbchen entfacht wird und der Rauch aufwärtssteigt, so lasset eure Seele und euer Glauben ebenso emporsteigen, auf dass ihr beschützt werden möget.»

«Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die in der Nacht vor Angst zusammenzuckt. Höret die Stimmen unserer Seelen, denn wir werden wie Laternen sein, die in der Dunkelheit leuchten, sodass wir dem verirrten Wanderer den Weg weisen können. Und während das zweite Weihrauchstäbchen entfacht wird und vor Leben glüht, so lasset eure Seele das Licht wahrnehmen, das wir verbreiten, auf dass ihr geführt werden möget.»

«Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die im Meer der Unwissenheit gestrandet seid. Höret die Stimmen unserer Seelen, unsere Hilfe soll wie eine Brücke sein, um den Abgrund zu überqueren und euch weiter auf den Weg zu führen. Und während das dritte Weihrauchstäbchen entfacht wird und der Rauch sich verzieht, so lasset eure Seele mutig vorwärts in das Licht schreiten.»

«Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die vom Überdruss des Lebens der Ohnmacht nahe seid. Höret die Stimmen unserer Seelen, denn wir bringen euch Ruhe, sodass sich eure Seelen beruhigen und ihr euch erneut aufmachen könnt. Und während das vierte Weihrauchstäbchen entfacht wird und der Rauch sanft dahintreibt, so bringen wir euch Ruhe, auf dass ihr euch gestärkt wieder erheben möget.»

«Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die der heiligen Worte spottet. Höret die Stimmen unserer Seelen. Wir bringen euch Frieden, sodass ihr über die unsterbliche Wahrheit nachdenken könnt. Und während das fünfte Weihrauchstäbchen entfacht wird und dem Leben Wohlgeruch verleiht, so öffnet euern Geist, auf dass ihr sie erkennen möget!»

Der Klang des Gesanges verebbte. Ein Lama hob seine Glocke und ließ sie leicht erklingen, andere hoben ebenfalls ihre Glocken und läuteten sie. Zuerst läuteten sie alle einzeln und dann nach einem vorgegebenen Muster, und dann läuteten sie alle zusammen und ließen ein besonderes Tonschema entstehen, das widerhallte und nachhallte und in der Höhe und Intensität variierte. Die Lamas fuhren mit ihrem tiefen Dröhnen fort und wiederholten noch einmal: «Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen.» Sie läuteten ihre Glocken und rezitierten weiter. Die Wirkung war hypnotisch, ja geradezu mystisch.

Ich schaute weiter auf die Menschen um mich herum – oder befanden sie sich überhaupt um mich herum? Befand ich mich in einer anderen Welt? Oder schaute ich in eine Kristallkugel? Mein starker Eindruck war, dass ich mich in einer anderen Welt befand, wo das Gras grüner und der Himmel blauer war und wo alles in einem scharfen, leuchtenden Kontrast hervorstach. Unter meinen Füßen befand sich grüner Rasen – du meine Güte, ich konnte ihn mit meinen nackten Zehen fühlen! Ich konnte sogar die Feuchtigkeit spüren, die durch meine Robe drang, da wo meine Knie in Kontakt mit dem Rasen waren. Auch meine Hände schienen, als ich sie leicht bewegte, Gras zu spüren und vielleicht hier und da noch einen Stein oder zwei. Ich schaute mich mit großem Interesse um. Es gab große Felsbrocken von grünlicher Farbe im Vordergrund, die da und dort mit weißen Adern durchzogen waren. Andere Felsbrocken hatten andere Farben. Einer, der mir besonders gut gefiel, war rötlich getönt, rötlich mit milchweißen Adern durchzogen. Aber was mich am meisten beeindruckte, war die Art und Weise, wie alles mit überwältigender Realität hervorstach und normaler als normal aussah, mit helleren Farben und schärferen Konturen.

Es wehte eine leichte Brise, die ich über meiner linken Wange spüren konnte. Es war ziemlich erstaunlich, denn sie trug seltsame Düfte, exotische Gerüche mit sich. Etwas weiter entfernt sah ich etwas, das aussah wie eine Biene. Sie summte entlang, landete und kroch in eine kleine

Trompetenblume, die im Gras wuchs. All dies sah ich, ohne mir bewusst zu sein, wie viel Zeit vergangen war. Doch dann schreckte ich auf einmal auf und wurde wachsam, denn dort befand sich eine Gruppe Menschen, die auf mich zukam. Ich schaute sie an und ich war machtlos, mich zu bewegen. Sie kamen näher und ich war mehr oder weniger in ihrem Weg. Als ich sie mir so ansah, spürte ich, dass etwas nicht stimmte. Einige dieser Leute waren alte Menschen, die sich auf Stöcke stützten und barfuß und in Lumpen gekleidet entlang humpelten. Wieder andere waren offensichtlich reiche Leute, doch sie wurden nicht vom allgemeinen Wohlbefinden umgeben, das der Reichtum normalerweise mit sich bringt. Denn bei diesen Männern und Frauen stach etwas ganz besonders hervor – sie alle waren unglücklich und hatten Angst. Die leiseste Bewegung ließ sie zusammenzucken und die Hände vor die Brust schlagen. Sie blickten sich nervös um, und nicht eine schien sich ihres Nachbars bewusst zu sein. Sie schienen sich allein, vergessen, einsam und verlassen in einer fremden Welt zu fühlen.

Sie kamen an, jeder als eine einzelne Person, die sich nur ihrer eigenen Existenz bewusst war, und obwohl sie in einer Gruppe ankamen, berührte keine Person die andere und keine war sich der Gegenwart der anderen bewusst. Sie kamen herbei, angelockt von den Stimmen, die auch ich hören konnte: «Oh! Höret die Stimmen unserer Seelen, ihr alle, die führerlos umherwandert.» Der Gesang und das Dröhnen gingen weiter und immer mehr Leute kamen herbei. Als sie sich einer bestimmten Stelle näherten – ich konnte nicht sehen, was genau geschah – erstrahlte jedes Gesicht mit einer Art überirdischer Freude. Jede Person stand aufrechter da, so als hätte sie Zuversicht erhalten und fühlte sich deshalb besser. Sie gingen weiter aus meinem Blickfeld. Plötzlich ertönte ein missgestimmtes Glockengeläut, und ich spürte einen heftigen Ruck in mir, als ob mich jemand hinunterziehen würde. Es fühlte sich an, als wäre ich ein Drachen am Ende einer Schnur, den man gegen den Sturm herunterholte, während er sich jedoch immer höher hinaufzudrängen versuchte.

Als ich über diese fremdartige Landschaft blickte, hatte ich den Eindruck die Nacht bräche herein, denn der Himmel verdunkelte sich und die Farben wurden immer undeutlicher. Die Dinge schienen zu schrumpfen. Zu schrumpfen? Wie konnten sie denn schrumpfen? Doch zweifellos schrumpften sie. Sie wurden nicht nur kleiner, sondern eine Nebeldecke begann das Antlitz dieser Welt zu bedecken, und während mein erschreckter Blick die immer kleiner werdende Szene erfasste, verwandelte sich der Nebel in schwarze Gewitterwolken, aus denen Blitze schossen.

Die Welt wurde immer kleiner und kleiner und ich stieg immer höher und höher. Als ich nach unten schaute, konnte ich sehen, wie sie sich unter meinen Füssen drehte, und dann überlegte ich, dass sie sich natürlich nicht unter meinen Füssen drehte, weil ich mich auf meinen Händen und Knien im Tempel befand. Oder, wo befand ich mich eigentlich? Ich war verwirrt und benommen. Dann folgte einmal mehr ein heftiger und gewaltiger Ruck. Ein Ruck, der mir beinahe mein Gehirn aus meinem Kopf herausdrehte.

Für einen Moment war ich ganz benommen, und ich hob die Hand, um mir die Augen zu reiben. Dann schaute ich wieder hin und sah, dass die Kristallkugel wieder eine Kristallkugel war und nicht länger eine Welt. Nur eine Kristallkugel, die glanz- und leblos dalag, ohne einen Lichtpunkt in ihr. Sie lag auf ihrem geschnitzten Sockel, so als wäre sie ein Stein oder eine Götze oder irgendetwas, nur nicht das höchst wunderbare Instrument für wunderbare Erfahrungen.

Langsam erhob sich ein Lama und nahm ein Tuch aus dem Unterbau. Es sah aus wie schwarzer Samt. Ehrfürchtig faltete er das Tuch auseinander, deckte damit die Kristallkugel zu und schlug es dann ein. Er verbeugte sich drei Mal in die Richtung der Kristallkugel und drehte sich um, um seinen Platz wieder einzunehmen. Und als er dies tat, fiel sein erstaunter Blick auf mich. Einige Sekunden lang herrschte eine fassungslose und geschockte Stille. Die Zeit selbst schien wie erstarrt zu sein. Ich konnte nur noch hören, wie mein Herz einen lauten «Bums» machte und dann nichts mehr! Es

entstand der Eindruck, dass die ganze Natur und jegliche Zeit in lautloser Spannung lauschten, um zu sehen, was als nächstes passieren würde.

Es setzte ein Gemurmel unter den Lamas ein. Der eine, der sich am nächsten von mir befand, erhob sich und ragte über mir. Er war der Größte von allen, aber für meine erschrockenen Augen sah er größer aus als der Potala selbst. Er ragte über mir und begann zu sprechen, doch dann erkannte mich ein anderer Lama. «Es ist Mingyar's Junge, Lobsang», sagte er sehr erleichtert, «das ist unser telepathischster Junge. Bringe ihn her.» Der Hüne von Lama fasste nach unten, schob seine Hände unter meine Arme und hob mich hoch, denn als man ihm sagte, ich sei «Mingyar's Junge», wusste er sofort, dass ich nur mit Mühe gehen konnte, und so ersparte er mir diese Schwierigkeiten. Er trug mich in den Kreis der Lamas. Alle sahen mich an, als ob sie in meine Seele blickten, als ob sie durch meine Seele hindurch in andere Sphären blickten, die zum Überselbst führten.

Mir war angst und bange, weil mir nicht bewusst war, dass ich etwas besonders falsch gemacht hatte. Ich hatte diesen Tempel ausgesucht, weil einige der anderen immer so von kleinen Jungen bevölkert waren, die sich nicht so ernsthaft für die Meditation interessierten. Mich hingegen schon. Aber, was war daran nicht richtig?

«Lobsang», sagte ein kleiner, runzliger Lama, «was machst du hier?»

«Ehrwürdiger Meister», begann ich, «es ist schon lange meine Gewohnheit, in diesen Nebentempel zur privaten Meditation zu kommen. Ich sitze dann immer hinter einer der Heiligenfiguren, wo ich niemanden stören kann, der gerade meditiert. Ich hatte nicht die Absicht, Ihre Andacht zu stören, und, um ehrlich zu sein», dabei sah ich ziemlich beschämt aus, «bin ich eingeschlafen und wurde erst wach, als ich hörte, dass Ihre Andacht bereits begonnen hatte.»

Weiter vorne zur Linken hatte die auslaufende Butterlampe mit ihrem «Tropf, Tropf» aufgehört, und plötzlich war ein kurzes Zischen zu vernehmen, als der schwimmende Docht, nun von der flüssigen Butter beraubt, gegen das Metall stieß, abstarb und ausging. Einige Sekunden glimmte er

noch rot, und dann breitete sich ein beißender und ranziger Geruch des verkohlten Dochts aus. Von außerhalb unseres Kreises war ein vertrautes «Mrrow! Mmrrow!» zu vernehmen. Mein Freund, der Kater, drängte sich wichtigtuerisch zwischen zwei Lamas hindurch und kam mit aufgerichtetem Schwanz auf mich zu und stieß mich freundschaftlich an. Ich streckte meine zitternde Hand aus und fuhr ihm mit meinen Fingern durch sein Fell. Er drehte sich mir wieder zu, stieß mich erneut an und sagte: «Mrrawh!», und stolzierte dann gelassen davon und bahnte sich einen Weg zwischen zwei weiteren Lamas hindurch. Die Lamas schauten einander an. Auf ihren Lippen zeigte sich ein schwaches Lächeln.

«So, unser Wächterkater hier kennt dich also gut, Lobsang! Er hat auch gut über dich gesprochen. Er versichert dir weiterhin seine Treue, und er sagte, dass du die Wahrheit gesagt hast.»

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Einer der jüngeren Lamas blickte dem Kater nach und sah, wie er hochmütig davonstolzierte. Er kicherte und wandte sich wieder der Gruppe zu. Der runzlige, alte Lama, der der Älteste zu sein schien und die Andacht geleitet hatte, schaute mich an, dann wandte er sich an seine Kollegen und sagte: «Ja, ich entsinne mich, das ist der Junge, der für den Spezialunterricht vorgesehen ist. Wir warteten nur noch die Rückkehr seines Mentors ab, bevor wir ihn hierherkommen lassen wollten. Doch da er nun schon mal hier ist, lasst uns seine Erfahrungen und Fähigkeiten gleich testen, sodass wir ihn unabhängig und ohne Einfluss seines mächtigen Mentors beurteilen können.»

Es folgte eine gemurmelte Zustimmung und leise vorgetragene Vorschläge wurden unterbreitet, denen ich nicht folgen konnte, denn ich war viel zu verwirrt. Das waren die hohen telepathischen und hellsichtigen Lamas, diejenigen, die anderen halfen, und jetzt saß ich bei ihnen. Ich saß zwar zitternd vor Angst da, aber saß trotzdem bei ihnen. Einer von ihnen richtete sich an mich und sagte: «Lobsang, wir haben schon sehr viel von dir und von deinen angeborenen Kräften gehört und über deine Entwicklungsmöglichkeiten und deine Zukunft. Genaugenommen sind wir es gewesen, die die

Nachforschungen in der Akasha-Chronik der Wahrscheinlichkeit vorgenommen haben, um zu sehen, was sich in deinem Fall ereignen würde. Nun, bist du gewillt, dich einer Prüfung zu unterziehen, sodass wir den Umfang deiner Kräfte einschätzen können? Wir möchten dich auf einen Spaziergang auf die Astralebene mitnehmen und in die Welt darunter. Wir möchten dich als Geist durch unseren Potala mitnehmen.»

Ich schaute ihn zweifelnd an. Mitnehmen? Wie dachten sie denn, wie ich gehen konnte? Ich konnte durch die Korridore humpeln, aber meine Beine waren immer noch nicht gut genug verheilt, um es mir zu ermöglichen, zuversichtlich gehen zu können.

Ich zögerte und dachte darüber nach und drehte am Saum meiner Robe herum, und dann erwiderte ich: «Ehrwürdige Meister! Ich stehe ganz in Ihrer Macht, doch ich muss ihnen sagen, dass ich aufgrund meiner Verletzungen nicht sehr gut laufen kann. Aber wie es sich für einen guten Mönch gehört, stelle ich mich Ihnen zur Verfügung und hoffe, dass mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, meine Entscheidung gutheißen wird.»

Niemand lachte, nicht einmal ein Lächeln, demzufolge musste es nach einer sehr eindrucksvollen Aussage geklungen haben, denn ich war damals noch jung und unerfahren, und schließlich gab ich mein Bestes, und wer kann denn schon mehr als sein Bestes geben.

«Lobsang, wir möchten, dass du dich hinlegst. Du musst flach liegen, weil deine Beinverletzungen es dir nicht erlauben, in der konventionellen Haltung zu sitzen.»

Der alte Lama nahm ein Sitzkissen und legte es mir vorsichtig unter den Kopf, dann platzierte er meine Hände mit verschränkten Fingern zwischen dem Brustbeinende und dem Nabel. Anschließend richteten sie sich wieder neu aus. Sie schoben den Ständer mit der Kristallkugel auf die Seite und platzierten ihn ehrfurchtsvoll an einem Ort, der mir vorher noch nie aufgefallen war, im Unterbau einer Heiligenfigur. Sie saßen rund um mich herum, sodass mein Kopf sich genau in der Mitte des Kreises befand. Ein Lama entfernte sich von der Gruppe und kehrte mit Weihrauchstäbchen und

einem kleinen Brenner zurück. Ich hätte mich fast blamiert, weil ich niesen musste, als eine Weihrauchwolke über mein Gesicht zog und meine Nase jucken ließ.

Seltsam, meine Augen wurden schwer. Ich hatte das Gefühl, dass ich immer müder wurde, doch die Lamas schauten nicht auf mich, sie schauten auf eine Stelle weit über mir. Ich zwang mich, die Augen zu öffnen, und ich konnte unter ihre Kinne und in ihre Nasenöffnungen hineinsehen. Ihre Köpfe waren so weit nach hinten geneigt, dass ich nicht einmal ihre Augen erkennen konnte. Nein, sie schauten nicht auf mich, sie schauten – aber wohin?

Der Weihrauch schwelte weiter und gab ein leises zischendes Geräusch von sich, das ich vorher nicht bemerkt hatte. Plötzlich klammerte ich meine Finger noch fester ineinander, weil das ganze Gebäude zu schwanken schien. Ich hatte schon von Erdbeben gehört, und ich dachte, dass wir im Potala plötzlich von einem Erdbeben heimgesucht würden. Panik ergriff mich und nur mit großer Mühe gelang es mir, sie zu unterdrücken. Ich dachte, es wäre bestimmt eine Schande für meinen Mentor, wenn ich jetzt aufgestanden und aus dem Tempel geflohen wäre, während die Lamas seelenruhig weiter dasaßen.

Das Schwanken hielt an. Einen Augenblick lang war mir fast übel und ich spürte, wie ich nach oben trieb. Ich stellte fest, dass einer der Balken des Daches sich nur noch wenige Zentimeter von meiner Hand entfernt befand. Unwillkürlich streckte ich meine Hand aus, um mich abzuwehren. Doch zu meinem Schrecken drang meine Hand direkt durch den Balken hindurch, ohne den Staub aufzuwirbeln, der auf seiner Oberfläche lag.

Vor Schreck über diese Erfahrung sank ich schnell nach unten und landete auf meinen Füßen neben einer Heiligenfigur. Schnell streckte ich die Hand nach ihr aus, um mich abzustützen, weil ich wusste, dass meine Beine mich nicht tragen würden. Doch wieder drang meine Hand direkt durch die Heiligenfigur hindurch und meine Beine fühlten sich sicher und stark an. Ich hatte keine Schmerzen und auch kein Unbehagen. Schnell drehte ich

mich um, die Gruppe Lamas war immer noch dort. Doch, nein! Einer fehlte. Er stand neben mir, wie ich bemerkte, und war gerade dabei, meinen Ellenbogen zu berühren. Er schien heller und größer zu sein als die anderen. Als ich zur Heiligenfigur schaute, stellte ich fest, dass auch ich etwas größer war als gewöhnlich. Wieder erfasste mich ein großes inneres Angstgefühl und mein Magen drehte sich vor Furcht um. Doch der Lama fasste nach meinem Ellenbogen und beruhigte mich: «Es ist alles in Ordnung, Lobsang, du brauchst dich nicht zu fürchten. Komm mit mir.»

Er führte den Weg an mit seiner Hand an meinem rechten Ellenbogen. Vorsichtig gingen wir außen um die Lamas herum, die immer noch im Kreis saßen. Ich schaute, und blickte in die Mitte des Kreises, doch mein Körper war nicht dort – dort befand sich nichts. Vorsichtig befühlte ich mich, und ich fühlte mich fest und stofflich an. Heimlich streckte ich die Hand aus und berührte den Lama neben mir, aber auch er war fest und stofflich. Er sah meine Geste und lachte und lachte: «Lobsang! Lobsang! Du befindest dich jetzt in einem ganz anderen Zustand mit deinem Körper. Nur diejenigen mit den größten okkulten Fähigkeiten, angeborenen Fähigkeiten, können so etwas tun. Doch komm mit mir.»

Wir gingen weiter zur Seite des Tempels und die Wand kam immer näher und näher. Ich entzog mich seinem Griff und versuchte, mich abzuwenden und rief: «Nein, wir werden uns verletzen, wenn wir jetzt nicht stehenbleiben. Diese Wand ist fest!» Der Lama fasste wieder nach mir und befahl: «Komm mit! Wenn du mehr Erfahrung hast, wirst du entdecken, wie einfach das ist!» Er begab sich hinter mich und legte die Hände zwischen meine Schulterblätter. Die Wand ragte vor uns auf, eine massive, graue Steinwand. Er schob, und mich erfasste wahrlich das bemerkenswerteste Gefühl meines Lebens, als ich mich durch die Steine der Wand begab. Es schien, als ob mein ganzer Körper prickelte. Es schien, als wenn Millionen, Milliarden, von Blasen gegen mich prallten, aber ohne mich zu behindern. Sie kitzelten mich nur und ließen mir die Haare zu Berge stehen und bewirkten ein angenehmes Jucken.

Ich schien mich ohne irgendwelche Schwierigkeiten fortzubewegen, und während ich schaute, hatte ich den Eindruck, als würde ich mich durch einen Sandsturm hindurchbewegen, doch der Sand tat mir nicht weh und er störte meine Augen überhaupt nicht. Ich streckte meine Hand aus und versuchte, etwas von diesem Sand zu ergreifen. Doch er ging durch mich hindurch oder ich ging durch ihn hindurch. Ich weiß nicht, welches richtiger ist. Der Lama hinter mir kicherte und schob mich noch ein wenig stärker, und mit einem Mal brach ich durch die Wand hindurch und in den Korridor dahinter hinaus. Ein alter Mann kam den Korridor heruntergelaufen. In jeder Hand trug er eine Butterlampe und hielt etwas zwischen dem linken Ellenbogen gegen seinen Körper gepresst. Ich versuchte noch, den Kontakt mit ihm zu vermeiden, doch es war zu spät. Umgehend wollte ich mich bei ihm für meine Ungeschicktheit entschuldigen, doch der alte Mann ging einfach weiter. Er war durch mich hindurchgegangen oder ich war durch ihn hindurchgegangen, aber weder er noch ich spürten den Kontakt. Es entstand nicht einmal der kleinste Eindruck, dass wir gerade durch eine andere Person hindurchgegangen waren.

Mit dem Lama, der mich führte, begaben wir uns durch das Gebäude. Nie drangen wir in die Privaträume anderer ein, die sich allein in ihren Zimmern befanden. Stattdessen suchten wir Lagerräume auf und nach einer neckischen Bemerkung und Geste des Lamas, der mich so gut kannte, begaben wir uns in die Küche!

Der alte Kochmönch lehnte sich gerade an einem großen ledernen Behälter mit Gerste. Er kratzte sich und stocherte mit einem Halm in den Zähnen herum. Ab und an drehte er sich um und spuckte in die Ecke, und dann kehrte er wieder zu seinem Kratzen und Zähnestochern zurück. Schließlich, während wir noch dastanden und ihn beobachteten, drehte er sich um, seufzte schwer und sagte: «Ach, du meine Güte! Es ist schon wieder Zeit, Essen vorzubereiten. Oh, was ist das bloß für ein Leben! Tsampa, Tsampa und noch mehr Tsampa, um all diese hungrigen Mäuler zu stopfen!»

Wir gingen weiter und immer weiter durch das Gebäude. Meine Beine bereiteten mir überhaupt keine Schwierigkeiten. Um ganz ehrlich zu sein, dachte ich überhaupt nicht an sie. Es gab keinen Grund dafür, dass ich es tun sollte. Sie störten mich nicht. Wir waren vorsichtig, sehr vorsichtig, um nicht in die Privatsphäre eines anderen einzudringen. Wir wechselten die Korridore so oft wir konnten, um nicht in irgendwelche Wohnräume einzudringen. Wir kamen weit, weit nach unten in die Lagerräume. Draußen lag mein alter Freund, der ehrenwerte Kater. Er lag langgestreckt auf der Seite und zuckte leicht im Schlaf. Seine Schnurrhaare zitterten und seine Ohren lagen flach am Kopf. Wir näherten uns ihm geräuschlos, dachten wir. Doch plötzlich war er hellwach. Er sprang auf die Füße und sein Fell sträubte sich und er zeigte die blanken Krallen. Doch dann fingen seine Augen an zu schielen, während er in die Astralebene schaute (wie das alle Katzen können), und er begann zu schnurren, als er mich erkannte. Ich versuchte ihn zu streicheln, doch natürlich glitt meine Hand direkt durch ihn hindurch. Eine höchst erstaunliche Erfahrung, denn ich streichelte den alten, ehrenwerten Kater oft, aber noch nie zuvor glitt meine Hand durch ihn hindurch. Er schien darüber genauso belustigt zu sein, wie ich betrübt war, doch dann stieß er den Kopf gegen mich, der dieses Mal, zu seiner Überraschung, durch mich hindurchging. Dann gab er die ganze Sache auf, legte sich hin, um wieder zu schlafen.

Eine ganze Weile gingen wir durch massive Wände und stiegen durch Böden hinauf. Schließlich sagte der Lama: «Lass uns wieder hinuntergehen, denn wir sind diesmal weit genug gereist.» Er nahm meinen Arm und wir sanken nach unten durch einen Fußboden, erschienen von der Decke darunter und sanken durch einen weiteren Fußboden, bis wir in dem Korridor ankamen, wo der Tempel lag. Einmal mehr näherten wir uns der Wand, aber dieses Mal hatte ich keine bedenken. Ich ging durch sie hindurch und ergötzte mich an dem eigenartigen Gefühl der vielen auf mich zukommenden Blasen und dem angenehmen Kitzeln. Im Inneren saßen die Lamas immer noch in ihrem Kreis, und der Lama, derjenige, der meinen Arm hielt, sagte

mir, ich solle mich in der Position hinlegen, die ich ursprünglich eingenommen hatte. Das tat ich, und auf der Stelle überkam mich der Schlaf.

Kapitel 8

Irgendwo wurde eine Glocke geläutet. Zunächst durch die Entfernung gedämpft, nahm sie aber schnell an Lautstärke zu. «Bim! Bim», klang es. Seltsam, dachte ich, eine Glocke? Du meine Güte, sie schlägt ja im Takt meines Herzschlages! Einen Augenblick lang befürchtete ich in Panik zu geraten. Hatte ich mich verschlafen und war zu spät für die Tempelandacht? Verschwommen öffnete ich meine Augen und versuchte zu sehen, wo ich mich befand. Das war seltsam! Ich konnte nichts fokussieren. Alles, was ich erkennen konnte, waren neun schreckliche, weiße Kleckse, die oben auf safrangelben Streifen steckten. Mein Gehirn knarrte vor Anstrengung zu denken. Wo befand ich mich? Was war geschehen? War ich wieder vom Dach gefallen oder so etwas? Düster wurde ich mir der verschiedenen Schmerzen gewahr, die in mein Bewusstsein zurückdrängten.

Ach, ja! Plötzlich kehrte alles zurück, und mit diesem Wissen kehrte auch die Fähigkeit zurück, meine Augen wieder richtig einzustellen und zu sehen, was sich vor mir befand. Ich lag auf dem Rücken auf dem eiskalten Steinboden. Meine Schale war irgendwie von vorne nach hinten in meiner Robe gerutscht und trug nun mein ganzes Gewicht zwischen meinen Schulterblättern. Mein Gerstebeutel aus hartem Leder hatte es ebenfalls unter mich geschafft und brach mir beinahe meine linken Rippen. Empfindlich bewegte ich mich und blickte zu den neun um mich herumsitzenden Lamas auf, die mich beobachteten. Sie waren also diese schrecklichen, weißen Kleckse, die auf den safrangelben Streifen steckten! Ich hoffte, dass sie nicht wussten, was ich gedacht hatte.

«Doch, Lobsang, wir wissen es!», sagte einer lächelnd. «Deine telepathischen Gedanken zu diesem Thema waren sehr klar. Doch steh jetzt langsam auf. Du hast deine Sache gut gemacht und bist der Aussage deines Mentors voll und ganz gerecht geworden.»

Vorsichtig setzte ich mich auf, und während ich das tat, erhielt ich einen herzhaften Stoß in den Rücken, dem ein lautes Schnurren folgte. Der alte Kater kam um mich herum nach vorne und berührte meine Hand als Zeichen, dass er gestreichelt werden wollte. Müßig kam ich dem nach, während ich meine zerstreuten Gedanken sammelte und mich fragte, was wohl als nächstes geschehen würde.

«Nun, Lobsang, das war eine gute Erfahrung, um aus dem Körper zu kommen», sagte der Lama, der mich begleitet hatte. «Wir müssen das öfter ausprobieren, damit du so leicht aus deinem Körper schlüpfen kannst, wie aus deiner Robe.»

«Aber, ehrwürdiger Lama», sagte ich etwas verwirrt, «ich habe meinen Körper nicht verlassen, ich habe ihn mitgenommen!»

Dem Lama fiel das Kinn vor Erstaunen herunter. «Wie meinst du das?», fragte er. «Du bist im Geiste mit mir gereist.»

«Ehrwürdiger Lama», war meine Antwort, «ich habe ganz genau hingesehen und mein Körper lag nicht am Boden, demzufolge musste ich ihn mitgenommen haben.»

Der alte, runzlige Lama, der kleinste der Neun, lächelte und sagte: «Du begehst einen allgemeinen Fehler, Lobsang, denn du wirst immer noch von den Sinnen getäuscht.» Ich schaute ihn an, und ganz ehrlich, ich wusste überhaupt nicht, wovon er sprach. Es schien mir, als hätte er den Verstand verloren. Ich dachte, dass ich es doch selbst am besten wissen müsste, ob ich meinen eigenen Körper gesehen hatte oder nicht – und wenn ich ihn nicht gesehen hatte, dann konnte er dort auch nicht gewesen sein. Ich nehme an, sie mussten meinen skeptischen Blick bemerkt haben, der zeigte, dass ich ihren Aussagen und Andeutungen nicht glaubte. Denn einer der anderen Lamas bat mich darum, ihm Beachtung zu schenken.

«Ich werde dir nun meine Version davon erklären, Lobsang», sagte dieser andere Lama, «und ich möchte, dass du mir aufmerksam zuhörst, denn das, was ich dir jetzt zu sagen habe, ist elementar und es ist eine Angelegenheit, die sehr vielen Menschen Kopfzerbrechen bereitet. Du lagst auf dem Boden,

und da es deine erste bewusste Astralreise war, haben wir dir dabei geholfen. Wir halfen deinem Astralkörper, sich von deinem physischen Körper zu lösen, und weil das von uns ausgeführt wurde, die wir eine lebenslange Erfahrung damit haben, fühltest du weder einen Ruck noch irgendwelche anderen Beeinträchtigungen. Von daher ist es klar, dass du keine Ahnung hattest, dass du außerhalb des Körpers warst.»

Ich sah ihn an und sann darüber nach. Ich dachte, ja, das ist richtig. Ich hatte keine Ahnung, dass ich den Körper verlassen hatte. Niemand hatte mir gesagt, dass ich meinen Körper verlassen würde. Wenn sie mir also nicht gesagt hatten, was mich erwartete, wie hätte ich dann wissen können, dass ich meinen Körper verlassen habe? Doch dann erinnerte ich mich daran, dass ich nach unten geschaut hatte und meinen Körper nicht auf dem Boden liegen sah. Ich hätte ihn doch sehen müssen, wenn ich mich nicht mehr in meinem Körper befand. Ich schüttelte den Kopf, so als müsste ich ihn von ein paar Spinnweben befreien. Ich hatte das Gefühl, dass mir das alles viel zu tiefgründig war. Ich war nicht mehr im Körper, aber mein Körper war nicht dort, also, wenn er nicht dort war, wo war er dann und warum hatte ich ihn nicht irgendwo herumliegen sehen? Gerade in diesem Moment gab mir der alte Kater einen weiteren Stoß und begann mit seinen Pfoten auf meinem Schoß auf und ab zu treten. Seine Krallen drangen dabei immer tiefer in meine Robe ein und sein Schnurren wurde immer lauter und erinnerte mich daran, dass ich mich seiner Gegenwart auch noch bewusst bleiben sollte. Der Lama, der gesprochen hatte, lachte, während er bemerkte: «Siehst du! Der alte Kater sagt dir auch, du sollst deinen Kopf etwas zurechtrücken, damit dir das begreiflich wird.»

Ich spreizte meine Finger und strich dem Kater über den Rücken. Sein Schnurren wurde immer lauter, dann plötzlich ließ er sich in voller Länge fallen. Er war ein großes, altes Tier, dessen Kopf über eine Seite meines Schoßes ragte, während seine Beine über die andere Seite hinausreichten. Sein Schwanz lag langgestreckt am Boden. Diese Katzen waren größer als die gewöhnlichen Hauskatzen. Sie waren normalerweise wild, doch unsere

Tempelkatzen schienen mich alle irgendwie als ihren Bruder oder so etwas zu betrachten, denn ich war bei ihnen bestimmt genauso beliebt wie sie bei mir.

Der Lama, der mit mir zuvor gesprochen hatte, wandte sich an mich und sagte: «Lass ihn, er kann sich auf dir ausruhen, während wir uns unterhalten. Vielleicht gibt er dir ja ab und zu mal einen ordentlichen Stups, um dich daran zu erinnern, aufmerksam zu sein. Nun, die Menschen sehen nur das, was sie erwarten zu sehen! Oft sehen sie nicht das, was am offensichtlichsten ist. Zum Beispiel», er blickte mich streng an, als er dies sagte, «wie viele Reinemacher waren im Korridor, als du ihm entlanggingst? Wer war der Mann, der im Gerstenlager den Fußboden kehrte? Und wenn dich der Herr Abt zu sich gerufen und dich gebeten hätte, ihm zu sagen, ob du jemanden im Korridor gesehen hast, was hättest du ihm geantwortet?» Er hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, ob ich eine Bemerkung machen würde, und als ich ihn nur anstarrte, mit offenem Mund fürchte ich, fuhr er fort: «Du hättest gesagt, du hättest niemanden im Korridor gesehen, weil die Person, die sich im Korridor befand, eine Person war, die jedes Recht hat, dort zu sein. Die immer dort ist und die in diesem Korridor so normal ist, dass du sie nicht einmal zur Kenntnis nehmen würdest. Also würdest du sagen, du hättest niemand in dem Korridor gesehen.»

Ein anderer Lama meldete sich zu Wort und nickte weise, während er seinen Teil zum Thema beitrug: «Die Aufsichtsbeamten haben oft dieselben Schwierigkeiten bei ihren Ermittlungen. Sie können vielleicht fragen, ob fremde Personen zugegen waren, oder ob jemand in einem bestimmten Gebäude war, und ohne Ausnahme würde der Aufseher des Gebäudes sagen, nein, nein, niemand sei dort gewesen. Oder es könnte eine Prozession im Gange sein, an der Aufsichtsbeamte, ein oder zwei Lamas oder ein Bote von einem anderen Lamakloster vorbeigingen. Doch weil diese Personen so alltäglich sind, das heißt, weil sie für die Teilnehmer so gewöhnlich sind, dass sie sich in ihrem Umfeld aufhalten, verliefe ihr Vorbeigehen unbeachtet, und was das Beobachten anbelangt, könnten sie genauso gut unsichtbar sein.»

Einer, der bis jetzt noch nichts gesagt hatte, nickte. «Ja, das ist so. Nun frage ich dich, Lobsang, wie viele Male warst du schon in diesem Tempel? Und dennoch, deinem Blick nach zu urteilen, hast du bis vor kurzem den Ständer noch nie gesehen, auf dem wir die Kristallkugel platzieren. Dieser Ständer steht schon seit etwa zweihundert Jahren hier. Er war noch nie außerhalb dieses Tempels, und doch hast du ihn angesehen, als würdest du ihn zum ersten Mal sehen. Er war vorher schon hier, doch er war alltäglich für dich und deshalb war er unsichtbar.»

Der Lama, der mich auf meinem Astralausflug durch den Potala begleitet hatte, lächelte, als er fortfuhr: «Du, Lobsang, hattest keine Ahnung, was geschehen würde. Du wusstest nicht, dass du deinen Körper verlassen würdest und deshalb warst du nicht vorbereitet, deinen Körper zu sehen. Als du hinschautest, schautest du auf die im Kreise sitzenden Lamas und deine Aufmerksamkeit vermied dabei tunlichst deinen eigenen Körper. Wir erhalten denselben Effekt bei der Hypnose. Wir können eine Person hypnotisieren und sie glauben lassen, dass sie sich ganz allein in einem Zimmer befindet, und dann wird sich die im Hypnosezustand befindende Person überall im Zimmer umschauen, außer auf die Person, die mit ihr das Zimmer teilt. Die hypnotisierte Person würde nach dem Erwachen schwören, dass sie ganz allein gewesen war. Auf dieselbe Weise hast du es sorgsam vermieden, dorthin zu schauen, wo dein Körper klar zu sehen war. Stattdessen hast du der Peripherie des Kreises entlang geblickt und dich im Tempel umgesehen und die eine Stelle, wo du lagst, vermieden.»

Das gab mir wirklich zu denken. Ich hatte von so etwas Ähnlichem auch schon gehört. Ich habe einmal einen alten Mönch gesehen, der von einem sehr schweren Migräneanfall heimgesucht wurde. Später erklärte er mir, dass sich die Dinge, auf die er geschaut hatte, nicht dort befanden. Wenn er nach vorne schaute, konnte er die Dinge auf der Seite sehen, und wenn er zur Seite blickte, konnte er die Dinge vor sich sehen. Er sagte mir, es sei so gewesen, als würde er durch zwei vor die Augen gehaltene Röhren blicken, so ähnlich wie Scheuklappen.

Einer der Lamas, den ich zu der Zeit noch nicht kannte, sagte: «Das Offensichtliche kann oft unsichtbar sein, weil je gewöhnlicher, je vertrauter ein Objekt ist, desto weniger wahrnehmbar wird es. Nimm den Mann, der die Gerste bringt. Du siehst ihn jeden Tag und doch siehst du ihn nicht. Er ist eine solch vertraute Person, dass du, wenn ich dich fragen würde, wer heute Morgen hier vorbeigekommen ist, sagen würdest, niemand, weil du den Gerstelieferanten nicht als Person betrachten würdest, sondern lediglich als etwas, das immer zu einer bestimmten Zeit das gleiche tut.»

Das erschien mir höchst merkwürdig, dass ich auf dem Boden lag, aber meinen eigenen Körper nicht sehen konnte. Wie auch immer, ich hatte schon so viel über die Hypnose und das Astralreisen gehört, dass ich ihre Aussagen durchaus akzeptieren konnte.

Der alte, runzlige Lama lächelte mich an und sagte: «Wir werden dir in Kürze bald spezifischeren Unterricht erteilen müssen, damit du deinen Körper leicht und jederzeit verlassen kannst. Wie jeder Mensch unternimmst auch du jede Nacht Astralreisen und reist an weit entfernte Orte, und dann vergisst du das Erlebte wieder. Wir möchten dir zeigen, wie einfach es für dich sein kann, deinen Körper jederzeit zu verlassen, eine Astralreise zu unternehmen und anschließend in deinen Körper zurückzukehren – mit dem vollständigen Wissen über alles, was du gesehen und erlebt hast. Wenn du das tun kannst, dann kannst du in die großen Städte der Welt reisen und wirst hier in Tibet nicht so isoliert sein, sondern du kannst dir ein Wissen über alle Kulturen aneignen.»

Ich dachte darüber nach. Ich hatte mich schon oft gewundert, wie einige von unseren höheren Lamas alles zu wissen schienen. Sie schienen spezielle Menschen zu sein, fern von den Kleinlichkeiten des alltäglichen Lebens. Sie konnten sagen, was zu jeder Zeit in jedem Teil unseres Landes geschah. Ich erinnerte mich an eine Begebenheit. Ich hatte mit meinem Mentor einen sehr alten Mann besucht. Ich wurde ihm vorgestellt und wir unterhielten uns, oder besser gesagt mein Mentor unterhielt sich mit ihm und ich hörte respektvoll zu. Plötzlich hatte der alte Mann die Hand gehoben und gesagt:

«Ich werde gerufen!» Daraufhin zog er sich zurück. Das Licht schien aus seinem Körper zu weichen. Er saß unbeweglich da und sah aus wie ein toter Mann, wie eine leere Hülle. Mein Mentor saß ganz still und deutete mir, auch still und ruhig zu sein. Wir saßen zusammen da, mit unseren Händen im Schoss gefaltet, ohne zu sprechen und ohne uns zu bewegen. Ich beobachtete die anscheinend leere Gestalt mit großem Interesse etwa zehn, zwanzig Minuten lang. Es war schwierig, die Zeit unter diesen Umständen zu schätzen. Nichts geschah. Dann kehrte wieder etwas Farbe der Wiederbelebung in den Körper des alten Mannes zurück. Schließlich rührte er sich und öffnete die Augen. Und dann, das werde ich nie vergessen, erzählte er meinem Mentor in allen Einzelheiten, was sich in Shigatse zugetragen hat, das ein ganzes Stück von uns entfernt war. Mir kam der Gedanke, dass dies ein weitaus besseres Kommunikationssystem war im Vergleich zu all den bemerkenswerten Apparaten, von denen ich in der Außenwelt gehört hatte.

Ich wollte auch mittels Astralreisen überall hinreisen können. Ich wollte mich auch über die Berge, über die Meere und in fremde Länder begeben können. Und diese Männer, diese neun Lamas, würden mich das lehren!

Der alte Kater gähnte und ließ seine Schnurrhaare erzittern. Dann stand er auf und streckte sich, bis ich beinahe dachte, er bräche entzwei. Dann schlenderte er davon und bahnte sich arrogant einen Weg zwischen zwei Lamas hindurch und verschwand hinter einer Heiligenfigur in der Dunkelheit. Der alte, runzlige Lama sprach wieder und sagte: «Nun, es ist an der Zeit, diese Sitzung zu beenden, denn wir sind nicht hierhergekommen, um Lobsang bei dieser Gelegenheit zu unterrichten. Das ergab sich nur zufällig. Wir müssen nun wieder unserer anderen Arbeit nachgehen und Lobsang werden wir wiedersehen, wenn sein Mentor zurückgekehrt ist.»

Ein anderer wandte sich noch an mich und schaute mich streng an: «Du wirst sehr gewissenhaft lernen müssen, Lobsang. Du hast in deinem Leben viel zu tun. Du wirst Mühsale und Leiden erfahren und du wirst weit und oft reisen. Doch am Ende wirst du deine Aufgabe erfüllen, und wir werden dir das nötige Fundament an Wissen vermitteln.» Sie erhoben sich, nahmen

die Kristallkugel an sich, ließen den Ständer stehen und verließen den Tempel.

Ich blieb verwundert sitzen. Eine Aufgabe! Mühsale? Man hatte mir immer gesagt, dass ich ein schweres Leben vor mir habe. Man hatte mir immer gesagt, dass ich eine Aufgabe habe. Aber warum rieben sie mir das immer und immer wieder unter die Nase? Wie auch immer, warum musste ich überhaupt diese Aufgabe erfüllen? Warum war immer ich es, der Leiden musste? Je mehr ich darüber hörte, desto weniger mochte ich es. Doch ich wollte in der Astralwelt reisen und all die Dinge sehen, wovon ich gehört hatte. Vorsichtig erhob ich mich, zuckte jedoch zusammen und stieß ein paar unfreundliche Worte aus, als der Schmerz wieder durch meine Beine schoss. Ein Nadelstechen setzte ein und ich spürte meine verschiedenen blauen Flecken und die Quetschungen, wo ich ein paar Mal heruntergefallen war, und einen Schmerz zwischen den Schulterblättern, wo ich auf der Schale gelegen hatte. Als ich daran dachte, griff ich in meine Robe und rückte darin meine Habseligkeiten zurecht und brachte sie wieder an ihren vorgesehenen Platz. Dann, mit einem letzten Rundumblick verließ ich den Tempel.

An der Türe kehrte ich hastig um und ging nochmals zurück zu den flackernden Butterlampen. Ich blies eine nach der anderen aus, denn das war meine Pflicht. Ich war der Letzte, der den Tempel verließ, deshalb musste ich die Lampen ausblasen. Als ich meinen Weg durch die Dunkelheit tastete, dahin, wo sich noch ein schwacher Lichtschimmer der offenen Tür abzeichnete, wurde meine Nase vom Gestank der noch immer schwelenden Dochte erfasst. Irgendwo in einer Ecke brannte noch die absterbende rote Glut eines Dochtes, die sich gerade in dem Augenblick in Dunkelheit auflöste.

Ich blieb noch einige Augenblicke an der Tür stehen und überlegte, welchen Weg ich gehen sollte. Nachdem ich mich entschlossen hatte, drehte ich mich um und machte mich auf den Weg nach rechts. Das helle Sternenlicht schien durch die Fenster und verlieh allem einen silberig-blauen Glanz. Ich wechselte von einem Korridor in den nächsten und blieb plötzlich stehen. Ich dachte, ja natürlich, sie hatten recht. Ich stand einen Moment lang da

und dachte nach. Es kam mir in den Sinn, dass ich immer wieder an einer kleinen Zelle vorbeikam, in der ein alter Mönch saß, und obwohl ich ihn jeden Tag sah, hatte ich ihn überhaupt nie zur Kenntnis genommen. Ich ging ein paar Schritte zurück, vielleicht drei Meter und spähte hinein. Dort war er in seiner kleinen Steinzelle auf der anderen Seite des Korridors gegenüber dem Fenster. Er war blind. Endlos saß er da am Boden und drehte eine Gebetsmühle, eine ziemlich große noch dazu, die sich drehte, drehte und drehte. Wann immer jemand dort vorbeiging, war stets dieses ewige «Klick, Klick, Klick» der Gebetsmühle des alten Mannes zu vernehmen. Stunde um Stunde, Tag für Tag saß er da und glaubte, dass es seine Bestimmung im Leben wäre, diese Gebetsmühle am Drehen zu erhalten, und das war alles, wofür er lebte. Wir, die diesen Weg so oft gegangen sind, waren taub geworden für die Geräusche der sich drehenden Gebetsmühle. Wir waren es schon so gewohnt, dass wir weder den alten Mönch sahen noch seine Gebetsmühle klicken hörten.

Ich stand in der dunklen Tür und dachte nach, während die Gebetsmühle weiterklickte, und als der alte Mann leise, «Om! Mani padme hum! Om! Mani padme hum!», zitierte, klang seine Stimme heiser und seine Finger waren gekrümmt und verknöchert. Ich konnte ihn nur schemenhaft erkennen und er nahm mich gar nicht wahr. Er drehte und drehte die Gebetsmühle so wie er sie schon seit vielen, vielen Jahren gedreht hatte. Er hat sie schon gedreht lange vor meiner Geburt. Wie lange wird er sie wohl noch weiterdrehen, fragte ich mich? Doch dieses Beispiel zeigte mir, dass Menschen unsichtbar waren, wenn sie einem so vertraut waren, dass man sie nicht einmal mehr wahrnahm. Es kam mir auch der Gedanke, dass selbst Töne Stille waren, wenn man sich zu sehr an sie gewöhnt hatte.

Ich dachte an die Zeiten, die ich ganz allein in einer dunklen Zelle verbrachte. Nach einer Zeit hörte ich das Gurgeln und Rauschen der Körpergeräusche. Das Blut, das durch die Venen und Arterien des Körpers floss, und dann hörte ich das gleichmäßige Pochen meines Herzens. Nach einer gewissen Zeit konnte ich sogar hören, wie die Luft durch meine Lungen

strömte und wenn ich mich bewegte knackten und schnappten die Muskeln leicht, die die Knochen in eine andere Lage zogen. Das betrifft uns alle. Wir alle sind geräuschvolle Einrichtungen, dachte ich und wenn es andere Geräusche gibt, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, hören wir die nicht, von denen wir ständig umgeben sind und die sich uns nicht aufdrängen.

Ich stand auf einem Bein und kratzte meinen Kopf. Dann dachte ich, dass die Nacht schon weit fortgeschritten war, und bald würde der Ruf zur Tempelandacht um Mitternacht erklingen. Also zögerte ich nicht länger, stellte beide Füße auf den Boden, schlang meine Robe etwas enger um mich und ging den Korridor hinauf in den Schlafsaal. Und kaum lag ich da, schlief ich auch schon ein.

Der Schlaf war nicht lange mein Kamerad. Ich drehte und wälzte mich herum und stöhnte und seufzte, während ich dalag und über das Leben in einem Lamakloster nachdachte. Rund um mich herum atmeten und murmelten die anderen Jungen in ihrem Schlaf und ihre Schnarchgeräusche fielen und stiegen in der Nachtluft. Ein Junge, der unter Polypen litt, röhrte und röhrte, bis ich aus Verzweiflung aufstand und ihn auf die Seite drehte. Ich lag auf dem Rücken und dachte nach und lauschte. Von irgendwoher war das monotone «Klick-Klick» einer Gebetsmühle zu hören, während ein Mönch sie endlos drehte, damit seine Gebete davonfliegen konnten. Von weit her drang ein gedämpftes «Trip-Trap» an meine Ohren, als jemand mit dem Pferd den Weg draußen vor unserem Fenster hoch ritt. Die Nacht schleppte sich dahin. Die Zeit stand still. Das Leben war ein ewiges Warten. Ein Warten, wo sich nichts bewegte, wo alles still war, außer den Schnarchgeräuschen, dem Klicken der Gebetsmühle und den gedämpften Schritten eines Pferdes. Ich musste eingedöst sein …

Matt setzte ich mich auf. Der Boden war hart und unnachgiebig. Die Kälte des Steins war in meine Knochen gekrochen. Irgendwo murmelte ein Junge im Schlaf und rief nach seiner Mutter. Steif erhob ich mich und ging zum Fenster hinüber. Vorsichtig wich ich den schlafenden Körpern rund um mich herum aus. Die Kälte war intensiv. Es sah aus, als würde es

demnächst zu schneien anfangen. Über dem riesigen Himalayagebirge schickte der Morgen Lichtranken hinaus. Farbige Lichtstrahlen erstreckten sich in unser Tal, die nur darauf warteten, einen weiteren Tag zu erhellen.

Die Schneegischt, die immer von den höchsten Gipfeln aufstob, wurde nun vom goldenen Licht erleuchtet, das auf ihre Unterseite schien. Gleichzeitig senkten sich von oben schillernde, halbmondförmige Regenbogen herab, die je nach Laune der starken Winde schwankten und immer wieder neu entstanden. Helle Lichtstrahlen schossen über den Himmel hinweg, während die Sonne durch die Bergpässe spähte und das Versprechen einlöste, dass bald ein neuer Tag beginnen würde. Die Sterne verblassten. Nicht länger war der Himmel ein purpurnes Gewölbe, es hellte sich stetig auf und wurde zum blassesten Blau. Die ganzen Berge waren in Gold getaucht, während der Himmel zunehmend heller wurde. Nach und nach kletterte die blendende Sonnenkugel über die Bergpässe und schien mit einer bewundernswerten Pracht in unser Tal.

Es war eiskalt. Kleine Eiskristalle fielen vom Himmel und zersprangen mit einem musikalischen Klirren auf dem Dach. Die Luft war beißend und bitterkalt, sodass einem beinahe das Mark in den Knochen gefror. Was für ein eigenartiges Klima, dachte ich. Manchmal war es zu kalt, um zu schneien, während es um die Mittagszeit wiederum ungemütlich heiß werden konnte. Dann konnte im Handumdrehen ein heftiger Windsturm aufziehen und alles vor sich her wirbeln. In den Bergen lag immer Schnee, tiefer Schnee, doch an den exponierten Stellen blies der Wind den Schnee so schnell weg, wie er gefallen war. Unser Land lag hoch und die Luft war dünn. Die Luft war so dünn und klar, dass sie nur spärlichen Schutz vor den ultravioletten Strahlen der Sonne bot. In unseren Sommern konnte ein Mönch in seiner Robe fürchterlich schwitzen, doch wenn eine Wolke kurzzeitig die Sonne bedeckte, konnte die Temperatur viele Grade unter den Gefrierpunkt fallen und das alles innerhalb von wenigen Minuten.

Wir litten am stärksten unter den Windstürmen. Die große Barriere, das Himalayagebirge, hielt manchmal die Wolken zurück, die sich über Indien

bildeten, und verursachte eine Temperaturumkehr. Dann stürzten die heulenden Stürme über die Bergkuppen herab und stürmten in unser Tal hinein und schoben alles vor sich her. Leute, die während des Sturms unterwegs waren, mussten Gesichtsmasken aus Leder tragen oder riskierten, dass ihnen der windgetragene Gesteinsstaub, den es von den höchsten Regionen herabfegte, die Haut aufriss. Reisende, die es auf den Bergpässen im Freien erwischte, riskierten weggeblasen zu werden, wenn sie nicht wachsam waren und schnell handelten. Ihre Zelte und andere Besitztümer konnte es im Nu in die Luft wehen, zerfetzen und ruinieren. Spielzeuge für den geistlosen Wind.

Irgendwo unterhalb im blassen Morgen brüllte klagend ein Yak. Wie auf ein Zeichen plärrten die Langhorntrompeten hoch oben auf dem Dach. Die Schneckenhörner dröhnten und pochten, hallten erneut und verschmolzen zu einem Klanggemisch, ähnlich einem vielstimmigen Akkord, der auf einer riesigen Orgel gespielt wurde. Um mich herum waren all die unzähligen Geräusche einer großen Gemeinschaft zu hören, die zu einem neuen Tag erwachte, zu einem weiteren Tag des Lebens. Ein Gesang aus dem Tempel, das Wiehern eines Pferdes und das gemurmelte Murren der vielen kleinen verschlafenen Jungs, die nackt in der eiskalten Nachtluft zitterten. Und als gedämpfter Unterton das unablässige Klicken der Gebetsmühlen, die sich überall in den Gebäuden befanden und von den uralten Mönchen unaufhörlich gedreht und gedreht wurden, im Glauben, dass das ihr einziger Lebenszweck war.

Der Ort war auf den Beinen. Die Betriebsamkeit nahm von Minute zu Minute zu. Rasierte Köpfe spähten hoffnungsvoll aus den offenen Fenstern und wünschten sich einen wärmeren Tag. Ein dunkler Klecks, etwas form- und gestaltloses fiel von irgendwo oberhalb herab, kreuzte mein Blickfeld und zerschellte unten mit einem harten Knall auf den Felsen. Die Schüssel von jemandem, dachte ich, nun wird er ohne Frühstück auskommen müssen, bis er sich eine neue besorgen kann! Frühstück? Natürlich! Wir haben einen neuen Tag begonnen. Einen Tag, den ich noch durchhalten musste,

denn ich hoffte, dass mein geliebter Mentor heute zurückkehren würde, und bevor ich ihn sehen konnte, fand noch der Morgenunterricht und die Tempelandacht statt, doch davor, zuerst das Frühstück!

Tsampa ist etwas Unappetitliches, doch das war alles, was ich kannte, außer den sehr, sehr seltenen und vereinzelten Delikatessen aus Indien. Also stapfte ich los den Korridor hinunter und folgte den Reihen von Jungen und Mönchen, die sich ebenfalls auf den Weg in die Speisehalle aufmachten, wo wir aßen.

Am Eingang trödelte ich ein wenig herum und wartete auf einige der anderen, damit sie sich setzten, weil ich immer noch sehr wackelig und unsicher auf den Beinen war. Und wenn alle umherliefen, stellte das für meine Stabilität eine echte Gefahr dar. Zuletzt ging auch ich hinein und nahm meinen Platz in den Reihen der Männer und Jungen ein, die am Boden saßen. Wir saßen mit überkreuzten Beinen da (alle, außer mir, ich saß mit den Beinen unter mir da). Wir saßen in Reihen, vielleicht zweihundertfünfzig auf einmal. Während wir dasaßen, kamen Bedienungsmönche und schöpften uns Tsampa. Sie gingen durch die Reihen und jeder von uns erhielt eine ordentliche und gerechte Portion. Die Mönche standen an den Seiten jeder Reihe, und auf ein bestimmtes Zeichen gingen sie alle mit dem Essen zwischen den Reihen hin und her. Niemand durfte essen, bis der Bedienungsmeister das Zeichen gab. Schließlich hatte jeder Mönch und Junge seine Schale mit Tsampa gefüllt und die Bedienungsmönche standen wieder an den Seiten.

Ein alter Lama begab sich zum Lesepult, das sich hoch über uns befand, sodass er auf uns herabschauen konnte. Er stand da und hob das oberste Blatt von seinem Buch ab, denn wie gesagt, unsere Seiten waren lang und nicht zusammengebunden, wie auf die westliche Art. Dieser Lama hob also das oberste Blatt ab. Dann signalisierte er, dass er bereit war, zu beginnen. Unmittelbar hob der Bedienungsmeister seine Hand und brachte sie nach unten, als Zeichen für uns, mit unserer Mahlzeit zu beginnen. Während wir dem nachkamen, begann der Schriftenleser mit seiner Lesung aus den

Heiligen Büchern. Seine Stimme dröhnte unaufhörlich und schien im ganzen Raum zu widerhallen und machte vieles von dem, was er sagte, unverständlich.

Um die Speisehalle herum schritten leise die immer anwesenden Aufsichtsbeamten. Von ihnen war kein Geräusch zu vernehmen, außer einem gelegentlichen Rascheln ihrer Roben.

In den Lamaklöstern in ganz Tibet war es Brauch, dass ein Schriftenleser während des Essens vorlas, denn es galt als falsch, zu essen und dabei an Essen zu denken. Nahrung war etwas Grobstoffliches und nur notwendig, um den Körper zu erhalten, sodass er für eine kurze Zeit von einer unsterblichen Seele bewohnt werden konnte. Obwohl es also notwendig war, zu essen, sollte man sich nicht daran erfreuen. Der Schriftenleser las uns immer aus den Heiligen Büchern vor, sodass unser Körper Nahrung für den Körper und unser Geist Nahrung für die Seele erhielt.

Die älteren Lamas aßen immer allein und dachten dabei meist an einen heiligen Text oder betrachteten einen heiligen Gegenstand oder ein heiliges Buch. Es war ein sehr großes Vergehen während des Essens zu sprechen, und jeder Unglückliche, der beim Sprechen erwischt wurde, wurde von einem Aufsichtsbeamten herausgeholt und genötigt, sich zwischen die Türe zu legen, sodass jeder, der den Raum verließ, über den Daliegenden hinweg steigen musste, was dem Opfer sehr viel Schande einbrachte.

Wir Jungen waren immer die ersten, die fertig waren, doch dann mussten wir still sein, bis alle anderen auch fertig waren. Oft las der Schriftenleser weiter, ohne zu bemerken, dass alle auf ihn warteten. Oft kamen wir deswegen zu spät in den Unterricht, weil der Schriftenleser, völlig vertieft in sein Thema, Zeit und Ort vergaß.

Schließlich kam der Schriftenleser ans Ende seiner Seite und schaute völlig überrascht auf und war schon halb dabei, die nächste Seite umzulegen. Doch stattdessen legte er den Buchdeckel auf das Buch, knüpfte die Bänder zusammen, hob das Buch auf und übergab es einem Bedienungsmönch, der es entgegennahm, sich verbeugte und das Buch zur sicheren Verwahrung

beiseitelegte. Der Bedienungsmeister gab darauf das Zeichen, dass wir entlassen waren. Wir gingen auf die eine Seite der Halle, wo sich einige Ledersäcke mit feinem Sand befanden. Mit einer Handvoll Sand reinigten wir unsere Essschalen, die einzigen Utensilien, die wir besaßen, weil wir zum Essen selbstverständlich die Finger benutzten, die ältesten Werkzeuge überhaupt. Für Messer und Gabeln hatten wir keine Verwendung!

«Lobsang! Lobsang! Geh hinunter zum Papiermeister und besorge mir drei Bögen Papier, die auf der einen Seite verschmiert sein können.» Ein junger Lama stand vor mir und erteilte mir die Order. Ich murrte verdrießlich und lief den Korridor hinunter. Dies war eine der Arbeiten, die ich hasste, weil ich deswegen extra aus dem Potala und den ganzen Weg hinunter ins Dorf Shö und zum Druckmeister gehen musste, um das gewünschte Papier zu holen.

Papier ist in Tibet sehr rar und teuer. Es ist selbstverständlich zu hundert Prozent handgefertigt. Papier wird als ein untergeordneter religiöser Gegenstand betrachtet, da es fast ausschließlich für heiliges Wissen und heilige Worte verwendet wurde, daher wurde Papier nie missbraucht oder weggeworfen. Wenn beim Drucken eines Buches der Druck verschmierte, wurde das Papier niemals weggeworfen. Stattdessen stand uns Jungen die noch unversehrte Seite zum Lernen zur Verfügung. Für solche Zwecke gab es immer genügend Vorrat an fehlerhaften Papierbögen, denn wir druckten mit handgeschnitzten Holzdruckstöcken, und selbstverständlich mussten die Druckstöcke seitenverkehrt geschnitzt werden, damit richtig herum gedruckt werden konnte. Daher gab es beim Ausprobieren der Druckstöcke unvermeidlich viele fehlerhafte Papierbögen.

Ich machte mich auf den Weg aus dem Potala. Ich ging vom unteren Hinterausgang nach unten, wo der Weg sehr steil, aber viel kürzer war, und wo es keine Treppen gab, die meine Beine ermüdeten. Hier beim unteren Hinterausgang gingen wir Jungen immer hinunter und hangelten uns von Busch zu Busch oder schlitterten, wenn wir den Stand verloren, auf einer

Staubwolke den Hang hinunter und rissen große Löcher in den Sitzbereich unserer Roben – etwas, das später nur schwer zu erklären war.

Ich ging den äußerst schmalen Pfad mit den überhängenden Büschen hinunter. Bei einer kleinen Lichtung blieb ich stehen und blickte hinüber in Richtung Lhasa. Ich hoffte, eine ganz besondere safrangelbe Robe zu sehen, die vielleicht schon über die Türkisbrücke kam oder sogar schon entlang der Ringstraße. Allein der Gedanke daran erfüllte mich mit Freude. Doch nein, dort waren nur Pilger und vereinzelte Mönche und ein oder zwei gewöhnliche Lamas zu sehen. Also ging ich mit einem Seufzen und einem verärgerten Brummen weiter und setzte meinen rutschigen Pfad nach unten fort.

Schließlich kam ich unten beim Gerichtshof an und begab mich von der Hinterseite her in die Buchdruckerei. In der Druckerei befand sich ein sehr, sehr alter Mönch, der von oben bis unten mit Tinte beschmiert zu sein schien. Seine Daumen und Zeigefinger waren vom Hantieren mit Papier und Druckstöcken völlig verschmutzt.

Ich ging weiter und schaute mich um, denn der Geruch von Papier und Tinte faszinierte mich schon immer. Ich schaute mir einige der kunstvoll geschnitzten Holzbretter an, die für den Druck neuer Bücher verwendet werden sollten. Ich freute mich jetzt schon sehr auf die Zeit, wenn ich beim Schnitzen selbst Hand anlegen konnte, denn es war ein großes Hobby von mir, und uns Mönchen wurden immer Gelegenheiten gegeben, unsere Fertigkeiten zum Nutzen der Gemeinschaft zu entfalten.

«Na, Junge, na! Was willst du? Schnell, sag schon!» Der alte Druckermönch schaute mich böse an, doch ich kannte ihn schon lange. Er ließ es meistens beim Schimpfen bewenden. Im Grunde war er ein netter, alter Mann, der lediglich Angst hatte, dass ihm die kleinen Jungen seine kostbaren Papierbögen zerknitterten. Schnell teilte ich ihm mit, dass ich drei Bögen Papier bräuchte. Als Antwort brummte er, drehte sich um und spähte unentwegt. Es sah so aus, als könnte er es kaum ertragen, auch nur einen seiner geliebten Papierbögen herzugeben. Er sah sich jeden Bogen an und änderte ständig seine Meinung. Am Ende hatte ich es satt, nahm drei der

Papierbögen und sagte: «Vielen Dank, ehrwürdiger Herr Drucker, ich nehme diese drei Bögen, die sind gut genug.»

Er drehte sich um und sah mich mit offenem Mund an. In der Zwischenzeit hatte ich bereits die Tür mit meinen drei Bögen Papier erreicht, und ehe er sich wieder gefasst hatte, war ich schon außer Hörweite.

Sorgfältig rollte ich die drei Bogen Papier mit den besudelten Seiten nach außen ein. Dann steckte ich sie vorne in meine Robe und machte mich erneut auf den Weg nach oben, wobei ich mich mit den Händen an den robusten Büschen hochzog.

Bei der Lichtung blieb ich einmal mehr stehen, offiziell, um wieder zu Atem zu kommen, aber in Wahrheit setzte ich mich auf einen Stein, um einen Moment lang in Richtung Sera, dem Wildrosenzaun-Lamakloster, zu schauen. Doch nein, dort gab es nur den normalen Reiseverkehr und nicht mehr. Vielleicht waren es ein paar Händler mehr als sonst, aber denjenigen, den ich zu sehen wünschte, war nicht dabei.

Schließlich erhob ich mich und setzte meinen Weg nach oben fort. Ich schlüpfte wieder durch die kleine Türe und machte mich auf die Suche nach dem jungen Lama, der mich losgeschickt hatte.

Er befand sich allein in einem Raum, und ich sah, dass er komponierte. Schweigend hielt ich ihm die drei Bögen Papier hin, und er sagte: «Oh, du warst aber lange fort! Musstest du das Papier etwa selbst herstellen?» Er nahm sie ohne ein weiteres Wort und ohne ein Wort des Dankes. Also machte ich kehrt und verließ ihn und machte mich auf den Weg ins Klassenzimmer und dachte, dass ich den Tag bis zur Rückkehr meines Mentors ja noch irgendwie überbrücken musste.

Kapitel 9

Ich stand auf dem Dach des Lagerhauses, hoch über dem mich umgebenden Gelände. Vor mir erstreckte sich das gesamte Lhasatal in grüner und wunderschöner Pracht, mit den bunten Häusern und dem Blau der Türkisbrücke. Weiter entfernt glänzte hell das goldene Dach der Kathedrale von Lhasa. Aufrecht stand sie da, wie sie es schon seit Jahrhunderten getan hatte und trotzte den Stürmen. Hinter mir, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt den Kopf nicht drehte, befand sich der Fluss des Glücks und dahinter die hoch aufragende Bergkette mit den Passwegen, die immer höher hinauf und durch große Schluchten hinunterführten, bis man den Kopf drehen und das letzte Stück Lhasa sehen konnte. Danach würde man weiter Richtung Indien gehen und vor sich ausgebreitet einen Teil von Nepal, einen Teil von Sikkim und einen Teil von Indien sehen. Doch das war für mich alltäglich. Ich kannte das alles. Meine ganze Aufmerksamkeit war nur auf die Stadt Lhasa gerichtet.

Unter mir zur Rechten, beinahe direkt unter mir, befand sich das Westtor, der Eingang zur Stadt. Es war wie immer belagert von Bettlern, die um Almosen baten, Pilgern, die sich den Segen Seiner Heiligkeit erhofften, und Händlern. Als ich dastand und meine Augen gegen das grelle Sonnenlicht abschirmte, sodass ich klarer sehen konnte, trugen ihre anschwellenden Stimmen ihre Botschaften zu mir herauf: «Almosen! Almosen für die Liebe des Allerheiligsten! Almosen, damit auch Ihnen in der Stunde der Not geholfen werden kann!» Dann aus einer anderen Richtung: «Oh! Dies ist ein wahrhaft gutes Geschäft. Nur zehn Rupien, zehn indische Rupien und das wertvolle Stück gehört Ihnen. Sie werden nie wieder etwas Ähnliches sehen, denn die Zeiten ändern sich. Oder wissen Sie was, Sie waren immer ein guter Kunde, also sagen wir jetzt neun Rupien, und ich gebe Ihnen dieses Stück und wir werden als gute Freunde auseinandergehen!»

Auf der Ringstraße, genau unter mir, gingen die Pilger entlang. Einige legten sich der Länge nach ausgestreckt hin, erhoben und legten sich wieder der Länge nach hin, so als ob ihnen diese merkwürdige Art der Fortbewegung Erlösung brächte. Andere wiederum gingen aufrecht und schauten sich die Bildhauerkunst der farbigen Felsenreliefs an, die eine der schönsten Besonderheiten dieses Berges waren. Als sie in Sicht kamen, konnte ich sie tuscheln hören: «Oh, dort ist jemand auf dem Dach und schaut hinab. Denkst du, es ist ein Lama?» Der Gedanke brachte mich beinahe zum Lachen. Ich, ein kleiner Junge, der hoch oben stand und durch dessen abgewetzte Robe der Wind pfiff. Ich, ein Lama? Nein, noch nicht, aber das würde ich mit der Zeit schon noch werden.

Die Pilger murmelten immerzu ihr ewiges «Om! Mani padme hum!», und die Händler versuchten ihnen Glücksbringer, Gebetsmühlen, Amulette und Horoskope zu verkaufen. Die meisten Horoskope, Glücksbringer und Amulette wurden in Indien hergestellt und importiert. Die Pilger waren sich dessen jedoch nicht bewusst und wussten auch nicht, dass keines dieser Dinge auf die versprochene Weise gesegnet wurde. Aber kommt das nicht in allen Ländern und in allen Religionen vor? Sind die Händler nicht überall gleich?

Ich starrte von meiner hohen Warte aus in Richtung Lhasa. Ich starrte hinaus und versuchte, den leichten Dunst zu durchdringen, der sich durch die Yakdungfeuer bildete, die angezündet wurden, um die Häuser aufzuwärmen, denn die Luft wurde immer kälter. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Ich schaute hinauf zu den schneebeladenen Wolken, die hoch über mir dahinrasten und ich zitterte. Manchmal war es bemerkenswert warm, vielleicht fünf Grad zu dieser Tageszeit, doch dann konnte die Temperatur in der Nacht weit unter den Gefrierpunkt fallen. Aber wegen des Wetters machte ich mir im Augenblick keine allzu großen Sorgen.

Ich entlastete mich und versuchte, etwas von meinem Gewicht auf die Ellenbogen zu verlagern, die ich auf der Mauer vor mir aufstützte. Dann starrte und starrte ich erneut, bis meine Augen anfingen zu schmerzen und

bis ich mir einbildete, das zu sehen, was ich mir wünschte. Einmal bin ich vor Aufregung hochgeschreckt. Ein Lama in einer schillernden safrangelben Robe kam in Sicht. Ich war so aufgeregt aufgesprungen, dass meine schwachen Beine mich hintergingen und ich rückwärts kippte, sodass es mir den Atem verschlug und mich für einige Sekunden nach Luft schnappen ließ, bevor ich mich wieder aufrappeln und weiter in Richtung Lhasa spähen konnte. Doch nein, der Träger der safrangelben Robe war nicht der Lama, den ich suchte. Ich beobachtete ihn, wie er mit seinen Begleitmönchen entlangritt und in die Ringstraße einbog. Ich sah, wie die Pilger ihm Platz machten und sich während seines Vorbeiritts in seine Richtung verbeugten. Dann, nach einer halben Stunde etwa, ritt er den Weg vor mir hinauf, und während er vorbeiritt, schaute er auf und sah mich und gab mir ein Handzeichen, das ich als Zeichen dafür verstand, dass mein Mentor gleich kommen würde.

Dies war eine überaus nette und freundliche Geste, für die ich ihm sehr dankbar war, weil hohe Lamas nicht die Angewohnheit hatten, kleinen Jungen Aufmerksamkeit zu schenken. Doch ich hatte bereits genug Erfahrung, um zu wissen, dass es solche und solche Lamas gab. Einige waren unnahbar, sehr streng und den Gefühlen des Lebens völlig verschlossen, während andere stets heiter und immer bereit waren, anderen zu helfen, egal welchen Rang, welches Alter oder welchen Stand sie im Leben innehatten. Und wer kann schon sagen, welcher der Bessere war, der Strengere oder der Mitfühlende. Meine Wahl fiel eindeutig auf die mitfühlende Person, welche die Sorgen und Nöte der kleinen Jungen verstand.

Aus einem höhergelegenen Fenster, einem Fenster, das ich nicht erreichen konnte, weil ich erst noch ein Akoluth war, ragte ein Kopf heraus und schaute nach unten. Das Gesicht trug einen Schnurrbart. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll, und als ich wieder hinschaute, war das Gesicht verschwunden. Einige Augenblicke stand ich in Gedanken versunken da. Ich hoffte, dass ich niemandem Ärger bereitet habe, weil ich auf dieses Dach hier gestiegen war. Und soweit mir bekannt war, verstieß ich nicht gegen irgendwelche Regeln. Dieses Mal versuchte ich verzweifelt, mich zu benehmen

und nichts zu tun, was dazu führen könnte, dass ich meinen Mentor bei seiner Rückkehr verspätet sehen würde.

Drüben auf dem leicht höher gelegenen Chakpori konnte ich Mönche sehen, die ihrer Arbeit nachgingen. Sie schienen in einer Prozession um die Mauer herumzugehen, und ich dachte, dass sie zweifellos dankbar waren, dass eine weitere Ladung Kräuter aus dem Hochland eingetroffen war, wo sie wuchsen. Ich wusste, dass eine Gruppe Mönche erst kürzlich vom alljährlichen Kräutersammeln aus dem Hochland zurückgekehrt war, und ich hoffte, dass ich auch bald zu einer solchen Gruppe gehören würde.

In der Ferne war eine Rauchfahne zu sehen. Ich konnte eine kleine Gruppe Männer sehen, die umhergingen. Vermutlich kochten sie Tee, sodass sie Tsampa zubereiten konnten. Es waren Händler, das war klar, denn unter ihnen befand sich keine einzige farbige Robe, nur die dunklen Farben der Händler und diese trugen alle Pelzmützen.

Der kalte Wind nahm wieder an Stärke zu. Unten sammelten die Händler ihre Waren ein und suchten hastig nach einem Unterschlupf. Die Pilger suchten Schutz an der windgeschützten Seite des Berges, während die Bettler eine bemerkenswerte Beweglichkeit zeigten. Einige vergaßen sogar ihre vermeintlichen Krankheiten, als sie sich beeilten, um dem herannahenden Sandsturm, genauer gesagt Staubsturm, zu entkommen.

Das Lhasatal wurde regelmäßig von den Stürmen saubergefegt, die von den Bergen herabstürmten und alles vor sich her bliesen. Nur die größeren Steine blieben noch an Ort. Staub, Kies, Sand, alles wurde weggefegt. Doch bei jedem stärkeren Windstoß ergoss sich erneut Sand und Staub auf uns herab. Sand, der von den großen Felsblöcken in den Bergen herrührt. Felsen, die durch die Felsbewegungen vielleicht mit anderen Felsen kollidiert waren und zerschmettert wurden und sich daraus pulverisiertes Gestein gebildet hat, das dann windgetragen auf uns herabgefegt wurde.

Der Wind, der so plötzlich aufkam, drückte hart gegen meinen Rücken und klebte meine Robe so fest an die Mauer vor mir, dass ich mich nicht bewegen konnte. Verbissen klammerte ich mich an die Mauer und versuchte

einen Halt zu finden und mich sinken zu lassen, sodass ich auf dem Dach wie ein Bündel war und so dem Wind weniger Angriffsfläche bot, mich anzuheben. Schmerzvoll beugte ich meine Knie und ließ mich mit größter Vorsicht nach unten sinken, sodass ich einen engen Ball bildete, der mein Gesicht und meinen Kopf vor dem sandbeladenen Sturm schützte.

Minutenlang wütete und pfiff der Wind um mich herum und schien im Begriff zu sein, den Berg selbst wegzupusten. Der Wind heulte lauter als je unsere Trompeten schmettern konnten, und dann war es auf einmal ganz still, eine Totenstille. In der Stille hörte ich plötzlich ein Lachen, ein Lachen eines Mädchens, das von irgendwo aus den Büschen kam. «Oh!», sagte sie, «nicht hier an diesem heiligen Ort, das ist frevlerisch.» Dann folgte ein Kichern und ein junger Mann und eine junge Frau schlenderten Hand in Hand in meine Sicht, während sie in Richtung Westtor abbogen. Ich schaute ihnen einige Augenblicke müßig nach, dann schlenderten sie aus meinem Blickfeld und aus meinem Leben.

Ich stand da und starrte erneut über die Baumwipfel hinweg in Richtung Lhasa. Der Sturm hatte uns verlassen und war nun in der Stadt selbst. Ich sah nur eine große Wolke, die wie eine graue Decke die Sicht versperrte. Die Wolke war strukturlos, doch sie zog schnell dahin, und man hatte den Eindruck, dass zwei Götter jeweils die Zipfel eines grauen Tuches in der Hand hielten und damit davonrannten. Während ich weiter beobachtete, wurden immer mehr und mehr Gebäude wieder sichtbar, und schließlich wurde auch das Nonnenkloster auf der anderen Seite von Lhasa wieder erkennbar. Die Wolke zog schnell das Tal hinunter und wurde immer kleiner und kleiner und als sich die Windstärke gelegt hatte, fielen unvermittelt die schwereren Sand- und Steinpartikel herab.

Doch ich schaute in Richtung Lhasa und nicht auf diese dumme Staubwolke, die ich jederzeit sehen konnte. Ich rieb mir die Augen und starrte weiter. Ich versuchte, mich zu zwingen, mehr zu sehen, als wirklich da war. Doch letztendlich sah ich eine kleine Gruppe Männer, die eben hinter einem Gebäude zum Vorschein kam. Einige unter ihnen trugen safrangelbe Roben.

Sie waren noch zu weit weg, als dass ich sie einzeln hätte erkennen können. Aber nun wusste ich Bescheid. Ich wusste Bescheid!

Ich beobachtete sie aufgeregt und mein Herz schlug schneller als sonst. Die kleine Gruppe Männer ritt gemächlich weiter, ohne Hast und in einer ordentlichen Prozession. Nach und nach näherten sie sich dem Eingang der Türkisbrücke und wurden dann von diesem schönen, geschlossenen Bauwerk vor meinen Blicken verborgen, bis sie am anderen Ende wieder auftauchten.

Ich starrte und starrte und versuchte zu erkennen, wer welcher war. Allmählich und mit quälender Langsamkeit kamen sie näher und näher. Mein Herz hüpfte, als ich endlich die eine safrangelbe Robe erkannte, an der ich interessiert war. Ich versuchte vor Freude auf dem Dach zu tanzen. Doch meine Beine ließen das nicht zu, und so stützte ich mich wieder mit den Armen auf der Mauer ab in einem nicht sehr erfolgreichen Versuch, das Zittern meiner Beine zu kontrollieren, die mehr vor Aufregung zitterten als vor Schwäche. Der kleine Reiterzug kam näher und näher, bis er schließlich von den größeren Gebäuden des Dorfes Shö unter mir verdeckt wurde. Ich konnte das Geklapper der Pferdehufe hören und das Knarren und Knirschen des Pferdegeschirrs und ab und zu das Quietschen der Satteltaschen, die vielleicht zwischen dem Reiter und dem Pferd eingeklemmt waren.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und versuchte, mich größer zu machen, damit ich mehr sehen konnte. Als ich über den Rand spähte, konnte ich nur gerade noch Köpfe ausmachen, die langsam den stufenförmigen Weg zum Haupteingang hinaufritten. Kurz schaute einer in der safrangelben Robe auf, lächelte und winkte mit der Hand. Ich war viel zu überwältigt, um zurückzuwinken. Ich stand nur da und starrte und zitterte vor Erleichterung, dass er bald wieder bei mir sein würde.

Ein paar Worte wurden mit einem anderen Lama gewechselt und auch er schaute hinauf und lächelte. Dieses Mal konnte ich mich wenigstens zu einem zaghaften Lächeln zwingen, denn ich war von meinen Gefühlen viel zu überwältigt. Ich spürte, wie die Gefühle in mir aufstiegen, und ich hatte

schreckliche Angst, zusammenzubrechen und zu beweisen, dass ich kein Mann war.

Die kleine Karawane ritt immer höher und höher hinauf und strebte dem Haupteingang des Potala zu, wie es sich für eine solch erhabene Gesellschaft gehörte. Nun, wie ich sehr wohl wusste, würde es jetzt eine kleine Verzögerung geben, weil mein Mentor zuerst beim Erhabenen vorsprechen und ihm Bericht erstatten musste. Anschließend würde er sich in seine eigenen Räumlichkeiten in den oberen Etagen des Potala begeben, von wo aus er nach einer angemessenen Pause einen Jungen auf die Suche nach mir schicken würde.

Ich glitt von meinem Aussichtsposten herunter und wischte mir den Staub von den Händen und Knien ab und vergewisserte mich, dass meine Robe einigermaßen passabel aussah. Dann machte ich mich auf den Weg zu dem kleinen Haus auf dem Dach, betrat es und kletterte vorsichtig und langsam die Pfostenleiter in das untere Stockwerk hinunter. Ich musste sicherstellen, dass ich abkömmlich war, wenn ein Bote nach mir suchte, und ich wollte vor allem sichergehen, dass ich so ordentlich aussah, wie ich es nur konnte.

Unsere Leitern waren für diejenigen mit Beinproblemen eine recht gefährliche Angelegenheit. Sie bestanden aus einem robusten, glatt geschliffenen Pfosten, der auf beiden Seiten eingekerbt war. Man konnte ein Bein oder genauer gesagt einen Fuß auf der linken Seite in die Kerbe stellen und dann den rechten Fuß in die nächsthöhere Kerbe auf der rechten Seite. Man kletterte also mit dem Pfosten zwischen den Knien hinauf. Wenn man nicht aufpasste oder der Pfosten lose war, dann rutschte man auf die andere Seite hinüber, und das oft zum großen Vergnügen der kleinen Jungen. Eine Gefahr, auf die man auch immer achten musste, war, dass die Pfostenleitern oft von der Butter rutschig waren, denn wenn man mit einer Butterlampe in der Hand auf einen Pfosten kletterte, tropfte die geschmolzene Butter oft herunter und das vergrößerte das Problem noch. Doch dies war nicht die Zeit, um an Leitern oder an Butterlampen zu denken. Sicher erreichte ich den

Boden. Sorgfältig wischte ich mir nochmals den Staub von der Robe und klaubte hier und da ein paar erstarrte Butterreste weg. Dann machte ich mich auf den Weg in den Teil des Gebäudes, wo die Jungen untergebracht waren.

In unserm Schlafsaal lief ich ungeduldig zum Fenster und blickte hinaus. Ich trat mit den Fersen gegen die Wand als Ausdruck meiner Ungeduld. Ich schaute hinaus, aber dieses Mal nur aus Langeweile, denn es gab draußen nichts, was ich sehen wollte. Der eine, den ich sehen wollte, war drin!

In Tibet benutzten wir keine Spiegel, das heißt nicht offiziell, denn Spiegel galten als Ausdruck der Eitelkeit. Wenn jemand erwischt wurde, der in einen Spiegel schaute, dann ging man davon aus, dass er mehr an physische Dinge als an spirituelle Dinge dachte. Es war eine große Hilfe, bei dieser Haltung zu bleiben und auf Spiegel zu verzichten. Doch bei dieser besonderen Gelegenheit wollte ich jedoch unbedingt sehen, wie ich aussah. So machte ich mich verstohlen auf den Weg in einen der Tempel, wo es eine sehr glänzende Kupferplatte gab. Sie war so glänzend, dass ich, nachdem ich ein paar Mal mit dem Saum meiner Robe darüber gerieben hatte, in die Oberfläche schauen und mir ein Bild von meinem Aussehen machen konnte. Nachdem ich mich eingehend und lange betrachtet hatte, und ich mich von dem, was ich sah, völlig entmutigt fühlte, stellte ich die Platte wieder zurück und machte mich auf die Suche nach dem Friseurmönch, denn ich sah wie ein «Schwarzkopf» aus.

In Tibet sind «Schwarzköpfe» Personen, die keinem Glaubensorden angehören. Mönche und all jene, die dem Klosterorden angehörten, also Akoluthen, Trappas und Mönche rasierten ihre Köpfe und deshalb wurden sie oft auch als «Rotköpfe» bezeichnet, denn das war es, was wir bekamen, wenn sich die Sonne von ihrer schlimmsten Seite zeigte. Andererseits hatten die Nichtmönche schwarze Haare und wurden deshalb als «Schwarzköpfe» bezeichnet. Es sollte hier noch ergänzt werden, dass wenn wir Bezug auf die «Safranroben» nehmen, damit immer die höheren Lamas gemeint sind. Wir sagten nie, «der Träger der safrangelben Robe», sondern nur die «Safranrobe». Das gleiche gilt, wenn wir von den «Rotroben» oder von den

«Grauroben» sprechen, weil für uns die Robe etwas darstellt, die auf den Status des Trägers hinweist. Nach tibetischer Logik war für uns immer klar, dass in der Robe auch eine Person stecken musste, ohne die die Robe nicht herumlaufen könnte!

Ich machte mich auf den Weg immer tiefer und tiefer den schräg abfallenden Korridor des Potala entlang. Schließlich näherte ich mich dem doch recht großen Raum, wo der Friseurmönch sein Handwerk ausübte. Er war einer, der nur aus Höflichkeit Mönch genannt wurde, da es mir schien, dass er seinen Arbeitsraum nie verließ und selbstverständlich auch nie an den Tempelandachten teilnahm. Ich schlenderte durch den Korridor und betrat seine Türe. Wie gewöhnlich war der Ort von allerlei Gesindel belagert. Arbeitsscheue Mönche, die bei den Friseurmönchen oder den Küchenmönchen, einfach überall, wo sie sich herumtreiben und ihre eigene Zeit und die von anderen verschwenden konnten. Doch heute lag eine angeregte Stimmung in der Luft und ich schaute mich nach dem Grund um.

Auf einer niederen Bank lag ein Stapel eigenartiger zerflederter und zerrissener Zeitschriften. Offenbar hatte einer der Mönche einer Gruppe Händler einen Dienst erwiesen, und die Händler hatten ihm aus Dankbarkeit einen ganzen Stapel Zeitschriften und Zeitungen überlassen, die sie für verschiedene Zwecke aus Indien hierhergebracht hatten. Im Raum des Friseurmönchs befand sich nun eine ganze Schar von Mönchen. Sie warteten alle auf einen anderen Mönch, der einige Zeit in Indien verbracht hatte und vermutlich verstehen konnte, was in diesen Zeitschriften geschrieben stand.

Zwei Mönche lachten und unterhielten sich über einige Bilder in einer Zeitschrift. Einer sagte zum anderen lachend: «Wir müssen das Lobsang fragen, er sollte eigentlich Experte in solchen Sachen sein. Komm her, Lobsang!» Ich ging hinüber, wo sie auf dem Boden saßen und sich die Bilder ansahen. Ich nahm die Zeitschrift von ihnen, und dann sagte einer: «Aber sieh mal, du hältst die Zeitschrift verkehrt herum. Du weißt ja nicht einmal, wie man das Ding hält.»

Zu meiner Schande musste ich gestehen, dass er recht hatte. Ich setzte mich zwischen sie und schaute mir das höchst sonderbare Bild an. Es hatte eine bräunliche Farbe, Sepia, glaube ich, ist die richtige Bezeichnung, und auf dem Bild war eine merkwürdig aussehende Frau abgebildet. Sie saß auf einem hohen Tisch vor einem noch höheren Tisch, und in einer Einrahmung auf dem höheren Tisch befand sich ein Bild oder eine Widerspiegelung von der Frau.

Ihr Kleid faszinierte mich, da es länger zu sein schien als eine Mönchsrobe. Sie hatte eine bemerkenswert schmale Taille, die anscheinend durch einen engen Gürtel noch schmaler gemacht wurde. Ihre Arme hingegen waren stark gepolstert, und als ich auf ihre Brust schaute, bemerkte ich, dass ich vor Verlegenheit rot wurde, da ihr Kleid überraschend tief ausgeschnitten war – gefährlich tief, würde ich sagen. Beschämt stellte ich fest, dass ich mich fragte, was wohl passieren würde, wenn sie sich nach vorne beugte. Doch auf diesem Bild hielt sie den Rücken ganz gerade.

Während wir dasaßen und das Bild anschauten, kam ein anderer Mönch herein und stellte sich hinter uns. Wir nahmen keine Notiz von ihm. Einer der herumstehenden Personen sagte: «Aber, was macht sie denn da?» Der Mönch, der gerade hereingekommen war, beugte sich vor und las, was darunter geschrieben stand. Dann sagte er überraschend: «Oh, sie schminkt sich nur ihr Gesicht. Sie trägt Lippenstift auf, und wenn sie das getan hat, benutzt sie noch den Augenbrauenstift. Das ist eine Kosmetikwerbung.» Das alles verwirrte mich sehr. Sie schminkt sich ihr Gesicht? Sie trägt Lippenstift auf? Sie trägt Augenbrauenstift auf?

Ich wandte mich an den Englisch sprechenden Mönch hinter mir und sagte: «Aber, warum will sie denn markieren, wo ihr Mund ist? Weiß sie das denn nicht?» Er lachte und sagte: «Manche dieser Frauen malen sich die Lippen rot oder orange an, das soll sie angeblich noch attraktiver machen. Und wenn sie das getan haben, machen sie noch etwas mit ihren Augenbrauen und vielleicht mit ihren Augenlidern. Und wenn sie damit fertig sind, dann tragen sie noch Puder auf ihrem Gesicht auf. Puder in den verschiedensten

Farben.» Das kam mir alles sehr seltsam vor, und ich sagte: «Aber warum hat sie nicht ein Kleid an, das den oberen Teil ihres Körpers bedeckt?» Alle lachten über mich, doch jeder schaute ganz genau hin, um zu sehen, was ich meinte. Der Englisch sprechende Mönch lachte am lautesten von allen und sagte: «Wenn du diese Westler auf ihren Partys sehen könntest, dann würdest du feststellen, dass sie sehr wenig auf der Brust, aber sehr viel unterhalb der Taille tragen!»

Ich sann über diese Bilder nach und versuchte zu verstehen, worum es hier eigentlich ging. Ich begriff nicht, wie die Frau sich überhaupt fortbewegen konnte in einem solch unbequemen Kleid. Sie schien keine Füße zu haben, denn der Stoff reichte bis zum Boden und lag als Schleppe hinter ihr. Aber bald vergaß ich das alles, als ich hörte, dass der Englisch sprechende Mönch noch anderes aus den Zeitschriften berichtete.

«Schaut euch dies an. Das Datum zeigt 1915. Im Westen ist ein großer Krieg im Gange und er wird die ganze Welt erfassen. Die Leute kämpfen und töten einander und sie heben Gräben aus und bleiben in diesen Gräben, und wenn es regnet, ertrinken sie beinahe.»

«Worum geht es in diesem Krieg?», fragte ein anderer Mönch.

«Oh, egal, worum es in diesem Krieg geht, die westlichen Menschen brauchen keinen Grund, um zu kämpfen, sie kämpfen einfach.» Er drehte ein paar Zeitschriften um und stieß auf eine andere. Es zeigte eine höchst bemerkenswerte Sache. Es schien eine große Eisenkiste zu sein, und laut den Bildern rollte sie über den Boden und über Soldaten hinweg, die zu fliehen versuchten. «Das», erklärte der Englisch sprechende Mönch, «ist die neueste Erfindung. Sie wird Panzer genannt und könnte kriegsentscheidend sein.»

Wir schauten hin und wir dachten an den Krieg, wir dachten an die vielen traumatisierten Seelen, wenn ihre physischen Körper zerstört wurden. Ich dachte an die vielen Weihrauchstäbchen, die abgebrannt werden müssten, um all diesen umherirrenden Seelen zu helfen.

«Die Briten stellen ein weiteres Bataillon Gurkhas auf, wie ich sehe», sagte der Englisch sprechende Mönch, «doch sie denken nie daran, Tibet um spirituelle Hilfe zu bitten.» Ich war eher froh, dass sie das nicht taten. Ich konnte keinen Sinn in all dem Töten, dem Blutvergießen und dem Leiden sehen. Es schien mir so töricht zu sein, dass erwachsene Menschen sich zankten und gleich handgreiflich werden mussten, nur weil die einen nicht gleicher Meinung wie die anderen waren. Ich seufzte und schüttelte verzweifelt den Kopf, wenn ich daran dachte, dass es mein unerfreuliches Schicksal war, später in die westliche Welt zu reisen. All das war vorherbestimmt. Meine Zukunft war mir mit äußerster Klarheit vorausgesagt worden, aber nichts von dem, was mir gesagt wurde, gefiel mir, es brachte zu viel Leid und zu viel Mühsal mit sich!

«Lobsang!», brüllte eine Stimme. Ich schaute auf. Dort stand der Friseurmönch und winkte mir, mich auf seinen dreibeinigen Stuhl zu setzen. Ich setzte mich hin. Er stellte sich hinter mich und hob das riesige Rasiermesser auf, mit dem er unsere Köpfe rasierte. Er benutzte natürlich keine Seife oder Wasser dazu. Er strich nur ein paar Mal mit dem Rasiermesser über ein Stück Stein, und packte dann mit seiner linken Hand fest meine Schläfen und begann mit der schmerzvollen Prozedur, die Stoppeln von meinem Schädel zu schaben. Keiner von uns mochte diese Prozedur. Wir erwarteten alle, mit einem blutenden, verschnippelten und abgesäbelten Kopf zu enden. Wie auch immer, Tibeter sind keine Weichlinge, sie laufen nicht gleich beim ersten Anzeichen von Schmerzen schreiend davon. So saß ich da, währenddem der Friseurmönch unentwegt auf meinem Kopf herumschabte. «Ich glaube, ich sollte dir den Nacken auch gleich herausputzen, nicht wahr?», sagte er. «Ich habe gehört, dass dein Mentor zurückgekehrt ist, und du möchtest bestimmt gleich loslaufen, stimmt's?» Damit drückte er mir den Kopf beinahe bis zwischen meine Knie, und dann schabte er mir die noch längeren Haare im Nacken weg und die ganze Zeit blies er mich an. Er blies mir die abgeschnittenen Haare weg, und jedes Mal, wenn ich den richtigen Augenblick vermutete, hielt ich den Atem an, weil sein Atem, nun ja, nicht gerade

angenehm war. Offenbar hatte er verfaulte Zähne oder so. Schließlich beendete er seine Schaberei und wir begannen das Blut von den zahlreichen Kratzern wegzuwischen. Jemand sagte: «Die schnellste Methode, um das Blut zu stoppen, ist, ein Stück Papier auf jeden Kratzer zu kleben. Lasst uns das versuchen.» So endete es damit, dass ich wie eine Vogelscheuche aussah mit all den kleinen dreieckigen Papierschnipseln, die auf jeder blutenden Stelle klebten.

Ich hatte eine Zeit lang nichts Besseres zu tun, deshalb blieb ich im Raum des Friseurmönchs und hörte den Gesprächen zu. Es schien, dass in der westlichen Welt die Dinge nicht gerade zum Besten standen. Es schien, dass die Welt im Begriff war, in Flammen aufzugehen. Es schien sowohl in Russland als auch in England Schwierigkeiten zu geben und auch das irische Volk machte einen Aufstand – nur wir Tibeter waren friedlich. Ich verstummte, als ich mich an die Prophezeiungen erinnerte, die Jahrhunderte zuvor über Tibet gemacht worden waren. Ich wusste, dass wir Tibeter auch in unserer Zeit, sogar noch zu meinen Lebzeiten, mit unseren eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würden. Ich wusste auch, dass unser geliebter Dalai Lama der letzte wirkliche Dalai Lama sein würde, und obwohl es noch einen weiteren geben würde, würde er nicht die gleiche spirituelle Bedeutsamkeit haben.

Gemächlich blätterte ich eine Seite um und sah ein höchst außergewöhnliches Bild. Es schien etwas zu sein, das aus vielen Kisten bestand, aus deren Seiten Stücke herausgeschnitten waren und aus diesen schauten Menschengesichter heraus. Die Kisten waren alle miteinander verbunden, und sie schienen von einem Monster entlanggezogen zu werden, das Rauch ausstieß. Unter den Kisten befanden sich kreisförmige Dinger, und zwischen ihnen schienen zwei Linien zu verlaufen. Ich konnte überhaupt nicht erahnen, was das war, denn zu der Zeit wusste ich noch nicht, dass es Räder waren und dass das, was ich sah, eine Eisenbahn war, da in Tibet die einzigen Räder die Gebetsmühlen waren. Ich wandte mich an den Englisch sprechenden Mönch und zupfte ihn an seiner Robe. Endlich beachtete er mich und drehte

sich zu mir um, und ich bat ihn, mir zu sagen, was da geschrieben stand. Er übersetzte mir, dass es ein britischer Truppenzug sei, der Soldaten auf das Schlachtfeld nach Flandern brachte.

Ein weiteres Bild faszinierte und begeisterte mich auf unbeschreibliche Weise. Es war eine Konstruktion, die wie ein Drachen aussah, aber ohne Schnur, die ihn mit dem Boden in Verbindung hielt. Dieser Drachen schien ein mit Stoff bespanntes Gerüst zu sein, und an der Vorderseite schien sich etwas zu drehen, und ich sah, dass sich zwei Personen in diesem Drachen befanden, eine vorne und eine dicht dahinter. Der sehr freundliche, Englisch sprechende Mönch erklärte mir, dass dies ein Flugzeug war – ein Ding, von dem ich noch nie zuvor gehört hatte. Ich beschloss, sollte ich jemals vom Lamakloster oder vom Orden ausgeschlossen werden, würde ich kein Fährmann werden, sondern einer jener, die diese seltsamen Drachen flogen, die es im Westen gab. Und dann, als ich die Seiten weiterblätterte, sah ich noch ein anderes Ding. Ein Ding, das mich eine ganze Weile sprachlos machte, und das war schon eine Leistung an sich, denn dieses Ding schien eine lange Röhre zu sein, die mit Stoff oder irgendeinem Material versehen war. Das Bild zeigte, wie es über eine Stadt flog und große schwarze Dinger auf die Stadt fallen ließ. Weitere Bilder zeigten das Auftreffen der schwarzen Dinger und einen Blitz und Zerstörung, als die Gebäude in die Luft flogen. Der Mönch erzählte mir, dass es sich um einen Zeppelin handelte, der zur Bombardierung Englands eingesetzt wurde, und dass eine Bombe ein mit Sprengstoff gefüllter Metallkanister war, der bei der Landung alles in seinem Weg in die Luft sprengte. Ich hatte den Eindruck, dass diese Zeitschriften nichts mit Frieden zu tun hatten, sondern sich nur mit Krieg beschäftigten. Ich dachte, dass ich nun genug von diesen Bildern gesehen hatte, die lediglich dazu dienten, die bösen Neigungen der Menschen zu entfachen. So legte ich die Zeitschriften hin, bedankte mich bei dem Englisch sprechenden Mönch und beim Friseurmönch und machte mich wieder auf den Weg hinauf in den Schlafsaal. Ich wusste, dass ich bald einen Boten erwarten konnte.

Der Tag schlich nur langsam vorbei. Einmal mehr war Zeit für Tsampa. Ich ging hinunter in die Speisehalle und nahm meine Mahlzeit mit den anderen ein. Doch ich musste gestehen, der Tag war endlos, einfach endlos. Ich hatte wenig Appetit, doch ich dachte, ich sollte die Gelegenheit nutzen und noch etwas essen, solange ich noch Zeit dazu hatte. Nachdem ich meine Schale gereinigt hatte, verließ ich den Speisesaal und machte mich auf den Weg wieder hinauf in den Schlafsaal. Einige Zeit stand ich da und schaute aus dem Fenster und beobachtete das geschäftige Treiben rund um unsere Gebäude.

Kapitel 10

Bald darauf kam ein Junge in unseren Flur und rief: «Lobsang! Lobsang!» Ich hastete quer durch den Raum und traf ihn an der Tür, als er gerade eintreten wollte. «Puh!», rief er aus und wischte sich den eingebildeten Schweiß von der Stirne, «ich habe dich überall gesucht. Hast du dich versteckt oder so? Dein Mentor will dich sehen.»

«Wie sieht er aus?», fragte ich ihn ganz besorgt.

«Wie er aussieht? Wie er aussieht? Was erwartest du denn, wie er aussieht? Du hast ihn doch erst vor ein paar Tagen gesehen. Was ist eigentlich los mit dir, fehlt dir etwas?» Der Junge zog wieder ab und murmelte: «Blöder …», vor sich hin. Ich wandte mich ab, rückte meine Robe zurecht und vergewisserte mich, dass meine Schale und das Amulettkästchen an ihrem Platz waren. Dann ging ich den Korridor hinauf.

Es war eine Freude, die Unterkünfte der Jungen mit ihren kalkverschmierten Wänden zu verlassen und das viel schmuckvollere Lamaquartier zu betreten und während ich leise entlangschlenderte, konnte ich in die meisten Räume hineinsehen, an denen ich vorbeiging. Die meisten Lamas hielten ihre Türe offen. Hier hielt ein alter Mann seine Gebetskette und rezitierte endlos: «Om! Mani padme hum!» Ein anderer legte ehrfürchtig die Seite eines sehr, sehr alten Buches um und suchte unablässig nach einer weiteren Bedeutung der Schrift. Es machte mir zu schaffen, wie diese alten Männer versuchten «zwischen den Zeilen» zu lesen und Botschaften aus den Schriften herauszulesen, die von vornherein nicht dort geschrieben standen. Dann traten sie plötzlich an die Öffentlichkeit mit einer «neuen Interpretation der Schrift von Lama Soundso». Ein sehr betagter Mann mit einem widerspenstigen weißen Bart drehte behutsam eine Gebetsmühle und summte leise vor sich hin. Wieder ein anderer eiferte mit sich selbst und übte für die bevorstehende theologische Debatte, in der er die Hauptrolle übernehmen sollte.

«Komm nicht her und mach meinen sauberen Fußboden schmutzig, du kleiner Knirps!», sagte ein gereizter alter Reinemachermönch, während er sich auf seinen Besen stützte und mich böse ansah. «Ich arbeite hier nicht den ganzen Tag für solche wie dich!»

«Geh und spring aus dem Fenster, Alter!», sagte ich unwirsch, als ich an ihm vorbeiging. Er streckte sich und versuchte mich zu packen, stolperte aber über seinen langen Bürstenstiel und fiel mit einem dumpfen Aufprall auf den Boden. Ich beschleunigte meine Schritte, um ein gutes Stück voraus zu sein, bevor er wieder auf die Beine kam. Niemand nahm Notiz davon, die Gebetsmühlen summten und klapperten unbeirrt. Der Vortragende sprach noch immer und die Stimmen rezitierten noch immer ihre Mantras.

In einem nahen Raum räusperte sich ein alter Mann mit schrecklichen Geräuschen. «Hrruk! Hrruk! Uahha!», fuhr er fort in seinen endlosen Versuchen, sich Erleichterung zu verschaffen. Ich ging weiter. Diese Korridore waren lang. Ich musste von den Unterkünften der niedrigsten Stufen des lamaistischen Lebens bis fast zu den höchsten hinaufgehen, bis zu den Räumen der hochrangigen Lamas. Je mehr ich mich der «besseren» Gegend näherte, desto mehr Türen waren geschlossen. Schließlich bog ich vom Hauptkorridor ab und betrat ein kleines Nebengebäude, das Domizil der Spezialisten. Hier in diesem Ehrenquartier residierte mein Mentor, wenn er sich im Potala aufhielt.

Mit schnell schlagendem Herzen blieb ich vor seiner Türe stehen und klopfte. «Komm herein!», sagte eine mir vertraute und geliebte Stimme. Ich ging hinein und machte meine rituellen Verbeugungen vor der strahlenden Persönlichkeit, die mit dem Rücken gegen das Fenster saß. Der Lama Mingyar Dondup lächelte mich freundlich an und musterte mich eingehend, um zu sehen, wie ich mich die letzten sieben oder wie viele Tage es auch immer waren, durchgeschlagen hatte. «Setz dich, Lobsang, setz dich!», sagte er und zeigte auf ein Kissen, das vor ihm lag. Eine Weile saßen wir da, während er mir Fragen stellte. Einige davon waren gar nicht so leicht zu beantworten! Dieser großartige Mann erfüllte mich immer mit den tiefsten Gefühlen der

Liebe und Verehrung. Ich wünschte mir nichts mehr, als ständig in seiner Gegenwart zu sein.

«Der Erhabene ist sehr zufrieden mit dir», bemerkte er und fügte so nebenbei hinzu, «und ich finde, das sollte irgendwie gefeiert werden.» Er streckte seine Hand aus und läutete seine kleine Silberglocke. Ein Bedienungsmönch trat ein und brachte einen niederen Tisch, einen dieser kunstvoll geschnitzten Tische, die mit vielen Farbanstrichen versehen waren. Ich hatte immer Angst, diese leidigen Dinger zu zerkratzen oder zu beschmutzen. Der Tisch wurde auf die rechte Seite meines Mentors gestellt. Er lächelte mich an. Der Lama wandte sich an den Bedienungsmönch und sagte: «Haben Sie den gewöhnlichen Tisch für Lobsang auch bereit?»

«Ja, Herr», erwiderte der Mann, «ich werde ihn gleich holen.» Er ging weg und kam bald darauf mit einem sehr schlichten Tisch zurück, der die beste aller «Verzierungen» hatte – er war mit allerlei Naschereien von Indien beladen. Süße, klebrige Kuchen, die mit einer Art Sirup überzogen waren, der dann mit Zucker bestreut wurde, eingelegte Walnüsse, spezielle Kastanien, die von einem weit entfernten Land hierhergebracht wurden, und noch vieles mehr, das mein Herz erfreute. Der Bedienungsmönch lächelte leicht, als er noch ein großes Glas Kräuter neben mich stellte, die wir bei Verdauungsbeschwerden verwendeten.

Ein weiterer Bedienungsmönch kam mit kleinen Tassen und einer großen Kanne voll dampfendem indischem Tee herein. Auf ein Zeichen meines Mentors zogen sie sich zurück, und ich hatte eine angenehme Abwechslung von Tsampa! Ich machte mir nicht die Mühe, an die anderen Akoluthen zu denken, die wahrscheinlich in ihrem Leben noch nie etwas anderes als Tsampa gegessen hatten. Ich wusste sehr wohl, dass wahrscheinlich Tsampa ihre einzige Nahrung bleiben würde, solange sie lebten. Ich beschwichtigte mein Gewissen mit den Gedanken, dass sie unzufrieden sein würden, wenn sie plötzlich auf den Geschmack dieser exotischen Speisen aus Indien kommen würden. Ich wusste, dass mir harte Zeiten im Leben bevorstanden und dass es bald ganz andere Nahrung für mich geben würde. Also dachte ich in

meiner kindlichen Selbstgefälligkeit, dass es nicht verkehrt sei, einen Vorgeschmack auf die angenehmen Dinge zu haben, um die unangenehmen Dinge zu kompensieren, die ich bereits erlitten hatte. So aß ich seelenruhig mehr, als ich hätte essen sollen. Mein Mentor schwieg und alles, was er zu sich nahm, war Tee – die indische Sorte. Doch schließlich, mit einem höchst bedauerlichen Seufzen, stellte ich fest, dass ich keinen Krümel mehr herunterbringen konnte. Allein schon der Anblick dieses elenden Essens begann mir zu widerstreben und veränderte meine Ansicht komplett. Es fühlte sich an, als würden Feinde in mir kämpfen. Ich bemerkte, dass gewisse leidige Stücke vor meinen Augen trieben. Ich konnte nicht noch mehr essen und musste mich schon bald an einen «anderen Ort» begeben, denn das Essen hatte meinen Magen ziemlich schmerzhaft ausgedehnt!

Als ich etwas bleicher, erheblich leichter und etwas zittriger zurückkam, saß mein Mentor immer noch gelassen und freundlich da. Er lächelte mich an, als ich mich setzte und sagte: «Nun! Jetzt hast du Tee gehabt und den meisten davon wieder hergeben müssen. Doch zumindest hast du noch die Erinnerung daran und das könnte dir vielleicht helfen. Wir werden nun über verschiedene Dinge sprechen.» Ich machte es mir so bequem wie möglich. Seine Augen schweiften umher, zweifellos fragend, wie es um meine Verletzungen stand, dann sagte er: «Ich hatte ein Gespräch mit dem Erhabenen, der mir von deinem, ähm, ‹Flug› auf das goldene Dach berichtet hat. Seine Heiligkeit hat mir alles erzählt. Er schilderte mir, was er gesehen hatte, und sagte mir, dass du die Wegweisung riskiert hast, indem du die Wahrheit gestanden hast. Er ist äußerst zufrieden mit dir und den Berichten, die er über dich erhalten hat. Er ist auch sehr zufrieden von dem, was er gesehen hat, denn er hat dich beobachtet, wie du nach mir Ausschau hieltest. Und nun habe ich spezielle Anweisungen von ihm für dich erhalten.»

Der Lama blickte mich an und lächelte leicht, offenbar belustigt über meinen Gesichtsausdruck, von dem ich wusste, dass er mir im Gesicht geschrieben stand. Noch mehr Schwierigkeiten, dachte ich, noch mehr Leidensgeschichten, noch mehr Entbehrungen, die ich jetzt ertragen musste,

damit sie mir in Zukunft nicht mehr so schlimm erschienen. Ich habe die Nase voll von Entbehrungen, dachte ich. Warum kann ich nicht wie einer dieser Leute sein, die diese Drachen in einer Schlacht flogen oder die eine dieser donnernden Dampfkisten mit den vielen Soldaten darin fuhren? Ich dachte auch, ich wäre lieber für eines dieser Metalldinger verantwortlich, die auf dem Wasser schwammen und die viele Menschen zwischen den Ländern hin und her transportierten. Dann schweifte meine Aufmerksamkeit ab, und ich dachte über die Frage nach, wie sie denn aus Metall sein konnten? Jeder wusste doch, dass Metall schwerer war als Wasser und folge dessen sinken würde. Die Sache musste einen Haken haben. Ich kam zu dem Schluss, dass sie gar nicht aus Metall sein konnten. Der Mönch, der mir das gesagt hatte, musste mir einen Bären aufgebunden haben. Ich schaute auf, als mein Mentor laut lachte. Er hatte meine Gedanken telepathisch mitverfolgt und sich köstlich darüber amüsiert.

«Diese Drachen sind Flugzeuge, die Dampfmaschine ist eine Eisenbahn und diese Eisenkisten sind Schiffe und ja, Schiffe aus Metall schwimmen tatsächlich. Ich werde dir das alles später erklären, doch im Augenblick haben wir anderes zu besprechen.» Er läutete erneut seine Glocke, und der Bedienungsmönch kam herein und entfernte den Tisch, der vor mir stand und lächelte wehmütig über die Verwüstung, die ich mit dem Essen aus Indien angerichtet hatte. Mein Mentor bat um noch mehr Tee, und wir warteten, bis uns der Frische gebracht wurde. «Ich ziehe den indischen Tee dem Chinesischen vor», sagte mein Mentor. Ich stimmte ihm zu. Chinesischer Tee hat mir nie wirklich geschmeckt, ich wusste nicht warum, denn ich war eigentlich mehr an chinesischen Tee gewöhnt, doch der indische Tee schien viel bekömmlicher zu sein. Unsere Diskussion über den Tee wurde unterbrochen durch den Bedienungsmönch, der uns Nachschub brachte. Er ging wieder, während mein Mentor frischen Tee in die Tassen goss.

«Seine Heiligkeit hat mir mitgeteilt, dass du von den gewöhnlichen Standardklassen abgezogen wirst. Stattdessen wirst du in ein Zimmer neben meinem einziehen, und du wirst von mir und den führenden Lamaspezialisten

unterrichtet werden. Du hast die Aufgabe, viel von dem alten Wissen zu bewahren, und später wirst du viel von diesem Wissen niederschreiben müssen, denn unsere allerbesten Seher haben die Zukunft von unserem Land vorausgesagt. Sie sagen, dass wir überfallen werden und dass vieles, was sich in diesem Lamakloster und anderen befindet, verwüstet und zerstört werden wird. Dank der Weisheit des Erhabenen werden bereits gewisse Niederschriften kopiert, sodass die Kopien hierbleiben und mit zerstört werden. Die Originale hingegen werden weit, weit weggebracht, wo kein Invasor sie erreichen kann. Zuerst aber musst du umfassend in der Kunst der Metaphysik unterrichtet werden.»

Er hörte auf zu sprechen, erhob sich und ging in das angrenzende Zimmer hinüber. Ich hörte ihn herumhantieren. Dann kam er zurück und brachte ein einfaches hölzernes Kästchen mit und stellte es auf den verzierten Tisch. Er setzte sich wieder vor mich hin und schwieg einige Augenblicke.

«Vor vielen, vielen Jahren waren die Menschen ganz anders als heute. Damals konnten die Menschen noch auf die Naturgesetze zurückgreifen und Sinne benutzen, die sie nunmehr verloren haben, außer in ganz bestimmten, sehr seltenen Fällen. Vor vielen Jahrhunderten waren die Menschen noch telepathisch und hellsichtig. Doch durch den Gebrauch dieser Kräfte für böse Zwecke hat die ganze Menschheit diese Fähigkeiten verloren. Diese ganzen Kräfte sind nun verkümmert. Und noch schlimmer ist, dass die Menschen heute generell die Existenz solcher Kräfte leugnen. Du wirst feststellen, dass es nicht sehr ratsam ist, über das Hellsehen, das Astralreisen, die Levitation oder die Telepathie zu sprechen, wenn du dich in verschiedene andere Länder begibst, nachdem du Tibet und Indien verlassen hast. Die Leute werden nur sagen: ‹Beweise es, beweise es, du sprichst in Rätsel. Du erzählst Unsinn. Solche Dinge wie dieses oder jenes gibt es nicht, denn wenn es das gäbe, dann hätte es die Wissenschaft schon entdeckt.›»

Er zog sich einen Augenblick in sich selbst zurück und eine Verstimmung überzog sein Gesicht. Er war weit gereist, und obwohl er immer noch jung aussah, nun, eigentlich sah er zeitlos aus, konnte man nicht sagen, ob er ein alter oder ein junger Mann war. Seine Muskeln waren fest und sein Gesicht beinahe faltenlos. Er strahlte Gesundheit und Vitalität aus, und doch wusste ich, dass er weit gereist war bis ins ferne Europa. Er reiste auch nach Japan, China und Indien. Ich wusste auch, dass er höchst erstaunliche Erfahrungen gemacht hatte. Manchmal, wenn er dasaß, sah er sich einige dieser Zeitschriften an, die ihm über die Berge von Indien gebracht wurden, und dann seufzte er bedauernd über die Torheit der sich bekriegenden Menschen. Es gab eine bestimmte Zeitschrift, die ihn wirklich interessierte, und wann immer er konnte, ließ er sie sich aus Indien bringen. Es handelte sich um eine besondere Zeitschrift namens «London Illustrated». Ich fand, dass einige Exemplare dieser Zeitschrift eine großartige Informationsquelle waren. Sie lieferte mir Bilder von Dingen, die ich nicht verstehen konnte. Ich interessierte mich für die so genannte «Werbung», und wann immer ich konnte, versuchte ich die Bilder zu deuten, und wenn sich die Gelegenheit bot, suchte ich jemanden auf, der diese seltsame Sprache gut genug beherrschte, um mir den Text zu übersetzen.

Ich saß da und schaute meinen Mentor an. Gelegentlich schaute ich auf das hölzerne Kästchen, das er mitgebracht hatte, und ich fragte mich, was es wohl enthalten könnte. Es war ein Kästchen aus einem mir unbekannten Holz. Es hatte acht Ecken, sodass es fast schon wieder wie rund aussah. Ich saß eine Weile da und fragte mich, was es damit auf sich hatte. Was befand sich in ihm? Warum schwieg er so plötzlich? Dann fing er an zu sprechen: «Lobsang, du musst deinen sehr hohen Grad an natürlicher Hellsichtigkeit zu einer noch höheren Stufe entwickeln, und das erste, was du tun musst, ist, das hier kennenzulernen.» Nur kurz deutete er auf das achteckige hölzerne Kästchen, so als ob das alles erklären würde, aber es führte mich nur noch tiefer in den Zustand der Verwirrung. «Ich habe hier ein Geschenk, das dir im Auftrag des Erhabenen selbst überreicht werden soll. Es wird dir

übergeben, um es zu gebrauchen und mit ihm kannst du sehr viel Gutes tun.»

Er lehnte sich vor, hob mit beiden Händen das hölzerne Kästchen auf und betrachtete es einige Augenblicke, bevor er es mir in die Hände gab. Er übergab es mir sehr vorsichtig und behielt seine Hände in der Nähe, falls ich, wie ein Junge manchmal ist, ungeschickt sein und es fallen lassen sollte. Es hatte ein erstaunliches Gewicht, und ich vermutete, dass sich ein Stein darin befinden müsse, um so schwer zu sein.

«Öffne es, Lobsang», sagte der Lama Mingyar Dondup, «sonst wirst du nie erfahren, was sich darin befindet, wenn du dir das Kästchen nur ansiehst.»

Stumm drehte ich das Ding in meinen Händen um. Ich wusste kaum, wie ich es öffnen sollte, weil es achteckig war und ich nicht sehen konnte, wie der Deckel angebracht war. Doch dann fasste ich den oberen Teil und machte irgendwie eine halbe Umdrehung. Der obere gewölbte Teil löste sich in meinen Händen. Ich schaute ihn mir an und es war nur ein Deckel, also legte ich ihn neben mir ab, während ich meine Aufmerksamkeit auf das richtete, was sich in diesem Kästchen befand. Alles, was ich sehen konnte, war nur ein Stück Stoff. Ich griff danach und wollte es herausnehmen, doch das Gewicht war erstaunlich. Ich breitete vorsichtig meine Robe aus, damit nichts Loses auf den Boden fallen konnte. Dann hielt ich meine Hände über das Kästchen und drehte es um und nahm das Gewicht des Inhalts auf meine Finger. Ich stellte das nun leere Kästchen hin und widmete meine ganze Aufmerksamkeit dem runden Objekt, das in einem tiefschwarzen Tuch eingewickelt war.

Als meine geschäftigen Finger das Objekt auswickelten, hielt ich in faszinierter Ehrfurcht den Atem an. Vor mir enthüllte sich nun eine wunderschöne völlig makellose Kristallkugel. Sie war tatsächlich aus Kristall, nicht wie die Glaskugeln, die die Wahrsager verwendeten. Doch diese Kristallkugel war so rein, dass man kaum sehen konnte, wo sie begann und wo sie endete. Sie war fast eine Kugel aus Nichts, als ich sie so in den Händen hielt,

das heißt, abgesehen vom Gewicht, und das Gewicht war beachtlich. Sie wog so viel wie ein Stein von derselben Größe.

Mein Mentor sah mich an und lächelte. Als meine Augen die seinen trafen, sagte er: «Du hast das richtige Gespür dafür, Lobsang, du hältst sie auf die richtige Weise. Nun musst du sie waschen, bevor du sie benutzen kannst, und auch deine Hände musst du waschen!»

«Sie waschen, ehrwürdiger Lama!», sagte ich erstaunt. «Wozu soll ich sie denn waschen? Sie ist doch vollkommen klar und sauber.»

«Ja, aber es ist notwendig, dass jede Kristallkugel gewaschen wird, sobald sie die Hände wechselt. Zuerst habe ich die Kristallkugel berührt, dann hatte der Erhabene sie in seinen Händen, und schließlich war sie erneut in meinen Händen. Du willst doch sicher nicht in meiner Vergangenheit oder in meiner Zukunft herumforschen, und es ist selbstverständlich verboten, die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft des Erhabenen zu erforschen. Deshalb geh in den anderen Raum», er zeigte mit der Hand in die Richtung, in die ich gehen sollte, «und wasche dir die Hände, dann wasche die Kristallkugel und vergewissere dich, dass du fließendes Wasser über sie laufen lässt. Ich werde hier warten, bis du fertig bist.»

Sehr vorsichtig wickelte ich die Kristallkugel wieder ein. Erhob mich von meinem Sitzkissen, auf dem ich gesessen hatte und legte die Kristallkugel in dessen Mitte, sodass sie nicht zu Boden fallen konnte. Als ich mehr oder weniger sicher auf meinen Beinen stand, griff ich nach dem im Stoff eingewickelten Bündel, hob es auf und verließ das Zimmer. Es war ein wunderschönes Ding, das ich im Wasser hielt. Als ich mit meinen Händen unter dem Wasser darüberstrich, schien sie vor Leben zu schimmern. Sie fühlte sich an, als ob sie ein Teil von mir wäre, als ob sie schon mir gehörte, was ja tatsächlich auch der Fall war. Ich legte sie behutsam beiseite, wusch mir gründlich die Hände und achtete darauf, dass ich reichlich feinen Sand verwendete. Anschließend spülte ich die Kristallkugel erneut ab, während ich sie unter einen gekippten Krug hielt. Das Wasser spritzte über sie und erzeugte einen kleinen Regenbogen, als die Tropfen vom einfallenden

Sonnenlicht getroffen wurden. Mit der sauberen Kristallkugel und auch sauberen Händen kehrte ich in das Zimmer meines Mentors zurück.

«Du und ich werden uns in der Zukunft viel näher sein. Wir werden Tür an Tür wohnen, denn der Erhabene hat das so angeordnet. Nach dieser Nacht wirst du nicht mehr im Schlafsaal schlafen. Vorkehrungen werden getroffen, dass du, wenn wir morgen ins Chakpori zurückkehren, ein Zimmer neben meinem haben wirst. Du wirst sowohl mit mir studieren als auch mit anderen gelehrten Lamas, die viel gesehen und viel geleistet haben und in der Astralwelt gereist sind. Du wirst deine Kristallkugel auch in deinem Zimmer aufbewahren und niemand darf sie berühren, weil es ihr einen anderen Einfluss verleihen würde. Nun bewege dein Kissen ein wenig und setze dich mit dem Rücken zum Licht.»

Ich rutschte herum und setzte mich mit dem Rücken zum Licht. Ich saß recht nahe am Fenster und hielt vorsichtig die Kristallkugel in meinen Händen. Doch mein Mentor war noch nicht zufrieden. «Nein, nein, vergewissere dich, dass kein Lichtstrahl auf die Kristallkugel fällt, denn wenn das der Fall ist, bewirkst du eine störende Reflexionen in ihr. Es ist notwendig, dass sich keine Lichtpunkte in der Kristallkugel zeigen, stattdessen musst du dich ihr bewusst sein, aber nicht ihres genauen Umfangs.» Er erhob sich und zog eine Ölseidengardine vor das Fenster, die das Sonnenlicht dämpfte und den Raum in einen blassblauen Schein tauchte, fast so, als wäre die Dämmerung über uns hereingebrochen.

Es sollte noch erwähnt werden, dass wir in Lhasa sehr wenig Glas hatten, oder besser gesagt, sehr wenig Glas in Tibet, denn alles Glas musste auf dem Rücken der Händler oder auf dem Rücken ihrer Lasttiere über die Berge gebracht werden, und bei den plötzlichen Stürmen, die unsere Stadt heimsuchten, würde das Glas sofort von den windgetragenen Steinen zu Bruch gehen. Deshalb hatten wir Fensterläden aus verschiedenen Materialien. Einige waren aus Holz und andere waren aus Ölseide oder ähnlichem Material, das den Wind und den Staub abhielt, doch die Ölseide war am besten, da sie das Sonnenlicht gedämpft durchließ.

Schließlich befand ich mich in der Position, von der mein Mentor annahm, die richtige zu sein. Ich saß mit angezogenen Beinen unter mir da, nicht in der Lotosposition, weil meine Beine dafür zu sehr verletzt waren. Also saß ich mit angezogenen Beinen unter mir da und meine Füße ragten auf der rechten Seite heraus. Auf meinem Schoss hielten meine schalenförmigen Hände die Kristallkugel, sodass ich meine Hände unter den Seitenrundungen der Kugel nicht sehen konnte. Mein Kopf war geneigt und ich musste auf oder in die Kristallkugel schauen, ohne wirklich etwas zu fokussieren. Um richtig in die Kristallkugel zu schauen, fokussierte man stattdessen einen Punkt in der Unendlichkeit, denn wenn man direkt auf die Kristallkugel schaute, dann fokussierte man ganz automatisch einen Fleck oder ein Stäubchen oder eine Reflexion, und das zerstörte für gewöhnlich den gewünschten Effekt. Mir wurde also beigebracht, immer einen Punkt in der Unendlichkeit zu fokussieren, während ich scheinbar durch den Kristall hindurchblickte.

Das erinnerte mich an meine Erfahrung im Tempel, als ich die wandernden Seelen gesehen hatte, die in Scharen daherkamen, und wo die neun Lamas ihre Gesänge vortrugen und jede Erwähnung mit einem Weihrauchstäbchen und dem Läuten der Silberglocke unterstrichen.

Mein Mentor sah mich lächelnd an und sagte: «Nun im Augenblick haben wir keine Zeit für Kristallschauen oder Hellsehen, denn das wird dir noch richtig beigebracht, und dies ist ein Fall von ‹Eile mit Weile›. Du musst lernen, wie man dieses Ding richtig hält, so wie du das jetzt schon richtig tust, aber du musst noch die verschiedenen Haltemethoden für unterschiedliche Anlässe kennenlernen. Wenn man etwas über weltliche Angelegenheiten erfahren möchte, dann benutzt man die Kristallkugel auf einem Ständer, oder wenn du etwas über einen einzelnen Menschen erfahren möchtest, dann übergibst du die Kristallkugel dem Fragesteller und lässt sie ihn zuerst halten, dann nimmst du sie ihm wieder ab, und wenn du gut ausgebildet bist, kannst du das sehen, was er wissen möchte.»

Genau in diesem Augenblick brach ein Höllenlärm über uns los. Da war der tiefe, disharmonische Klang der Schneckenhörner zu vernehmen, wie brüllende Yaks auf den Weiden. Ein klagender Klang, der die Tonleiter auf und ab eierte, wie ein überaus fetter Mönch, der entlangzuwatscheln versuchte. Ich konnte in den Schneckenhörnern nie irgendwelche Musik erkennen, andere konnten das, und sie sagten mir, das liege daran, dass ich kein Musikgehör hätte! Nach den Schneckenhörnern folgte das Geplärr der Tempeltrompeten und das Läuten der Glocken sowie das Schlagen der hölzernen Trommeln. Mein Mentor wandte sich an mich und sagte: «Nun, Lobsang, du und ich sollten besser zur Andacht gehen. Seine Heiligkeit wird anwesend sein, und es ist dem üblichen Anstand geschuldet, dass wir an unserem letzten Abend hier im Potala daran teilnehmen. Ich muss mich beeilen, und du kommst in deiner eigenen Geschwindigkeit nach.» Mit diesen Worten erhob er sich, klopfte mir auf die Schulter und eilte hinaus.

Sehr sorgfältig wickelte ich meine Kristallkugel ein, überaus sorgfältig. Dann legte ich sie mit größter Vorsicht zurück in das achteckige hölzerne Kästchen und stellte es auf den Tisch neben dem Platz meines Mentors. Danach folgte auch ich ihm den Korridor hinunter nach.

Akoluthen, Mönche und Lamas eilten aus allen Richtungen herbei. Es erinnerte mich an eine aufgescheuchte, entlanghastende Ameisenkolonie. Die Leute schienen es eilig zu haben, damit sie den besten Platz in relativer Nähe ihrer eigenen Gruppe erhaschen konnten. Ich war nicht in Eile, solange ich nur irgendwo sitzen konnte, ohne gesehen zu werden, das war alles, was ich wollte.

Der Klang der Schneckenhörner endete. Das Geplärr der Trompeten verstummte. Inzwischen hatte sich der Strom Menschen, die den Tempel betraten zu einem Tröpfeln verringert und ich fand mich am Ende folgend auch ein. Dies war der große Tempel, den der Erhabene persönlich besuchte, wenn er Zeit fand, sich von seinen weltlichen Pflichten zu befreien und sich unter die Lamas zu mischen.

Die großen Pfeiler, die das Dach trugen, schienen aufwärts in die Dunkelheit der Nacht zu ragen. Über uns hingen die immer allgegenwärtigen Weihrauchwolken, graue, blaue und weiße, sie wirbelten und vermischten sich, schienen sich aber dennoch nie auf irgendeinen bestimmten Farbton einzulassen. Denn all diese Weihrauchwolken schienen auf irgendeine Art ihre eigene Eigentümlichkeit zu bewahren.

Kleine Jungen mit brennenden Fackeln eilten herum und zündeten immer mehr Butterlampen an, die spuckten und zischten und dann in Flammen aufgingen. Da und dort befand sich eine Lampe darunter, die nicht richtig angezündet worden war, denn man musste zuerst die Butter schmelzen, damit sie flüssig wie Öl wurde, sonst verkohlte und schwelte der Docht, der eigentlich darin schwimmen sollte. Der dabei entstehende Rauch brachte uns dann zum Niesen.

Zuletzt brannten genügend Lampen und riesige Weihrauchstäbe wurden hergebracht. Auch sie wurden angezündet und dann ausgelöscht, sodass sie rot glühten und große dichte Rauchwolken verströmten. Als ich mich umschaute, sah ich all die Lamas in einer Gruppe in Reihen, die sich gegenübersaßen und die nächste Reihe saß Rücken an Rücken und so weiter, dann wieder sich gegenüber und die nächste Reihe war wieder Rücken an Rücken. Weiter außen saßen die Mönche in ähnlicher Weise, und dahinter die Akoluthen. Die Lamas hatten kleine Tische von etwa dreißig Zentimeter Höhe vor sich stehen, auf denen sich verschiedene kleine Gegenstände befanden, einschließlich der immer allgegenwärtigen Silberglocken. Einige hatten auch hölzerne Trommeln. Und später, als die Andacht begann und der Vorleser an seinem Lesepult stand, las er uns Passagen aus unseren Heiligen Büchern vor und die Lamas und Mönche sangen gemeinsam, und nach jeder vollendeten Passage läuteten die Lamas ihre Glocken, während andere mit den Fingern auf die Trommeln schlugen. Und immer wieder, um das Ende eines besonderen Abschnitts der Andacht anzuzeigen, erfolgte das Dröhnen der Schneckenhörner von irgendwo in der Entfernung, irgendwo in den düsteren Winkeln des Tempels. Ich schaute weiter zu. Doch das war für mich nur

ein Spektakel. Es war nur eine religiöse Disziplin. Ich beschloss, dass ich irgendwann, wenn ich Zeit hatte, meinen Mentor fragen würde, warum es überhaupt notwendig war, solche Zeremonien durchzuführen. Ich fragte mich, ob das die Menschen überhaupt besser machte, denn ich hatte schon so viele Mönche gesehen, die sich sehr fromm gaben und sehr hingebungsvoll ihre Andachten besuchten, doch abseits der Tempel und abseits der Andachten sadistische Tyrannen waren. Andere wiederum, die nie in die Nähe der Tempel gingen, waren gutherzig und rücksichtsvoll. Sie taten immer etwas, um den armen, verwirrten kleinen Jungen zu helfen, die nie wussten, was sie als nächstes tun sollten und immer Angst hatten, in Schwierigkeiten zu geraten. Denn so viele Erwachsene hatten es gehasst, wenn kleine Jungen sie etwas fragten.

Ich blickte in die Mitte des Tempels, ins Zentrum der lamaistischen Gruppe. Ich schaute auf unseren verehrten und geliebten Erhabenen, der gelassen und ruhig und mit einer sehr starken Aura der Spiritualität dasaß. Ich beschloss, dass ich jederzeit versuchen würde, ihn und meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, als Vorbild zu nehmen.

Die Andacht hielt an, und ich fürchte, dass ich hinter einem der Pfeiler eingeschlafen sein musste, weil ich nichts mehr wusste, bis ein lautes Glockengeläute ertönte und das Dröhnen der Schneckenhörner wieder einsetzte. Es folgten die Geräusche einer großen Gemeinschaft, die sich erhob und der undefinierbare Lärm, den viele Männer machen, wenn sie dem Ausgang zustreben. Also rieb ich mir mit den Handgelenken die Augen und versuchte einen intelligenten und wachen Eindruck zu machen, so als hätte ich aufmerksam zugehört.

Müde ging ich, wieder als Schlusslicht, in unseren allgemeinen Schlafsaal. Ich dachte, wie froh ich war, dass ich nach dieser Nacht nicht mehr mit einer ganzen Horde Jungen schlafen musste, die der Nacht ihr Schnarchen und ihr Weinen liehen. Nach dieser Nacht durfte ich allein schlafen.

Als ich mich im Schlafsaal in meine Wolldecke einwickeln wollte, versuchte ein Junge sich mit mir zu unterhalten. Er sagte, wie schön er es fände,

dass ich ein eigenes Zimmer bekommen würde. Doch mitten im Satz gähnte er heftig und sank einfach schlafend zu Boden. Ich ging zum Fenster hinüber, eingewickelt in meiner Wolldecke und schaute noch einmal in die sternengeschmückte Nacht hinaus, auf die Schneegischt, die es von den Bergspitzen losriss und wunderschön von den Strahlen des aufgehenden Mondes beleuchtet wurde. Dann legte auch ich mich hin und schlief und dachte an nichts mehr. Mein Schlaf war traumlos und friedlich.

Kapitel 11

Zusammen gingen wir die Korridore hinunter, bis wir schließlich den Innenhof erreichten, wo die Stallmönche bereits zwei Pferde bereithielten, eines für meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, und das andere für mich, den Bedauernswerten! Mein Mentor winkte einem Stallmönch, mir beim Aufsteigen behilflich zu sein, worüber ich froh war, denn meine Beine waren immer noch zu schwach dafür. Zwischen einem Pferd und mir herrschte nie eine Einigkeit. Immer wenn ich aufsteigen wollte, dann bewegte sich das Pferd und ich fiel zu Boden, oder wenn ich erwartete, dass sich das Pferd bewegte und ich im Laufschritt aufspringen wollte, dann bewegte es sich nicht und ich sprang direkt über die schreckliche Kreatur hinweg. Doch dieses Mal, mit der Entschuldigung meiner Beinverletzungen, wurde mir auf das Pferd geholfen. Doch unmittelbar tat ich etwas, das man nicht sollte! Ich ritt ohne meinen Mentor los. Er lachte schallend, als er mich sah. Er wusste, dass ich keine Kontrolle über das unglückliche Pferd hatte. Das Pferd lief einfach weiter aus dem Hof hinaus und den Pfad hinunter. Ich klammerte mich, um meines lieben Lebens willen an ihm fest, aus Angst ich könnte den Berghang hinabstürzen.

An der Außenmauer ritt ich rundum. Ein dickes freundliches Gesicht spähte aus einem Fenster direkt über mir und rief: «Auf Wiedersehen, Lobsang, komm bald wieder, wir erhalten nächste Woche frische Gerste. Gute Ware, besseres Zeug als das, was wir letzthin bekommen haben. Lass von dir hören und schau bei mir vorbei, sobald du kommst.» Der Kochmönch hörte ein weiteres Pferd kommen und seine Augen wandten sich nach links und er rief aus: «Oje! Oje! Du meine Güte, Ehrwürdiger Medizinlama, entschuldigen Sie vielmals!» Mein Mentor kam und der arme Kochmönch dachte, er hätte eine Ungehörigkeit begangen, doch das freundliche Lächeln meines Mentors beschwichtigte ihn bald wieder.

Ich ritt weiter den Berg hinunter. Mein Mentor lachte hinter mir. «Wir werden das Pferd für dich mit Leim bestreichen müssen, Lobsang», kicherte er. Ich schaute verdrießlich zu ihm zurück. Für ihn war das schon in Ordnung. Er war ein großer Mann, ungefähr einsneunzig groß und wog mehr als neunzig Kilogramm. Er hatte nicht nur Kraft, sondern auch Verstand. Ich zweifelte nicht daran, dass er, wenn er es gewollt hätte, das Pferd hätte aufheben und den Berg hinuntertragen können, anstatt dass das Pferd ihn trug. Ich dagegen fühlte mich wie eine Fliege auf dieser Kreatur. Ich hatte wenig Kontrolle über den Gaul und immer wieder ging er, aus einer widerspenstigen Laune heraus und weil er wusste, dass ich Todesängste ausstand, an den äußersten Rand des Pfades und starrte weit, weit hinunter in den Weidenhain und wieherte dabei, vermutlich aus lauter Vergnügen.

Wir erreichten den Talboden und ritten entlang der Dodpalstraße. Bevor wir uns jedoch weiter zum Chakpori aufmachten, mussten wir einen kurzen Abstecher zu einem Regierungsgebäude im Dorf Shö machen. Dort angekommen, band mein Mentor sehr fürsorglich mein Pferd an einen Pfosten, hob mich herunter und sagte: «Bleib in der Nähe, Lobsang, ich werde nicht länger als zehn Minuten weg sein.» Er hob eine Tasche auf und begab sich in eines der Gebäude und ließ mich auf einem Steinhaufen sitzen.

«Dort! Dort!», sagte eine bäuerliche Stimme hinter mir. «Ich sah den Lama mit der safrangelben Robe vom Pferd steigen und hier ist sein Junge, der auf die Pferde aufpasst. Wie geht es Ihnen, junger Herr?»

Ich schaute mich um und sah eine kleine Pilgergruppe. Sie streckten ihre Zungen in der traditionellen tibetischen Begrüßung heraus, wie es Untergebene gegenüber Höhergestellten taten. Meine Brust schwoll vor Stolz an und ich badete mich schamlos im Glanze, «der Junge des Lamas mit der safrangelben Robe zu sein».

«Oh!», erwiderte ich, «Sie sollten sich nie einem Priester so unerwartet nähern. Wir befinden uns immer in Meditation, wissen Sie, und ein so plötzlicher Schreck ist sehr schlecht für unsere Gesundheit.» Ich runzelte missbilligend die Stirne, während ich sie anblickte und fortfuhr: «Mein Meister

und Mentor, der Lama Mingyar Dondup, der Träger der safrangelben Robe, ist einer der bedeutendsten Lamas hier. Er ist eine sehr hohe Persönlichkeit, und ich empfehle Ihnen nicht, seinem Pferd zu nahe zu kommen, denn auch sein Pferd ist bedeutend, da es einen solch hochstehenden Reiter trägt. Doch geht jetzt weiter. Geht weiter und vergesst euren Rundgang auf der Ringstraße nicht, das wird euch viel Gutes bringen!» Damit wandte ich mich ab, in der Hoffnung, dass ich mich wie ein richtiger Mönch verhalten und einen guten Eindruck hinterlassen hatte.

Ein Kichern in der Nähe von mir ließ mich schuldbewusst aufblicken. Ein Händler stand dort und stocherte mit einem Strohhalm in seinen Zähnen herum, eine Hand an der Hüfte und die andere Hand fleißig in seinem Mund beschäftigt. Hastig schaute ich mich um und sah, dass die Pilger, wie angewiesen, ihren Rundgang fortgesetzt hatten.

«Nun? Was wünschen Sie?», sagte ich zu dem alten Händler, der mich mit zusammengekniffenen Augen ansah. Sein Gesicht wirkte furchig und von den Jahren gezeichnet. «Ich habe keine Zeit zu vergeuden!», sagte ich.

Der alte Mann lächelte freundlich. «Aber, aber, junger Herr, seid doch nicht so streng zu einem armen, alten Händler, der es so schwer hat, in diesen harten Tagen seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Hast du nicht vielleicht zufällig irgendwelche Dinge bei dir, irgendetwas, das du von dem großen Haus dort oben mitgebracht hast? Ich kann dir einen sehr guten Preis für abgeschnittene Haare von einem Lama anbieten oder für ein Stück Stoff aus der Robe eines Lamas. Einen noch besseren Preis kann ich dir für alles anbieten, was von einem der höheren Lamas gesegnet wurde, wie zum Beispiel von deinem Meister mit der safrangelben Robe. Sag schon, junger Herr, sag schon, bevor er zurückkommt und uns erwischt.»

Ich rümpfte die Nase, als ich ihn anblickte und dachte, nein, selbst wenn ich ein Dutzend Roben hätte, würde ich sie nicht verkaufen, damit diese Schwindler und Scharlatane mit den Dingen Geschäfte machen können. Gerade in diesem Augenblick sah ich zu meiner Freude meinen Mentor

kommen. Der alte Händler sah ihn auch und machte sich mit einem watschelnden Gang aus dem Staub.

«Wolltest du dich auf den Händler einlassen und ihm etwas abkaufen?», fragte mein Mentor.

«Nein, ehrwürdiger Herr Lehrer», erwiderte ich, «er hat versucht, mir etwas von Ihnen abzukaufen, irgendwelchen Krimskrams, Haare, Robenklammern oder irgendetwas, von dem er dachte, dass ich es von Ihnen hätte stehlen können.» Der Lama Mingyar Dondup lachte, doch es war ein eher betrübtes Lachen, während er sich umdrehte und dem Händler nachschaute, der nun nicht mehr bummelte, sondern sich eilig davonmachte, um außer Rufweite zu kommen. «Es ist schade, dass diese Kerle immer so aufs Geld aus sind. Es ist ein Jammer, dass sie immer versuchen, etwas zu bekommen und dann dem Ganzen einen falschen Wert geben. Schließlich ist es nicht die safrangelbe Robe, die eine Rolle spielt, sondern die Seele des Trägers der safrangelben Robe.» Mit diesen Worten hob er mich mit einer einzigen schnellen und leichten Bewegung hoch und setzte mich rittlings auf mein Pferd, das genauso überrascht blickte, wie ich mich fühlte. Dann band er die Zügel los und übergab sie mir (als ob ich wüsste, was ich damit tun sollte). Er stieg auf sein eigenes Pferd und wir ritten los.

Wir ritten den Mani Lhakhang hinunter, vorbei am restlichen Dorf Shö, vorbei am Pargo Kaling und dann über die kleine Brücke, die einen Nebenfluss des Kaling Chu überspannte. Wir nahmen die nächste Abbiegung links, passierten den kleinen Kundu Park und wieder die nächste Straße links, die zu unserem eigenen Chakpori hinaufführte. Dieser Weg war sehr rau und steinig. Eine schwer passierbare Straße, die ein trittsicheres Pferd erforderte. Der Eisenberg, wie wir das Chakpori nannten, lag höher als der Berg, auf dem der Potala errichtet wurde. Unser Berggipfel dagegen war kleiner, scharfkantiger und steiler. Mein Mentor führte den Weg an. Sein Pferd trat ab und zu kleine Steine los, die mir den Weg hinunter entgegen kullerten. Mein Pferd folgte und wählte sorgfältig den Weg aus. Während wir hinaufritten, schaute ich rechts hinüber, nach Süden, wo der Fluss des Glücks, der

Kyi-Chu, entlang floss. Ich konnte auch direkt hinunter in den Juwelen-Park, den Norbu Linga, sehen, wo der Erhabene seine sehr wenigen Momente der Erholung verbrachte. Zurzeit war der Park menschenleer, abgesehen von einigen Gärtnermönchen, die nach dem jüngsten Sturm damit beschäftigt waren, alles wieder in Ordnung zu bringen. Es waren keine älteren Lamas zu sehen. Ich dachte, wie ich vor meinen Beinverletzungen es doch liebte, den Berg hinunterzuschlittern und geduckt über die Lingkhorstraße in den Juwelen-Park, den Norbu Linga zu laufen. Ein Pfad, von dem ich dachte, er wäre mein eigener supergeheimer Weg.

Wir erreichten den Berggipfel und den steinigen Platz vor den Chakporimauern. Mauern, die das gesamte Lamakloster umschlossen. Der Mönch am Tor begrüßte uns und ließ uns schnell herein. Zwei weitere Mönche kamen herbeigeeilt und nahmen uns die Pferde ab. Ich trennte mich mit größter Freude von meinem, doch ich stöhnte etwas auf, als das Gewicht wieder auf meinen Beinen lastete.

«Ich werde nach deinen Beinen sehen müssen, Lobsang. Sie heilen nicht so gut, wie ich erwartet habe», sagte mein Mentor. Ein Mönch nahm das Gepäck des Lamas und eilte damit davon. Mein Mentor machte kehrt und ging ins Lamakloster und rief mir noch über die Schultern zurück: «Ich werde dich in einer Stunde wieder sehen.»

Der Potala war für mich viel zu öffentlich, viel zu «pompös». Man musste immer aufpassen, dass man nicht aus Versehen einen älteren Mönch oder einen jüngeren Lama störte. Die älteren Lamas nahmen nie Anstoß daran, sie hatten weit größere Sorgen, als dass jemand in ihre Richtung blickte oder sie scheinbar ignorierte. Wie oft waren es nur die untergeordneten Männer, die für Aufregung sorgten, ihre Vorgesetzten hingegen waren nett, rücksichtsvoll und verständnisvoll.

Ich schlenderte in den Hof und dachte, dass dies eine gute Gelegenheit wäre, eine Kleinigkeit zu essen. In dieser Lebensphase war Essen etwas vom Wichtigsten, denn Tsampa, mit all seinen Vorzügen, ließ einen immer etwas hungrig zurück!

Als ich den mir vertrauten Korridor entlangging, traf ich auf viele meiner Altersgenossen. Jungen, die etwa zur gleichen Zeit eingetreten waren wie ich. Doch nun gab es eine große Veränderung. Ich war nicht nur ein anderer Junge, nicht nur ein anderer junger Kerl, mit dem man die Schulbank drückte oder kämpfte, sondern ich stand unter der besonderen Obhut des großen Lama Mingyar Dondup, dem Träger der safrangelben Robe. Es war bereits durchgesickert und hatte sich herumgesprochen, dass ich besonders unterrichtet werden würde, dass ich ein Zimmer im Quartier der Lamas bekommen würde, dass ich dies und jenes tun würde. Amüsiert stellte ich fest, dass meine Heldentat, ob wahr oder nur eingebildet, bereits bekannt war. Ein Junge erzählte einem anderen vergnügt, er habe tatsächlich gesehen, wie ich von einer starken Windböe vom Boden aufgehoben und bis hinauf auf das goldene Dach geweht wurde. «Ich sah es mit eigenen Augen», sagte er. «Ich stand hier, genau an dieser Stelle, und sah ihn unten am Boden sitzen. Dann kam dieser heftige Staubsturm und ich sah, wie Lobsang aufwärtssegelte. Er sah aus, als würde er auf dem Dach mit den Teufeln kämpfen. Dann», der Junge hielt dramatisch inne und rollte mit seinen Augen, um der ganzen Sache noch ein wenig mehr Gewicht zu verleihen, «und dann fiel er herunter direkt in die Arme des Tempelaufsehers.» Ein Seufzer der Ehrfurcht, der Bewunderung und des Neides vermischte sich, und der Junge fuhr fort: «Und dann wurde Lobsang zum Erhabenen geleitet, was unserer Klasse Anerkennung und Ehre einbrachte!»

Ich bahnte mir einen Weg durch das Gedränge der Sensationshungrigen, der Horde kleiner Jungen und jungen Mönche hindurch, die hofften, dass ich mit einer aufsehenerregenden Bekanntmachung, einer Art Offenbarung Gottes, herausrücken würde. Doch ich war auf der Suche nach Essen. Ich drängte mich durch die Menschenmenge hindurch und stapfte weiter den Korridor hinunter an einen mir gut bekannten Ort – die Küche!

«Ah! So, du bist wieder zu uns zurückgekehrt, wie? Nun, setz dich, Junge, setz dich. Ich werde dich gut verpflegen. So wie du aussiehst, wurdest du im Potala nicht besonders gut gefüttert. Setz dich hin, ich werde dich

aufpäppeln.» Der alte Kochmönch kam und tätschelte meinen Kopf und schob mich zurück, sodass ich auf einem Stapel leerer Gerstensäcke zu sitzen kam. Dann griff er einfach so mir nichts dir nichts in meine Robe hinein und fischte meine Schale heraus. Er ging davon und reinigte sie nochmals gründlich (nicht, dass sie es nötig gehabt hätte!) und ging zum nächstbesten Kochkessel. Bald war er wieder zurück und verschüttete das Tsampa und den Tee nach allen Seiten und zwang mich, meine Beine hochzuziehen, damit meine Robe nichts abbekam. «Da, mein Junge, da», sagte er, und schob mir die Schale in die Hände. «Iss es auf, iss es auf, schnell, denn ich weiß, man wird dich bald rufen. Der Abt möchte sicher auch gerne erfahren, was vorgefallen war.» Glücklicherweise kam jemand herein, der etwas von ihm wollte, so wandte er sich von mir ab und ließ mich mein Tsampa essen.

Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, bedankte ich mich höflich bei ihm. Er war ein netter, alter Mann, der zwar dachte, dass wir Jungen eine Plage wären, aber wir wären weit weniger eine Plage, wenn wir anständig ernährt würden. Ich ging zu dem großen Behälter mit dem feinen Sand und reinigte meine Schale noch einmal gründlich sauber, dann nahm ich den Besen und kehrte den Sand auf, den ich auf dem Boden verschüttet hatte. Dann drehte ich mich um und verbeugte mich zu seiner freudigen Überraschung in seine Richtung und machte mich auf den Weg nach draußen.

Ich ging ans Ende des Korridors und legte meine Arme auf den Mauersims, während ich hinausschaute. Unter mir befand sich der Sumpf und ein Stück dahinter floss der Bach entlang. Doch ich blickte über den Kashya Linga hinweg zur Fähre hinüber, denn der Fährmann schien heute ungewöhnlich beschäftigt zu sein. Er stand über seine Ruder gebeugt und stieß sie kräftig ab, und sein Yakhautboot schien voll beladen zu sein mit Passagieren und deren Gepäck. Ich fragte mich, was es damit auf sich hatte, warum so viele Leute gleich scharenweise in unsere Heilige Stadt strömten. Dann erinnerte ich mich an die Russen. Die Russen hatten viel Druck auf unser Land ausgeübt, weil die Briten ihrerseits für Unruhe gesorgt hatten, und nun sandten die Russen viele Spione nach Lhasa, verkleidet als Händler

und sie dachten, dass wir armen unwissenden Einheimischen das nicht mitbekommen würden. Sie vergaßen, oder vielleicht wussten sie es gar nicht, dass viele der Lamas telepathisch und hellsichtig waren und wussten, was sie dachten, noch ehe sie es selbst wussten.

Ich liebte es, dazustehen und all die verschiedenen Menschentypen zu beobachten und ihre Gedanken zu erahnen und herauszufinden, ob sie gut oder schlecht waren. Mit Übung war es leicht. Doch jetzt war nicht die Zeit, um dazustehen und andere anzustarren. Ich wollte losgehen und meinen Mentor sehen. Ich hätte mich gerne hingelegt. Meine Beine schmerzten und ich war wirklich müde. Mein Mentor musste ins Wildrosenzaun-Lamakloster gehen noch bevor die Verletzungen an meinen Beinen gut genug verheilt waren, sodass ich mich um mich selbst kümmern konnte. Eigentlich hätte ich noch eine weitere Woche unter der Wolldecke am Boden liegen sollen. Doch im Chakpori, obwohl es ein guter Ort war, waren kleine Jungen, die krank waren und schlecht heilende Wunden hatten und den normalen Tagesablauf störten, nicht wirklich willkommen. So kam es, dass ich in den Potala gehen musste, wo es kurioserweise für solche Behandlungen mehr Spielraum gab als hier in unserer «Stätte der Heilkunde».

Im Chakpori wurden geeignete Studenten in den Heilkünsten unterrichtet. Uns wurde alles über den Körper gelehrt und wie die verschiedenen Körperteile funktionieren. Wir wurden in der Akupunktur ausgebildet, bei der sehr dünne Nadeln in den Körper gestochen werden, um gewisse Nervenzentren zu stimulieren. Wir wurden auch in der Pflanzenheilkunde unterwiesen, darunter das Sammeln von Kräutern, ihre Identifizierung, Vorbereitung, Trocknung und Lagerung. Im Chakpori hatten wir große Gebäude, in denen Mönche unter der Aufsicht von Lamas fortlaufend Salben herstellten und Kräuter vorbereiteten. Ich erinnerte mich noch an das erste Mal, als ich sie gesehen hatte:

Ich spähte unschlüssig und ängstlich durch die Tür, da ich nicht wusste, was ich sehen würde oder wer mich sehen würde. Ich war neugierig, denn

obwohl mein Studium noch nicht den Stand der Pflanzenheilkunde erreicht hatte, war ich doch sehr interessiert. Also spähte ich hinein.

Der Raum war groß und hoch und sein Dach war mit Dachbalken versehen. Und von den mächtigen Balken, die sich von einer Seite auf die andere Seite erstreckten, hingen dreieckige Seilgerippe herab. Eine Zeitlang betrachtete ich sie. Ich begriff aber nicht, wozu die Seile sein konnten. Dann, als mein Blick in dem etwas düsteren Innenraum schärfer wurde, sah ich, dass die anderen Enden der Seile an Ledersäcken befestigt waren. Ledersäcke, die durch ein spezielles Verfahren so hart wie Holz wurden. Jeder Ledersack war mit einer Beschriftung versehen. Begriffe, die mir nichts sagten. Ich schaute zu und niemand nahm Notiz von mir, bis schließlich ein alter Lama sich umdrehte und mich entdeckte. Er lächelte freundlich und sagte: «Komm herein, mein Junge, komm herein. Ich bin in der Tat erfreut, dass einer, der so jung ist, bereits Interesse zeigt. Komm herein.» Zögernd ging ich auf ihn zu, und er legte mir eine Hand auf meine Schulter. Zu meinem Erstaunen fing er an, mir etwas über den Ort zu erzählen. Er zeigte auf verschiedene Kräuter. Er erklärte mir den Unterschied zwischen Kräuterpuder, Kräutertees und Kräutersalben. Ich mochte den alten Mann. Es schien, als hätten ihn seine Kräuter erstaunlich sympathisch gemacht!

Direkt vor uns befand sich ein langer Tisch aus Stein, eine ziemlich grobe Art von Stein. Ich hätte nicht sagen können, was für eine Art Stein es war, aber es war wahrscheinlich Granit. Er war flach und etwa viereinhalb Meter lang und einen Meter achtzig breit. Eine große, massive Steinplatte. Entlang ihrer Seiten waren Mönche sehr beschäftigt, Kräuterklumpen darauf zu verteilen. Das ist das einzige Wort, das mir einfällt, um sie zu beschreiben, denn es schienen Klumpen von Kräutern zu sein, eine Masse bräunlicher Pflanzensubstanz. Sie breiteten diese Kräuter auf dem Tisch aus, und dann drückten sie mit flachen Steinstücken, die wie Ziegelsteine aussahen, auf die Kräuter und schoben die Steine seitwärts. Als sie die Steine anhoben, stellte ich fest, dass die Kräuter dadurch zerkleinert und zerstoßen wurden. Sie machten weiter und weiter, bis nur noch ein faseriger Brei übrigblieb. Als sie

soweit waren, traten sie zurück und andere Mönche mit Ledereimern und Steinen mit gezackten Kanten kamen hinzu. Vorsichtig schabte die neue Gruppe von Mönchen den ganzen fasrigen Brei von der Steinbank ab und beförderte ihn in die Ledereimer. Als das erledigt war, streuten die ersten Mönche feinen Sand auf die Steinbank und fingen an, sie mit ihren Steinen zu schrubben. Sie reinigten sie und gleichzeitig rauten sie die Steinplatte auf, sodass die Kräuter wieder einen Halt finden und zerkleinert werden konnten.

Die Mönche mit ihren Ledereimern brachten die fasrige Masse auf die andere Seite des großen Raumes, wo, wie ich nun sah, dampfende Wasserkessel standen. Einer nach dem anderen nahm seinen Eimer und leerte den Inhalt in einen der Kessel. Mit Interesse stellte ich fest, dass es blubberte und dampfte, aber sobald das neue faserige Zeug hineingegeben wurde, hörte das Brodeln sofort auf. Der alte Lama nahm mich mit hinüber und ich schaute hinein. Dann hob er ein Rührholz auf und rührte die Masse um und sagte: «Schau! Wir kochen das so lange, bis das Wasser verkocht ist und wir einen dicken Sirup erhalten. Ich werde dir zeigen, was wir damit tun.»

Er führte mich in einen weiteren Teil der Halle. Dort sah ich große Krüge voller Sirup, alle mit ihren jeweiligen Inhaltsangaben beschriftet. «Dieser», sagte er, und zeigte auf einen besonderen Krug, «verwenden wir bei Erkältungen. Man muss eine kleine Menge davon trinken, und obwohl der Geschmack nicht sehr angenehm ist, ist es viel angenehmer, als eine Erkältung zu haben. Wie auch immer, man wird geheilt!» Er kicherte vergnügt. Dann führte er mich zu einem weiteren Tisch in einem angrenzenden Raum. Hier sah ich Mönche, die an einer Steinbank arbeiteten. Die Steinbank schien eine flache Mulde zu sein. Sie hatten Rührstangen in den Händen und mischten unter der Leitung eines anderen Lamas ein ganzes Sortiment von Dingen untereinander.

Der alte Lama, der mir eine so angenehme Besichtigung ermöglichte, sagte: «Hier haben wir Eukalyptusöl und Kampferöl. Wir vermischen es mit einem sehr teuren importierten Olivenöl, und dann rühren die Mönche alles

mit diesen Rührhölzern untereinander und mischen noch Butter darunter. Die Butter ergibt eine sehr gute Salbengrundlage. Wenn wir Kranke mit Brustbeschwerden haben, dann finden sie sehr schnell Linderung, wenn sie sich damit die Brust und den Rücken einreiben.»

Vorsichtig streckte ich einen Finger aus und berührte einen Tropfen von diesem Zeug am Muldenrand, und noch vorsichtiger roch ich daran und schon spürte ich wie sich meine Augen verdrehten. Der Geruch schien direkt durch mich hindurchzubrennen. Es schien als würden meine Lungen von innen ausbrennen. Ich hatte Angst zu husten, aus Furcht, zu platzen, obwohl ich einen starken Hustenreiz verspürte. Der alte Lama lachte und lachte, während er sagte: «Wenn du das an deine Nase streichst, wird es dir die Nasenschleimhaut abschälen. Das ist ein Konzentrat, das zuerst mit reichlich Butter versetzt werden muss.»

Weiter vorne zupften Mönche die Blätter von einer bestimmten getrockneten Pflanze ab und siebten sie sorgfältig durch ein feinmaschiges Tuch. «Diese Mönche bereiten spezielle Tees zu. Unter Tee verstehen wir einen Aufguss einer Kräutermischung, den man trinken kann. Dieser besondere Tee», er drehte sich um und zeigte darauf, «ist ein krampflösender Tee, der vor allem Erleichterung in Fällen von nervösen Zuckungen schafft. Wenn du an der Reihe bist und hierherkommst, um all das kennenzulernen, wirst du es äußerst interessant finden.» Gerade in diesem Augenblick rief ihn jemand. Doch, bevor er ging, sagte er noch: «Schau dich nur um, mein Junge, schau dich um. Ich freue mich wirklich, jemanden zu sehen, der sich so für unsere Kunst interessiert.» Damit machte er kehrt und eilte weg in den anderen Raum.

Ich schlenderte weiter und roch mal an diesem und mal an jenem. Ich nahm ein spezielles Puder und roch so sehr daran, dass es mir in die Nase geriet und den Hals hinunter und mich veranlasste, zu husten und zu husten und nochmals zu husten, bis ein anderer Lama kam und mir einen Schluck Tee gab – schreckliches Zeug obendrein.

Ich erholte mich von diesem Zwischenfall und ging zur hinteren Wand, wo sich ein größerer Behälter befand. Ich schaute hinein und war erstaunt, denn er schien voll mit einer Rinde zu sein. Einer seltsam aussehenden Rinde, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich berührte ein Stück und sie fühlte sich unter meinen Finger bröcklig an. Ich legte meinen Kopf vor Erstaunen seitwärts, weil ich keine Verwendung für solch schmutzige, alte Rindenstücke sehen konnte. Sie waren gröber und noch schmutziger als alles, was ich je in unseren Parks gesehen hatte. Ein Lama blickte mich an, kam herüber und sagte: «So, du hast also keine Ahnung, was das ist, nicht wahr?»

«Nein, ehrwürdiger Medizinlama, es scheinen für mich nur Abfälle zu sein», erwiderte ich. Er lachte darüber und war wirklich höchst amüsiert, worauf er sagte: «Das, junger Mann, ist eine Rinde, die für das häufigste Gesundheitsproblem der heutigen Welt verwendet wird. Eine Rinde, die Erleichterung verschafft und schon viele Leben gerettet hat. Kannst du erraten, was es ist? Was ist das häufigste Leiden?»

Er gab mir wirklich ein Rätsel auf. Ich überlegte und überlegte und kam zu keiner vernünftigen Lösung, und ich sagte es ihm. Er lächelte, als er mir sagte: «Die Verstopfung, junger Mann. Die Verstopfung ist die größte Plage auf der Welt. Doch dies ist eine heilige Rinde, die wir von Händlern aus Indien importieren. Sie wird heilige Rinde genannt, weil sie aus einem sehr, sehr weit entfernten Land, aus Brasilien, kommt, wo man sie Cascara Sagrada nennt, das heißt, heilige Rinde. Wir verwenden sie auch wiederum als Tee, oder in Ausnahmefällen kochen wir sie so lange ein, bis ein Konzentrat daraus entsteht, das wir mit einer speziellen Kreideart und Zucker mischen. Dann pressen wir die Masse in Pillenform. Die sind für jene, die den herben Geschmack des Tees nicht vertragen.» Er lächelte mich sehr freundlich an, offenbar erfreut über mein Interesse, und es war auch wirklich interessant.

Der alte Lama, dem ich zuerst begegnet war, kam zurückgeeilt und fragte mich, ob ich zurechtkäme. Dann lächelte er, als er sah, dass ich immer noch ein Stück Cascara Sagrada in den Händen hielt. «Kau es, mein Junge, kau es.

Es wird dir enorm guttun. Es kuriert jeglichen Husten, weil du Angst haben wirst zu husten, nachdem du es gekaut hast!», und er kicherte darauf los wie eine kleine Elfe, denn obwohl er ein hoher Medizinlama war, war er doch eher ein kleiner Mann von Statur.

«Hierher, hierher», sagte er, «schau dir diese noch an, diese ist aus unserem eigenen Land. Klebrige Ulme nennen wir sie, die Rinde der klebrigen Ulme. Eine sehr nützliche Sache für Leute die Magenbeschwerden haben. Wir vermischen sie und stellen eine Paste her, und wenn der bedauernswerte Leidende etwas davon einnimmt, lindert es die Schmerzen. Aber warte, mein Junge, warte. Wenn du etwas später hierherkommen wirst, bin ich sicher, dass wir entdecken werden, dass du eine große Zukunft vor dir hast.»

Ich dankte ihm und dem anderen Lama für ihre Freundlichkeit, und dann ging ich nach dem ersten von vielen Besuchen.

Doch eilige Schritte, sehr eilige Schritte waren zu vernehmen. Ein Junge kam mit der Anweisung, dass ich zu meinem Mentor, dem Lama Mingyar Dondup, gehen solle, der mich in seinem eigenen Quartier erwartete und das jetzt fast schon meines sein würde, da ich in das Zimmer neben ihm einziehen durfte. So wickelte ich meine Robe enger um mich und versuchte, einmal mehr sauber und ordentlich auszusehen. Daraufhin eilte ich so schnell ich konnte hinauf, um mein neues Zimmer in Augenschein zu nehmen.

Kapitel 12

Mein Zimmer war angenehm, klein, aber groß genug für meine Bedürfnisse. Zu meiner Freude entdeckte ich zwei niedrige Tische, von denen einer mit einem Stapel Zeitungen und Zeitschriften bedeckt war. Auf dem anderen Tisch waren einige sehr schöne Dinge für mich bereitgelegt, jene süßen Dinger, die ich so sehr liebte. Als ich den Raum betrat, lächelte der Bedienungsmönch und sagte: «Die Glücksgötter sind dir wirklich hold, Lobsang. Du wohnst direkt neben dem Zimmer des ehrwürdigen Lama Mingyar Dondup.» Ich wusste das, er sagte mir nichts Neues, doch dann sagte er: «Hier ist eine Verbindungstür, doch denke immer daran, diese Türe nie ohne die Erlaubnis deines Mentors zu öffnen, denn er könnte sich in einer tiefen Meditation befinden. Nun wirst du deinen Mentor eine Weile nicht sehen, deshalb schlage ich vor, dass du dich an das Essen dort machst.» Damit machte er kehrt und verließ mein Zimmer. Mein Zimmer! Das klang gut. Es war etwas Wunderbares, ein eigenes Zimmer zu haben, nachdem ich so öffentlich mit so vielen anderen Jungen hatte schlafen müssen.

Ich ging hinüber zu dem Tisch, beugte mich hinunter und begutachtete sorgfältig all die leckeren Dinge, die darauf ausgebreitet lagen. Nach einer aufregenden Unschlüssigkeit entschloss ich mich, welches ich davon nehmen würde. Meine Wahl fiel auf ein rosafarbenes Ding, das oben weiß überpudert war. Ich nahm es mit meiner rechten Hand und dann als gutes Maß noch ein weiteres mit der linken Hand. Dann ging ich zum Fenster, um zu sehen, wo genau ich mich in diesem Gebäude befand.

Ich legte meine Arme auf den Stein des vertieften Fensterrahmens, streckte meinen Kopf hinaus und murmelte ein sehr bedauerliches Wort, als ich dabei einen meiner indischen Kekse fallen ließ. Hastig schlang ich den anderen hinunter, damit er nicht auch dieses Schicksal teilte, dann widmete ich mich wieder meinem Blick auf die Landschaft.

Hier befand ich mich im äußersten südöstlichsten Teil des Gebäudes. Ich hatte das letzte Zimmer direkt an der Ecke des Nebengebäudes. Ich konnte den Juwelen-Park sehen, den Norbu Linga. Zurzeit waren einige Lamas dort, sie schienen eine Debatte zu führen und machten eine ganze Reihe von Gesten. Eine Weile beobachtete ich sie gelassen. Es war sehr amüsant, einer saß am Boden und der andere referierte zu ihm, dann wechselten sie die Plätze. Ach ja! Jetzt wusste ich, was sie taten, sie probten für die öffentlichen Debatten, da der Dalai Lama persönlich an einer öffentlichen Debatte teilnehmen wollte. Zufrieden, dass ich nichts verpasst hatte, was ich wissen sollte, wandte ich mich anderem zu.

Ein paar Pilger trödelten auf der Lingkhorstraße herum, trödelten herum, so als erwarteten sie unter jedem Busch oder Stein Gold zu finden. Sie waren eine zusammengewürfelte Schar. Einige unter ihnen waren orthodoxe und wirklich aufrichtige Pilger, andere, wie ich ohne große Schwierigkeiten sehen konnte, waren Spione, russische Spione, die die Chinesen ausspionierten und uns, und chinesische Spione, die die Russen und uns ausspionierten. Ich dachte, solange sie sich gegenseitig bespitzelten, würden sie uns in Ruhe lassen!

Direkt unter meinem Fenster war ein Sumpf, durch den ein kleiner Fluss führte und in den Fluss des Glücks mündete. Dort war eine Brücke, die den Fluss überspannte und über die die Lingkhorstraße führte. Amüsiert beobachtete ich eine kleine Gruppe Stadtjungen, Schwarzköpfe, wie wir sie nannten, weil sie keine geschorenen Köpfe hatten wie wir Mönche. Sie alberten auf der Brücke herum und warfen kleine Holzstückchen über die eine Seite und rannten auf die andere Seite hinüber, um ihr Wiederauftauchen zu sehen. Ein Junge verlor mit etwas zusätzlicher Unterstützung eines seiner Kameraden das Gleichgewicht und fiel kopfüber ins Wasser. Wie auch immer, es war nicht allzu gefährlich. Es gelang ihm schließlich, an Land zu waten, über und über mit einem besonders klebrigen Schlamm bedeckt. Schlamm, mit dem ich auch schon meine Erfahrung gemacht habe. Dann rannten alle Jungen zum Flussufer hinunter und halfen ihm beim

Saubermachen. Sie wussten, was die Eltern jedem sagen würden, wenn sie alle zurück in die Stadt gingen und den Jungen in einem solch schrecklichen Zustand alleine ließen.

Etwas mehr östlich ging der Fährmann immer noch seiner Arbeit nach und setzte über den Fluss. Er legte sich auffällig ins Zeug, in der Hoffnung seinen Fahrgästen ein wenig mehr Geld entlocken zu können. Dies war eine Sache, die mich wirklich interessierte, denn damals war ich noch nie mit einem Boot auf dem Wasser gewesen, und das war zu der Zeit tatsächlich mein allergrößter Wunsch.

Ein Stück weiter an der Fährstraße lag ein weiterer kleiner Park, der Kashya Linga, an der Straße, die zur chinesischen Gesandtschaft führte. Ich konnte tatsächlich die Mauern der chinesischen Gesandtschaft von meinem Zimmer aus sehen. Ich konnte hinunter in ihren Garten sehen, obwohl sie hinter den Bäumen gut versteckt war. Wir Jungen glaubten immer, dass sich in der chinesischen Gesandtschaft schreckliche Gräueltaten abspielten. Und wer weiß? Es könnte sein, dass wir recht hatten!

Etwas weiter östlich befand sich der Khati Linga. Ein sehr schöner, aber etwas feuchter Park, der in einem Sumpfgebiet lag. Weiter weg konnte ich die Türkisbrücke sehen, deren Anblick mir Freude bereitete. Ich freute mich immer sehr, die Leute zu sehen, wenn sie die bedeckte Brücke betraten und etwas später am anderen Ende wieder zum Vorschein kamen.

Nach der Türkisbrücke konnte ich die Stadt Lhasa sehen, die Ratshalle und natürlich auch das goldene Dach des Jokhang, der Kathedrale von Lhasa, das vielleicht das älteste Gebäude in unserem Land war. Weit darüber hinaus lagen die Bergketten und die verstreuten Einsiedeleien und die vielen verschiedenen Lamaklöster. Ja, ich war sehr zufrieden mit meinem Zimmer. Dann fiel mir auf, dass ich den Potala nicht sehen konnte, gleichzeitig kam mir der Gedanke, dass die hohen Würdenträger vom Potala mich demzufolge auch nicht sehen konnten. Wenn ich also einmal kleine Tsampa-Kügelchen oder Kieselsteine auf die nichtsahnenden Pilger werfen sollte, dann

würde mich niemand sehen, und die Pilger würden es den Vögeln zuschreiben!

In Tibet hatten wir keine Betten, wir schliefen auf dem Boden. Die meiste Zeit hatten wir weder Kissen noch irgendetwas anderes auf dem Boden, wir wickelten uns nur in unsere Wolldecken ein, legten uns hin und benutzten vielleicht unsere Robe als Kopfkissen. Doch es war noch nicht Schlafenszeit. Stattdessen setzte ich mich mit dem Rücken gegen das Fenster, sodass das Licht über meine Schultern fiel, und nahm eine der Zeitschriften auf. Die Überschrift sagte mir nichts, denn es hätte eine englische, französische oder deutsche Zeitschrift sein können, ich konnte sie nicht lesen. Aber als ich diese Zeitschrift aufschlug, schien es eine indische zu sein, denn auf dem Titelblatt war eine Art Landkarte abgebildet, und ich konnte einige der Namen aufgrund der Schreibweise erkennen.

Ich blätterte die Seiten um. Die Worte auf dem Papier waren mir unverständlich, und daher widmete ich mich ausschließlich den Bildern. Als ich so dasaß und mich rundum zufrieden fühlte und spürte, dass mein Los sich zum Besseren gewendet hatte, da war ich sehr glücklich, einfach nur mal Bilder ansehen zu dürfen, während meine Gedanken weit in die Ferne schweiften. Gemächlich blätterte ich die Seiten um, und dann hielt ich inne und lachte, und lachte, und lachte. Hier auf den zwei mittleren Seiten gab es mehrere Bilder von Männern, die auf ihrem Kopf standen und sich zu verknoten versuchten und alles Mögliche dieser Art. Jetzt wusste ich, was ich sah – einige der Yoga-Übungen, die damals in Indien sehr angesagt waren. Ich lachte herzlich und laut über einige der Darstellungsweisen. Dann hielt ich plötzlich inne, und als ich aufschaute, sah ich meinen Mentor, den Lama Mingyar Dondup, der mir durch die offene Verbindungstüre zulächelte.

Bevor ich mich jedoch aufrappeln konnte, winkte er mir, sitzenzubleiben und sagte: «Nein, wir wollen hier keine Förmlichkeiten, Lobsang. Förmlichkeiten sind nur bei offiziellen Anlässen angebracht, doch dieses Zimmer ist dein Heim, genauso wie mein Zimmer», er zeigte durch die offene Türe, «mein Heim ist. Aber was bringt dich denn so zum Lachen?»

Ich unterdrückte meine hochsteigende Heiterkeit und zeigte auf die Yoga-Bilder. Mein Mentor kam ins Zimmer und setzte sich neben mich auf den Boden.

«Du solltest nicht über den Glauben anderer Leute lachen, weißt du, Lobsang, denn du möchtest ja auch nicht, dass andere über deinen Glauben lachen. Diese Männer», er zeigte auf das Bild, «praktizieren Yoga. Ich praktiziere kein Yoga und auch keiner der höheren Lamas praktiziert es. Es praktizieren nur diejenigen Yoga, die über keine metaphysischen Fähigkeiten verfügen.»

«Herr Lehrer», sagte ich ganz aufgeregt, «würden Sie mir etwas über Yoga erzählen, wie man Yoga ausübt und wozu es ist? Ich bin ein wenig irritiert über die ganze Sache.» Mein Mentor blickte einige Augenblicke auf seine Finger, und dann antwortete er mir und sagte: «Nun, ja, du musst über diese Dinge auch etwas erfahren. Also lass uns gleich darüber sprechen. Ich werde dir etwas über Yoga erzählen.»

Ich saß da und lauschte meinem Mentor, während er sprach. Er war schon überall gewesen, hatte alles gesehen und getan, und nichts wünschte ich mir mehr, als ihm nachzueifern. Als er mit mir sprach, hörte ich ihm aufmerksamer zu, als das es ein kleiner Junge normalerweise tun würde.

«Ich bin an Yoga nicht interessiert», sagte er, «weil Yoga lediglich ein Mittel ist, um den Körper zu disziplinieren. Wenn aber jemand seinen Körper bereits diszipliniert hat, dann ist Yoga nur noch eine Zeitverschwendung. In diesem, unserem Land praktiziert niemand außer den niederen Klassen Yoga. Die Inder haben einen sehr großen Kult aus Yoga gemacht, und das bedaure ich zutiefst, weil es einen von der wirklichen Wahrheit wegführt. Es wird zwar eingeräumt, dass man, bevor man verschiedene metaphysische Praktiken ausüben kann, seinen Körper beherrschen muss, das heißt, dass man in der Lage sein muss, seine Atmung, seine Gefühle und seine Muskeln zu kontrollieren. Doch», er lächelte, als er mich anblickte, «ich bin gegen Yoga, weil man dadurch lediglich versucht, mit roher Gewalt das zu erreichen, was auf geistigem Wege erreicht werden sollte.»

Während er sprach, schaute ich mir die Bilder an. Es schien bemerkenswert, dass es Menschen gab, die versuchten, sich zu verknoten und dabei dachten, es sei spirituell. Doch mein Mentor fuhr fort: «Viele der niederen Inder können eine Art Trick anwenden, wenn sie Yoga praktizieren. Sie sind in der Lage, Hypnose und verschiedene andere Tricks anzuwenden, von denen sie sich einreden, dass es sich um etwas wirklich Spirituelles handelt. In Wirklichkeit ist es aber nur ein Trick und nichts weiter. Ich habe noch nie von irgendjemandem gehört, dass er in die himmlischen Gefilde eingegangen sei, nur weil er die Fähigkeit besaß, seinen Körper zu verknoten», sagte er mit einem Lachen.

«Aber warum tun Menschen solche ungewöhnlichen Dinge?», fragte ich.

«Es gibt gewisse Dinge, gewisse physische Manifestationen, die durch Yoga erreicht werden können, und es besteht kein Zweifel daran, dass man durch Yoga vielleicht ein paar Muskeln entwickeln kann, aber das hilft einem nicht bei der spirituellen Entwicklung. Viele der Inder stellen sich zur Schau, und solche Männer werden Fakire genannt. Sie reisen von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt und veranstalten Yogavorstellungen. Vielleicht versuchen sie sich zu verknoten, wie du es nennst, oder sie halten ihren Arm lange über ihren Kopf oder tun noch andere außergewöhnliche Dinge. Sie nehmen eine heilige Pose ein, als würden sie etwas wahrhaft Wunderbares vollbringen. Da sie jedoch eine laute Minderheit sind, die sich in der Öffentlichkeit badet, haben viele Leute den Eindruck, Yoga sei ein leichter Weg, um die große Wahrheit zu erfahren. Das ist jedoch ein völliger Irrtum. Yoga hilft lediglich dabei, den Körper zu entwickeln, zu kontrollieren und zu disziplinieren – aber es hilft einem nicht dabei, Spiritualität zu erlangen.»

Er lachte und sagte: «Du wirst es kaum glauben, aber als ich ein sehr junger Mann war, habe ich selbst einmal Yoga ausprobiert und festgestellt, dass ich so viel Zeit damit verbrachte, ein paar kindische Übungen zu machen, dass mir nicht genug Zeit blieb, mich auf meine spirituelle Entwicklung zu konzentrieren. So gab ich auf Anraten eines alten, weisen Mannes Yoga auf und widmete mich ernsthaften Dingen.» Er sah mich an, und dann

streckte er den Arm in Richtung Lhasa aus, er schwang ihn herum, um den Potala noch mit einzuschließen und sagte: «In unserem Land wirst du keine höheren Lamas finden, die Yoga praktizieren. Sie konzentrieren sich auf die wahre Sache, und», er hob seine Augenbrauen, als er dies sagte und schaute mich eindringlich an, «du wirst stets feststellen, dass die Yogis immer für sehr viel öffentliches Aufsehen sorgen und sagen, wie wunderbar und wichtig sie sind, und dass sie den Schlüssel zum Seelenheil und zur Spiritualität besitzen. Doch der wahre Adept der Metaphysik spricht nie über das, was er wirklich tun kann. Leider ist es im Yoga eine laute Minderheit, die versucht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Mein Rat an dich, Lobsang, ist folgender: beschäftige dich niemals mit Yoga, denn es ist völlig nutzlos für dich. Du wurdest mit bestimmten angeborenen Kräften der Hellsichtigkeit, der Telepathie und dergleichen geboren, und es besteht für dich absolut keine Notwendigkeit, dich mit Yoga auseinanderzusetzen, es könnte sogar schädlich sein.»

Während er geredet hatte, hatte ich gedankenlos die Seiten umgeblättert, und als ich wieder nach unten blickte, sah ich einen westlichen Mann, der mit verzerrtem Gesichtsausdruck versuchte, eine Übung zu machen. Ich zeigte es meinem Mentor, der es sich anschaute und sagte: «Ah, ja, das ist ein Opfer von Yoga; ein westlicher Mann, der eine Übung ausprobiert hat und sich dabei ein Gelenk ausrenkte. Es ist nicht sehr ratsam für westliche Menschen, Yoga zu praktizieren, da ihre Muskeln und Knochen nicht flexibel genug dafür sind. Man sollte nur dann Yoga praktizieren, wenn man von frühester Kindheit an darin geschult wurde (und es auch aufrichtig möchte). Für Menschen mittleren Alters ist es töricht und definitiv schädlich, damit anzufangen. Es ist jedoch ebenso lächerlich zu behaupten, dass die Ausübung von Yoga Krankheiten verursacht. Das trifft nicht zu. Es werden lediglich einige Muskeln beansprucht, und manchmal kann man sich eine Verrenkung oder eine Muskelzerrung zuziehen, doch das ist dann der Fehler der Person, die sich nicht auf solche Dinge einlassen sollte.»

Er lachte, als er die Zeitschrift zusammenfaltete und sagte: «Die einzigen Yogis, die ich getroffen habe, waren echt komische Käuze, die dachten, dass sie die klügsten Menschen überhaupt wären. Sie glaubten, dass sie alles wüssten und dass das Praktizieren von Yoga die Rettung der Welt sei. Stattdessen sind es einfach nur Übungen, so ähnlich, wie wenn man als Junge auf einen Baum klettert oder auf Stelzen herumläuft oder wenn man schnell laufen muss, um einen Drachen steigenzulassen. Yoga? Ist nur eine Körperertüchtigung und nicht mehr, nichts Spirituelles. Möglicherweise kann es einem helfen, seine körperliche Verfassung zu verbessern, so dass man dann in der Lage ist, Yoga zu vergessen und sich mit den Dingen zu beschäftigen, auf die es ankommt, nämlich den Dingen des Geistes. Letztlich verlassen wir alle in ein paar Jahren unseren physischen Körper, und dann spielt es keine Rolle mehr, ob der Körper kräftige Muskeln oder starke Knochen hatte. Das Einzige, was dann zählt, ist der Zustand des Geistes.»

Er kam nochmals auf das Thema zurück und sagte: «Oh, und ich sollte dich noch vor folgendem warnen. Viele Yoga-Praktizierende vergessen, dass es sich dabei lediglich um einen körperlichen Trainingskult handelt. Stattdessen haben sie sich einiger unserer okkulten Heilpraktiken bemächtigt und behaupten nun, dass diese Heilpraktiken eine Besonderheit von Yoga seien. Doch das ist völlig falsch. Jegliche Heilkunst kann auch von einer Person ausgeführt werden, die nichts von Yoga versteht, und oft sogar noch viel besser. Also», er zeigte drohend auf mich, «falle nie auf irgendwelche Yoga-Propaganda herein, sie kann dich tatsächlich vom Weg abbringen.»

Er drehte sich um und ging in sein Zimmer, dann drehte er sich wieder zu mir um und sagte: «Ich habe einige Plakate hier und möchte, dass du sie an deine Wand hängst. Du kommst besser und holst sie.» Dann kam er zu mir und hob mich hoch, sodass ich mich beim Aufstehen nicht so abmühen musste. Ich ging hinter ihm her in sein Zimmer und dort auf einem Tisch lagen drei Papierrollen. Er hielt eine hoch und sagte: «Dies ist ein Abbild eines sehr alten chinesischen Intarsienbildes, das vor vielen Hundert Jahren aus Furnierholz gefertigt wurde und sich derzeit in Peking befindet. Ich

möchte, dass du dieses Abbild sorgfältig studierst. Es zeigt, wie die Organe des Körpers von Mönchen nachgeahmt werden, während sie verschiedene Aufgaben ausführen.» Er zeigte auf eine Besonderheit und erklärte: «Hier sind die Mönche damit beschäftigt, Nahrung und Flüssigkeit zu mischen. Das ist der Magen. Die Mönche bereiten all diese Nahrung vor, um sie durch die verschiedenen Röhren zu leiten, bevor sie andere Mönche erreichen. Wenn du das studierst, wirst du eine sehr gute Vorstellung von den grundlegenden Funktionsweisen des menschlichen Körpers bekommen.»

Er rollte das Plakat wieder ein und verschnürte es sorgfältig mit den bereits daran befestigten kleinen Bändern. Dann nahm er ein anderes und hielt es für mich hoch, damit ich es sehen konnte. «Hier», fuhr er fort, «ist eine Darstellung der Wirbelsäule mit den verschiedenen Chakren. Du kannst auf diesem Bild sehen, wo sich die verschiedenen Kraftzentren zwischen der Basis der Wirbelsäule und dem Scheitel des Kopfes befinden. Dieses Plakat muss genau vor dir hängen, sodass du es am Abend als letztes und am Morgen als erstes siehst.»

Vorsichtig rollte er das Plakat ein, verschnürte es und ging dann zum nächsten über, dem dritten. Er löste die Verknüpfung und hielt das Plakat eine Armlänge von sich weg. «Hier ist eine Abbildung des Nervensystems. Es zeigt dir die Dinge auf, die du studieren musst, so wie das Ganglion cervicale, den Nervus vagus, den Plexus cardiacus, den Plexus solaris und den Plexus pelvic. All diese Dinge musst du wissen, weil sie für dich als Medizinlama in der Ausbildung sehr wichtig sind.»

Ich betrachtete das Bild und fühlte mich zunehmend mutloser. Es schien mir, dass ich all diese Dinge nie meistern würde – all diese Einzelteile und Stücke des menschlichen Körpers, all diese sich windenden Teile, die die Nerven darstellten, und die großen Kleckse, die die Chakren symbolisierten. Doch dann dachte ich, ich habe ja genügend Zeit, lass es mich einfach mit meiner eigenen Geschwindigkeit angehen, und wenn ich nicht so viel lernen kann, wie sie meinen, nun, dann kann man nicht mehr tun, als sein Bestes geben.

«Nun schlage ich vor, dass du ein wenig hinaus an die Luft gehst. Lege diese in dein Zimmer, und was du mit dem restlichen Tag anfängst, ist deine Sache, es sei denn, du treibst Unfug!», sagte er mit einem Lächeln. Ich verbeugte mich respektvoll vor ihm und hob die drei Plakatrollen auf. Dann kehrte ich in mein eigenes Zimmer zurück und schloss die Verbindungstüre zwischen uns. Eine Weile stand ich in der Mitte des Zimmers und fragte mich, wie ich diese verflixten Dinger befestigen sollte. Dann bemerkte ich, dass es bereits geeignete vorstehende Teile in der Wand gab. Vorsichtig nahm ich einen Tisch und stellte ihn unter einen der vorstehenden Teile und stieg auf den Tisch, der mir etwa zwanzig bis dreißig Zentimeter an zusätzlicher Höhe gab. Es gelang mir schließlich, die Schnur des ersten Plakats über den vorstehenden Teil zu hängen. Vorsichtig zog ich mich auf die andere Seite des Zimmers zurück und betrachtete anerkennend mein Werk. Nein, es hing noch nicht gerade. Ich begutachtete das Ding kritisch und eilte wieder nach vorne, um mich zu vergewissern, dass alles so war, wie es sein sollte. Zufrieden, dass eines schon richtig und gerade hing, machte ich mich an die Arbeit mit den anderen beiden. Schließlich war ich zufrieden und rieb mir in einem Anflug von Genugtuung die Hände. Ich lächelte selbstzufrieden und ging aus meinem Zimmer und fragte mich, wohin ich gehen sollte. Als ich an der Türe meines Mentors vorbeiging, sah ich den Bedienungsmönch am Ende des Korridors. Er grüßte mich auf eine freundliche Art und sagte: «Das ist der schnellste Weg nach draußen. Es ist ein Ausgang, der nur den Lamas vorbehalten ist, doch man hat mich wissen lassen, dass es auch dir gestattet ist, ihn zu benutzen». Er zeigte auf die Tür, und ich dankte ihm und schlüpfte bald hinaus an die frische Luft.

Ich stand draußen im Freien. Das Ende des Bergpfads lag direkt unter meinen Füßen. Etwas zur Rechten arbeiteten fleißig ein paar Mönche. Es sah für mich aus, als machten sie den Weg sauber, aber ich wollte nicht herumhängen. Ich wollte nicht, dass man mich noch in die Pflicht nahm. Stattdessen ging ich geradeaus nach vorne und setzte mich eine Weile auf einen Felsblock, während ich über die nicht allzu weit entfernte Stadt blickte, die

noch nahe genug für mich war, um in der äußerst klaren Luft Tibets die Gewänder der Händler, der Mönche und der Lamas zu erkennen, die ihren Beschäftigungen nachgingen.

Bald schlenderte ich ein paar Meter weiter nach unten und setzte mich auf einen anderen Stein, neben dem sich ein hübscher kleiner Busch befand. Meine Aufmerksamkeit wanderte nun zum Sumpf unter mir. Der Sumpf, wo das Gras üppig und grün war und wo ich Blasen sehen konnte, während die Fische in den tieferen Tümpeln lauerten. Als ich dasaß, vernahm ich plötzlich ein Rascheln hinter mir und eine heisere, kehlige Stimme sagte: «Hhrrah? Mmrraw!», und damit erhielt ich einen herzhaften Stoß in mein Kreuz, als ein kräftiger Fellkopf mich begrüßte. Ich griff nach hinten und streichelte den alten Kater, der mich leckte und leckte mit einer Zunge, die so rau wie der Kies am Boden war. Dann stürzte er rund um mich herum nach vorne, sprang auf meinen Schoss und wieder herunter und machte sich durch einige Büsche davon. In Sichtweite blieb er stehen, drehte sich um und schaute mich an. Er sah sehr forsch aus, wie er dastand, mit aufgerichtetem Schwanz und aufgestellten Ohren, während er seine blauen glänzenden Augen auf mich gerichtet hielt. Ich rührte mich nicht. Also stürmte er wieder den Hügel hinauf auf mich zu und sagte: «Mmrraw! Mmrraw!» Als ich mich immer noch nicht rührte, streckte er eine Pfote aus und hakte seine Krallen unten in meine Robe ein und zog sanft daran. «Oh, Kater, was ist denn nur los mit dir?», fragte ich etwas gereizt. Langsam rappelte ich mich auf und schaute mich um, um zu sehen, was ihn so beunruhigte. Es gab nichts zu sehen, doch der Kater stürzte sich auf die Büsche weiter vorne und eilte dann wieder zu mir zurück und krallte sich in meine Robe. Also blickte ich den Berghang hinunter und begann einen langsamen, vorsichtigen Abstieg. Der Kater tänzelte vor Aufregung, wirbelte herum, sprang in die Luft und stürmte wieder auf mich zu. Ich hielt mich an den Büschen fest, während ich langsam weiterging und die Stelle erreichte, wo der Kater sich mir zugewandt hatte, doch da gab es nichts zu sehen. «Kater, du bist ein

Blödmann!», sagte ich ärgerlich. «Jetzt hast du mich hier heruntergeschleppt, nur um zu spielen.»

«Mmrraw! Mmrraw!», sagte der Kater und krallte sich erneut in meine Robe. Er schlängelte um meine Beine herum und stieß mich unter meiner Robe an, während er an meinen nackten Zehen knabberte, die durch meine Sandalen hindurchschauten.

Mit einem resignierten Seufzen rückte ich noch etwas weiter, zwängte mich durch ein Gebüsch und klammerte mich verbissen fest, denn hier war ein Vorsprung, und wenn ich mich nicht so verbissen festgehalten hätte, hätte ich über die Felskante fallen können. Ich drehte mich um, um meinem Freund, dem Kater, ein paar unfreundliche Worte zu sagen, der sich nun in heller Aufregung befand. Er schoss um mich herum und sprang über die Felskante. Mein Herz blieb vor Schreck beinahe stehen, denn der alte Kater war ein sehr guter Freund von mir, und ich dachte, er hätte Selbstmord begangen!

Sehr vorsichtig ließ ich mich auf die Knie sinken und klammerte mich an den Büschen fest und spähte über die Felskante. Etwa vier Meter unter mir sah ich den Körper eines älteren Mönchs. Meine erschrockenen Augen sahen, dass sein Kopf blutverschmiert und seine Robe ebenfalls blutgetränkt war. Sein rechtes Bein war, wie ich erkannte, unnatürlich verdreht. Mein Herz pochte vor Angst, Aufregung und Anstrengung. Ich schaute mich um und entdeckte, dass es weiter vorne zur Linken eine ziemlich schmale steile Stelle gab, die ich hinunterstieg und mich dann am Kopf des alten Mönchs befand.

Vorsichtig, mit großer Angst im Nacken, berührte ich ihn. Er war noch am Leben. Als ich ihn berührte, blinzelten seine Augen leicht und er stöhnte. Ich sah, dass er gestürzt war und den Kopf an einem Felsen aufgeschlagen hatte. Der Kater saß nun da und beobachtete mich aufmerksam.

Sachte strich ich dem alten Mönch über den Kopf und hinter den Ohren entlang den Nacken hinunter und dem Herz zu. Nach einer Weile öffnete er seine Augen und blickte leer um sich. Langsam richtete er seine Augen

aus und dann auf mich. «Es wird alles gut», sagte ich beruhigend, «ich werde hinaufgehen und Hilfe holen. Ich werde mich beeilen.» Der arme alte Mann versuchte zu lächeln und schloss die Augen wieder. Ich wandte mich um und machte mich auf Händen und Knien auf den Weg zum Bergpfad hinauf, da dies am sichersten und schnellsten war. Ich eilte ihm entlang und durch die Tür der Lamas. Als ich eintrat, stieß ich beinahe in den Bedienungsmönch, der sich gerade dort aufhielt.

«Schnell! Schnell!», sagte ich aufgeregt. «Auf den Felsen liegt ein verletzter Mönch.» Und noch während ich sprach, kam mein Mentor aus seinem Zimmer, um nachzusehen, was es mit der Aufregung auf sich hatte.

«Herr Lehrer! Herr Lehrer», sagte ich, «ich habe eben mit Hilfe des ehrenwerten Katers einen alten Mönch gefunden. Er ist verletzt. Er hat eine Kopfverletzung und sein Bein ist unnatürlich verdreht. Er braucht dringend Hilfe!» Mein Mentor gab dem Bedienungsmönch rasch einige Anweisungen, und dann wandte er sich an mich und sagte: «Geh voraus, Lobsang, ich folge dir.»

Zusammen gingen wir aus dem Chakpori und überquerten den schmalen Weg. Ich führte ihn den steilen Pfad hinunter und bemerkte mit Bestürzung, dass seine safrangelbe Robe dabei beschmutzt wurde. Meine eigene war schon so schmutzig, dass ein paar zusätzliche Flecken keinen Unterschied mehr machten. Der ehrenwerte Kater war auch da. Er tänzelte den ganzen Weg vor uns her. Er wirkte erleichtert, als er sah, dass der Lama Mingyar Dondup bei mir war.

Bald erreichten wir den alten Mönch, der immer noch die Augen geschlossen hatte. Mein Mentor kniete neben ihm nieder und nahm verschiedene Päckchen aus dem Innern seiner Robe. Bandagen und ein Mittel, das er auf ein Stück Stoff träufelte und es dem alten Mönch unter die Nase hielt. Der alte Mönch nieste heftig und öffnete angestrengt und schmerzgequält die Augen. Er sah sehr erleichtert aus, als er erkannte, wer sich um ihn kümmerte. «Es ist alles gut, mein Freund, Hilfe ist auf dem Weg zu dir», sagte

mein Mentor beruhigend. Der alte Mönch schloss daraufhin wieder seine Augen und seufzte vor Erleichterung.

Mein Mentor hob die Robe des Mönchs hoch, und wir sahen Teile des Knochens, direkt unterhalb des Knies, durch die Haut des Beines ragen. Mein Mentor sagte: «Halte seine Hände, Lobsang. Halte sie ganz fest. Lege dein ganzes Gewicht darauf, sodass er sich nicht bewegen kann. Ich werde jetzt das Bein geradeziehen.» Damit fasste er den Knöchel des Mönchs und mit einem schnellen Zug streckte er das Bein und ich sah, wie der Knochen unter der Haut verschwand. Es wurde so schnell und so sorgfältig ausgeführt, dass der alte Mann nicht einmal Zeit zum Stöhnen hatte.

Schnell griff mein Mentor nach zwei gut erreichbaren Ästen von einem großen Busch. Mit einem Messer schnitt er sie ab und umwickelte und polsterte sie mit einem Stück seiner eigenen Robe aus und band sie dem Mönch als Schiene um das Bein. Dann setzten wir uns hin und warteten.

Bald war ein Schlurfen und ein Stapfen zu vernehmen, als eine Gruppe von Mönchen unter der Führung eines Lamas den Pfad hinunterkam. Wir riefen ihnen zu und wiesen sie an die Stelle, wo wir uns befanden. Vorsichtig gruppierten sie sich rund um den alten Mönch herum. Ein junger Mönch, ganz und gar nicht vorsichtig, versuchte anzugeben, um zu zeigen, wie trittsicher er war. Er rutschte auf dem losen Gestein aus und begann den ganzen Abhang hinunterzuschlittern. Ein Strauch verfing sich am unteren Ende seiner Robe und zog sie ihm geradewegs über seinen Kopf hinweg. Nun stand er da wie eine geschälte Banane und wankte nackt vor den Augen der Pilger auf der Ringstraße darunter. Mein Mentor kicherte und beauftragte zwei andere Mönche, ihn unverzüglich zu bergen. Als er zurückgeholt wurde, sah er sehr beschämt und sehr rot im Gesicht aus. Ich bemerkte, dass er wohl ein paar Tage lang stehen musste, wenn er es einigermaßen bequem haben wollte. Denn die Stelle, wo er mit dem Boden in Kontakt kam, war doch arg von den Steinen aufgeschürft!

Behutsam drehten die Mönche den verletzten Mann auf die Seite, sodass sie unter ihn ein Stück starkes Segeltuch schieben konnten. Dann drehten

sie ihn zurück und zogen das Tuch unter ihm auf der anderen Seite hervor, sodass er auf einer praktischen Liege lag. Sie schlugen das Tuch rund um ihn herum und formten es zu einer Röhre. Dann schoben sie eine starke Stange hinein und banden ihn mit breiten Gurten an der Stange fest. Glücklicherweise war er bewusstlos. Zwei Mönche hoben anschließend die Enden der Stange an, während die anderen Mönche dahinter halfen, indem sie schoben und die Schritte sicherten. Langsam und vorsichtig machten sie sich den Bergpfad hinauf durch das Gebüsch und erreichten schließlich die Sicherheit des Chakpori.

Ich stand da und streichelte den ehrenwerten Kater und erzählte meinem Mentor, wie er mich geholt und nach unten geführt hatte, um dem alten Mann zu Hilfe zu kommen.

«Der arme Kerl wäre wahrscheinlich gestorben, wenn du uns nicht gerufen hättest, ehrenwerter Kater», sagte mein Mentor und fuhr ihm durch das Fell. Dann wandte er sich an mich und fügte lobend hinzu: «Gute Arbeit, Lobsang, du hast gut begonnen. Mach weiter so.»

Zusammen stiegen wir den Bergpfad hinauf. Beide beneideten wir den ehrenwerten Kater, der mit Leichtigkeit vornewegtanzte und Luftsprünge vollführte. Mein Mentor ging wieder ins Chakpori. Doch ich blieb noch und setzte mich oben auf einen Felsblock. Von dort aus neckte ich den ehrenwerten Kater mit einem schönen, biegsamen Stück Rinde, das er für einen wilden Feind hielt. Er sprang danach, fauchte und knurrte und attackierte sie und uns überkam ein inniges und starkes Gefühl der Freundschaft.

Kapitel 13

Es war gut, wieder zurück im Chakpori zu sein. Gut, wieder unter denjenigen zu sein, die mir vertraut waren. Hier waren die Lehrer eine hingebungsvolle Truppe. Prädestiniert, um Medizinlamas auszubilden. Mein Mentor hatte vorgeschlagen, dass ich die Fächer Pflanzenheilkunde, Anatomie und Medizin belegen sollte, da das Chakpori das führende Zentrum für diese Ausbildung war.

Mit fünfundzwanzig anderen Jungen wie ich, älteren Burschen und einem oder zwei jungen Mönchen aus anderen Lamaklöstern, saß ich auf dem Boden in einem unserer Vorlesungssälen. Der Lamalehrer zeigte Interesse an seiner Arbeit, und daran, uns zu unterrichten.

«Wasser», sagte er, «Wasser ist der Schlüssel für eine gute Gesundheit. Die Menschen trinken nicht genug, damit der Körper richtig funktioniert. Man isst, und im Verdauungstrakt befindet sich ein zäher Brei, der den langen Weg durch den Darm nicht passieren kann. Das Resultat ist Darmträgheit, eine schlechte Verdauung und ein völliges Unvermögen, Metaphysik zu studieren und zu praktizieren.» Er hielt inne und sah sich um, so als wollte er sehen, ob wir anders darüber dachten!

«Herr Lehrer», meldete sich ein junger Mönch aus einem weniger bekannten Lamakloster, «wenn wir zum Essen trinken, dann verdünnen wir doch damit den Magensaft, so wurde es mir jedenfalls erklärt.» Der junge Mönch schwieg abrupt und schaute sich verunsichert um, so als hätte ihn seine eigene Kühnheit überrascht.

«Eine gute Frage!», sagte der Lamalehrer. «Viele Leute haben diesen Eindruck, doch der ist falsch. Der Körper hat die Fähigkeit, einen hochkonzentrierten Verdauungssaft zu produzieren. Dieser Saft kann so konzentriert sein, dass unter bestimmten Bedingungen der Verdauungssaft beginnt, den eigenen Körper zu verdauen!»

Wir sperrten vor Staunen den Mund auf, und ich erschrak bei dem Gedanken, dass ich mich selbst aufaß. Der Lehrer lächelte, als er sah, welche Aufregung er verursacht hatte. Er schwieg noch ein paar Augenblicke, um uns die ganze Tragweite vor Augen zu führen. «Wie werden Magengeschwüre und Magenverstimmungen verursacht?», fragte er und blickte von einem zum anderen, in der Hoffnung, eine Antwort zu bekommen.

«Herr Lehrer», war meine beherzte Antwort, «wenn eine Person sich Sorgen macht, bekommt sie Magengeschwüre, so ähnlich wie sie Kopfschmerzen bekommen kann!»

Der Lehrer lächelte und sagte: «Ein guter Vorschlag! Ja, eine Person macht sich Sorgen, was dazu führt, dass die Magensäfte in ihrem Magen immer konzentrierter werden. Letztendlich wird der schwächste Teil des Magens angegriffen, und die Säuren, die normalerweise die Nahrung verdauen, fressen dann diesen schwachen Teil an, wodurch schließlich ein Loch entstehen kann. Die stechenden Schmerzen wühlen den Mageninhalt auf, und das führt zu einer weiteren Konzentration der Säfte. Schließlich sickert die Säure durch das von ihr angerichtete Loch, dringt in das Magengewebe ein und verursacht ein sogenanntes Magengeschwür. Eine angemessene Menge Wasser würde die Lage erheblich verbessern und könnte sogar Geschwüre verhindern. Die Moral der Geschichte; wenn ihr euch Sorgen macht, trinkt Wasser und reduziert so das Risiko, ein Magengeschwür zu bekommen!»

«Herr Lehrer», meldete sich ein argloser Junge, «ich hoffe nicht, dass die Leute das zu sehr beherzigen. Ich bin einer von denen, die Wasser den Berg hinauftragen müssen. Und die Arbeit ist jetzt schon hart genug.»

Die meisten Menschen machen sich keine Gedanken über die Probleme eines Landes wie Tibet. Wir hatten zwar viel Wasser, aber das meiste davon lag am falschen Ort! Um den Bedarf eines Lamaklosters wie des Potala oder des Chakpori zu decken, mussten ganze Mannschaften von Arbeitermönchen und Jungen ausrücken und Ledereimer über Ledereimer Wasser den Bergpfad hochtragen. Beladene Pferde und Yaks wurden auch eingesetzt,

um das notwendige Wasser für unser Dasein zu transportieren. Ganze Arbeiterschaften schufteten endlos, um die Wassertanks gefüllt zu halten, die an gut erreichbaren Stellen platziert waren. Wir konnten nicht einfach einen Wasserhahn aufdrehen und fanden im Überfluss heißes oder kaltes Wasser vor. Unser Wasser musste aus einem Tank geschöpft werden. Auch der sehr feine Flussbettsand musste hochgeschleppt werden, der für das Reinigen der Gefäße und das Schrubben der Böden verwendet wurde. Wasser war kostbar! Unsere Wäscherei war das Flussufer. Wir brachten unsere Kleider zum Fluss, anstatt den Fluss den Berg hochzutragen.

Der Lamalehrer ignorierte die dumme Bemerkung und sprach weiter: «Die schlimmste Beschwerde, die die Menschen plagt, ist …», er machte eine dramatische Pause, während wir an Seuchen oder Krebs dachten, «die Verstopfung! Die Verstopfung verursacht mehr allgemeine Gesundheitsstörungen als jede andere Beschwerde. Sie legt den Grundstein für weitaus schwerwiegendere Erkrankungen. Sie macht einen träge, schlecht gelaunt und elend krank. Verstopfung kann geheilt werden!» Einmal mehr hielt er inne und schaute sich um. «Nicht durch hohe Dosen Cascara Sagrada, nicht durch literweises Rizinusöl, sondern indem man genügend Wasser trinkt. Nehmen wir an, wir essen. Wir nehmen Nahrung zu uns, und die muss nun durch unseren Magen und durch unseren Darm wandern. Im Letzteren entziehen die sogenannten Darmzotten den verdauenden und verdauten Speisen die Nährstoffe. Wenn die Nahrung zu zäh, zu fest ist, dann kann sie nicht von den Darmzotten aufgenommen werden. Sie wird zu harten Klumpen zusammengepresst. Der Darm sollte sich in «wellenartigen» Bewegungen zusammenziehen, was als Peristaltik bekannt ist. Diese Bewegung schiebt die Nahrung entlang des Verdauungskanals und schafft Platz für mehr. Doch wenn die Nahrung zu fest ist, dann führt die Peristaltik lediglich zu Schmerzen, ohne jedoch eine Bewegung zu bewirken. Deshalb ist Wasser absolut unentbehrlich, um die Masse aufzuweichen.»

Es ist eine betrübliche Tatsache, dass alle Medizinstudenten sich einbilden, sie hätten all die Symptome, die sie gerade studieren. Ich drückte

meinen Unterbauch, und ja, ich war mir sicher, er fühlte sich hart an. Ich muss etwas dagegen unternehmen, dachte ich.

«Herr Lehrer, wie wirkt ein Abführmittel?», erkundigte ich mich. Der Blick des Lehrers richtete sich auf mich. Ein Lächeln zeigte sich in seinen Augen. Ich nehme an, dass er beobachtet hatte, wie sich die meisten von uns nach «harten Massen» abtasteten.

«Eine Person, die ein Abführmittel nehmen muss, hat bereits einen Mangel an Körperflüssigkeit. Sie ist verstopft, weil es ihr an ausreichender Flüssigkeit fehlt, um die zusammengepressten Abfallstoffe aufzuweichen. Daher ist es wichtig, Wasser aufzunehmen. Das Abführmittel bewirkt, dass der Körper zuerst Wasser durch die Darmzotten abgibt, um die Masse aufzuweichen und geschmeidig zu machen. Dieser Vorgang regt die Peristaltik an. Schmerzen treten dann auf, wenn die zusammengepressten Klumpen an den Darmwänden haften bleiben und der Körper dehydriert bleibt. Nach der Einnahme eines Abführmittels sollte man immer viel Wasser trinken.» Er lächelte, während er noch hinzufügte: «Und selbstverständlich möchte ich unserem wassertragenden Freund noch sagen, dass sich der Betroffene auch ans Flussufer legen und dort viel Wasser trinken kann!»

«Herr Lehrer, warum haben diejenigen, die unter Verstopfung leiden, eine solch unreine Haut und all diese Pickel?» Ein Bursche mit einer sehr unreinen Haut fragte das, und er wurde ganz rot, als sich jeder in seine Richtung drehte.

«Wir sollten unsere Abfallstoffe auf die von der Natur vorgesehene Weise loswerden», antwortete unser Lehrer. «Wenn der Mensch jedoch diese Methode behindert, gelangen die Abfallstoffe ins Blut und verstopfen die lebenswichtigen Gefäße. Der Körper versucht dann, die Abfallstoffe über die Poren der Haut loszuwerden. Aber auch hier wieder ist der Stoff nicht flüssig genug, um durch die feinen Porenkanäle zu fließen, und das Resultat ist eine verstopfte und verunreinigte Haut. Trinkt viel Wasser, bewegt euch in einem vernünftigen Maß, und dann müssen wir weniger für Cascara Sagrada, Feigensirup und Rizinusöl ausgeben.» Er lachte und sagte: «Nun

wollen wir dieses Thema beenden, sodass ihr alle hinauslaufen und ein paar Liter Wasser trinken könnt!» Er winkte mit der Hand, dass wir entlassen waren, und ging zur Türe, als ein Bote hereinplatzte.

«Ehrwürdiger Herr Lehrer! Ist ein Junge, namens Rampa, Tuesday Lobsang Rampa, hier, bitte?» Der Lehrer sah sich um und winkte mich mit dem Finger heran. «Du, Lobsang, was hast du dieses Mal angestellt?», erkundigte er sich milde. Ich ging zögernd nach vorne und setzte mein Bestes und bemitleidenswertestes Humpeln auf und fragte mich, welche Schwierigkeiten es nun schon wieder gab. Der Bote sagte dem Lama: «Der Junge muss unverzüglich zum Herrn Abt gehen. Ich muss ihn gleich mitnehmen. Warum weiß ich nicht.»

Oh, was kann das jetzt schon wieder sein, fragte ich mich. Könnte mich jemand gesehen haben, wie ich Tsampa auf die Mönche fallen ließ? Hatte mich jemand gesehen, wie ich dem Vorsteher der Akoluthen Salz in den Tee schüttete? Oder vielleicht – düster überflog ich in Gedanken die verschiedenen «Sünden», von denen ich wusste, dass ich sie begangen hatte. Was wäre, wenn der Herr Abt gleich über mehrere meiner Vergehen wusste?

Der Bote führte den Weg durch die kalten, kahlen Korridore des Chakpori an. Hier gab es keinen Luxus und keine Stoffverzierungen wie im Potala. Hier war alles nur zweckmäßig. An einer Tür, die von zwei Aufsichtsbeamten bewacht wurde, blieb der Bote stehen und murmelte: «Warte!», bevor er hineinging.

Ich stand da und trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Die Aufsichtsbeamten starrten mich versteinert an, so als wäre ich eine minderwertige Form menschlichen Lebens. Der Bote erschien wieder. «Geh hinein!», kommandierte er, und gab mir einen Stoß.

Zögernd betrat ich die Tür, die hinter mir geschlossen wurde. Ich trat ein und blieb unwillkürlich vor Verwunderung stehen. Hier gab es keine Schlichtheit! Der Herr Abt, der in den kostbarsten Gewändern von Rot und Gold gekleidet war, saß auf einem erhöhten, etwa einen Meter zwanzig hohen Podest. Vier Lamas standen ihm zu Diensten. Als ich mich von meinem

Schrecken erholt hatte, verbeugte ich mich auf die vorgeschriebene Weise so inbrünstig, dass meine Gelenke knackten und meine Schale und das Amulettkästchen im Einklang mitklapperten. Hinter dem Herrn Abt gab mir ein Lama ein Zeichen, nach vorne zu kommen. Als ich den vorgesehenen Platz erreicht hatte, hob er die Hand.

Schweigend betrachtete mich der Herr Abt von oben bis unten. Er begutachtete meine Robe, meine Sandalen und vermutlich nahm er auch meinen gut geschorenen Kopf zur Kenntnis. Er wandte sich an einen seiner diensthabenden Lamas: «Ahh! Dies ist also der Junge, wie?»

«Ja, Herr», erwiderte der Lama, an den er die Frage gerichtet hatte.

Wieder folgte dieses Starren, das kühl überlegte Abschätzen: «Ahh! Mein Junge, du bist also derjenige, der dem Mönch Tengli zu Hilfe kam? Ahh, soso!» Der Lama, der mir vorher das Zeichen gegeben hatte, bewegte seine Lippen und zeigte auf mich. Ich hatte verstanden.

«Ich war vom Glück begünstigt, Herr Abt», erwiderte ich, wobei ich hoffte, dass meine Worte von einer angemessenen Demut zeugten.

Wieder dieser Blick, der mich inspizierte, so als ob ich eine Art Insekt auf einem Blatt wäre. Schließlich sprach er wieder: «Ähh, ahh! Ja! Oh! Du hast ein Lob verdient, mein Junge. Hmm!» Er wandte seinen Blick ab und der Lama hinter ihm signalisierte mir, mich zu verbeugen und zu gehen. Also, drei Verbeugungen und ein vorsichtiger Rückzug nach hinten, begleitet von einem telepathischen «Dankeschön» an den Lama, der mich mit so klaren Zeichen geführt hatte. Die Tür stieß gegen meinen Hintern. Froh darüber, fummelte ich nach dem Türgriff hinter mir. Ich trat hindurch und ließ mich mit einem erleichterten «Puh!» gegen die Wand sinken. Meine Augen bewegten sich aufwärts und trafen auf die eines riesigen Aufsichtsbeamten. «Na! Gehst du in die himmlischen Gefilde ein? Häng dort nicht so herum, Junge!», donnerte er in meine Ohren. Verdrießlich rückte ich meine Robe zurecht und ging den Korridor hinunter, während mir die beiden Aufsichtsbeamten finster hinterherschauten. Irgendwo knackte eine Tür und eine Stimme rief: «Halt!»

«Du meine Güte, bei Buddhas Zahn, was habe ich denn jetzt wieder verbrochen?», fragte ich mich verzweifelt. Ich blieb stehen und drehte mich um, um zu sehen, worum es ging. Ein Lama kam auf mich zugelaufen und Gott sei Dank, er lächelte! Dann erkannte ich ihn als den Lama, der mir hinter dem Rücken des Herrn Abt die Zeichen gegeben hatte. «Du hast eine gute Darbietung geboten, Lobsang», flüsterte er zufrieden. «Du hast alles genau so gemacht, wie man es sollte. Hier ist ein Geschenk für dich. Der Herr Abt liebt sie auch!» Er schob mir ein erfreulich dickes Päckchen in die Hand, klopfte mir auf die Schulter und ging davon. Ich stand völlig verblüfft da und drückte leicht das Päckchen, um den Inhalt zu erraten. Ich schaute auf und die zwei Aufsichtsbeamten lächelten mir wohlwollend zu. Sie hatten die Worte des Lamas auch gehört. «Oh!» entfuhr es mir, als ich sie anschaute. Lächelnde Aufsichtsbeamte waren so ungewohnt, dass es mir regelrecht Angst machte. Ohne lange zu überlegen, eilte ich so schnell ich konnte aus dem Korridor.

«Was hast du da, Lobsang?», piepste eine feine Stimme. Ich schaute mich um. Da stand ein Junge, der erst neulich aufgenommen wurde. Er war kleiner als ich und hatte Schwierigkeiten, sich einzugewöhnen.

«Esswaren, glaube ich», erwiderte ich.

«Oh, lass sie uns kosten, ich hab mein Essen verpasst», sagte er begierig. Ich sah ihn an. Er schien wirklich hungrig zu sein. Es gab einen Lagerraum auf der Seite. Ich führte ihn hinein und wir setzten uns hinten an der Wand auf einige Gerstensäcke. Vorsichtig öffnete ich das Päckchen und enthüllte die indischen Süßigkeiten. «Oh», sagte der kleine Junge, «so etwas habe ich noch nie gegessen.» Ich reichte ihm einen der rosa Kekse hinüber, den mit dem weißen Zeug obendrauf. Er biss hinein und seine Augen wurden immer runder und runder. Plötzlich erinnerte ich mich, dass ich noch einen weiteren Keks in der linken Hand gehalten hatte – aber der war weg! Ein Geräusch hinter mir veranlasste mich, mich umzudrehen. Dort war einer von unseren Katern und aß meinen Keks auf und ließ ihn sich schmecken! Mit

einem resignierten Seufzen griff ich einmal mehr in die Packung, um einen weiteren Keks für mich herauszunehmen.

«Rarrh?», sagte eine Stimme hinter mir. Eine Pfote berührte meinen Arm. «Rarrh? Mrraw!», sagte die Stimme erneut, und als ich mich umdrehte, um nachzuschauen, hatte er mir schon meinen zweiten Keks stibitzt und fraß ihn auf.

«Oh, du gemeiner Dieb!», rief ich ärgerlich aus. Dann aber besann ich mich, wie gut doch diese Kater waren, sie waren meine Freunde und trösteten mich immer. «Es tut mir leid ehrwürdiger Wächterkater», sagte ich reumütig, «du arbeitest für deinen Lebensunterhalt und ich nicht.» Ich legte meine Kekspackung hin und legte die Arme um den Kater, der unentwegt schnurrte und schnurrte.

«Oh», sagte der kleine Junge, «Sie lassen mich sie nicht einmal anfassen. Wie machst du das nur?» Er streckte seine Hand aus und griff «versehentlich» nach einem weiteren Zuckerkeks. Als ich keine Einwände erhob, entspannte er sich wieder und setzte sich zurück, um ihn gemütlich zu essen. Der Kater schnurrte weiter und stieß seinen Kopf gegen mich. Ich hielt ihm noch einmal einen halben Keks hin, doch er hatte genug. Er schnurrte nur noch lauter und rieb sein Gesicht dagegen und schmierte sich den ganzen klebrigen Sirup in seine Schnurrhaare. Zufrieden, dass ich sein Dankeschön verstanden hatte, schlenderte er davon, sprang auf den Fenstersims und saß dort und putzte sich im warmen Sonnenschein. Als ich mich umdrehte, bemerkte ich, dass der kleine Junge den Keks, an dem sich der Kater gerieben hatte, aufgehoben und sich in den Mund gesteckt hatte.

«Glaubst du an die Religion?», fragte der kleine Junge.

Glaubte ich an die Religion, dachte ich. Was für eine höchst merkwürdige Frage. Hier wurden wir als Medizinlamas und buddhistische Priester ausgebildet und ich werde gefragt: «Glaubst du an die Religion?» Verrückt, dachte ich. Verrückt. Dann dachte ich noch weiter darüber nach. Glaubte ich an die Religion? An was glaubte ich eigentlich?

«Ich wollte nicht hierherkommen», sagte der kleine Junge, «aber sie haben darauf bestanden. Ich betete zur heiligen Mutter Dolma. Ich betete inständig, nicht hierherkommen zu müssen, und dennoch musste ich hierherkommen. Ich betete, dass meine Mutter nicht sterben würde, und trotzdem ist sie gestorben. Dann kamen die Totenbeseitiger und nahmen ihren Körper mit und gaben ihn den Geiern. Noch nie wurde ein Gebet von mir erhört und von dir, Lobsang?»

Wir saßen da im Lagerraum und lehnten uns gegen die Gerstensäcke. Am Fenster putzte sich der Kater unentwegt. Er leckte sich die Vorderpfote, wischte sie über die Seite des Gesichts, leckte wieder die Vorderpfote, fuhr über den Kopf hinweg und hinten an den Ohren herunter und erneut an der Seite über das Gesicht. Es war beinahe hypnotisch, als er so dasaß und sich leckte und putzte und sich putzte und leckte …

Gebet? Nun, wenn ich darüber nachdenke, scheint auch bei mir das Beten nicht zu funktionieren! Aber wenn das Gebet schon keine Wirkung hat, warum mussten wir dann beten?

«Ich brannte viele Weihrauchstäbchen ab», sagte der kleine Junge bescheiden. «Ich nahm sie erst noch aus einem besonderen Kästchen meiner ehrenwerten Großmutter. Doch Gebete funktionieren bei mir nie. Schau mich doch an. Jetzt bin ich hier im Chakpori und werde ausgebildet für etwas, das ich gar nicht sein möchte. Aber warum? Warum muss ich Mönch werden, wenn ich gar kein Interesse daran habe?»

Ich spitzte die Lippen, hob die Augenbrauen an und runzelte die Stirn genauso wie der Abt es neulich bei mir getan hatte. Dann musterte ich den kleinen Jungen kritisch von Kopf bis Fuß. Schließlich sagte ich: «Weißt du was, wir lassen die Sache erst einmal auf sich beruhen. Ich werde darüber nachdenken, und wenn ich die Antwort weiß, werde ich sie dich wissen lassen. Mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, weiß alles und ich werde ihn in dieser Angelegenheit um Rat fragen.» Als ich mich umdrehte, um mich aufzurappeln, sah ich, dass das Päckchen mit den indischen Süßigkeiten schon halb aufgegessen war. Auf eine Eingebung hin verschloss ich die

Packung und drückte sie dem kleinen Jungen in die Hände, der mich überrascht ansah. «Hier», sagte ich, «du kannst sie haben, sie werden dir helfen, an andere Dinge zu denken als nur an das Geistige. Nun musst du gehen, denn ich muss nachdenken!» Ich fasste ihn am Ellenbogen und führte ihn zur Türe und schob ihn hinaus. Er war erfreut, gehen zu können, da er fürchtete, ich könnte meine Meinung ändern und die indischen Süßigkeiten zurückhaben wollen.

Als er weg war, wandte ich mich wichtigeren Dingen zu. An einem der Säcke hatte ich ein schönes Stück Schnur entdeckt. Ich ging hinüber und löste sie sorgfältig aus dem Hals des Sackes heraus. Dann ging ich zum Fenster und der Kater und ich spielten ein hübsches Spiel. Er jagte dem Ende der Schnur hinterher, sprang über die Säcke, tauchte zwischen ihnen hindurch und hatte ganz allgemein viel Spaß. Schließlich waren er und ich fast gleichzeitig müde. Er kam hervor, stieß mich an und stand mit seinen Hinterbeinen und aufgerichtetem Schwanz da und sagte: «Mrrawh!» Er sprang auf den Fenstersims und verschwand auf einen seiner mysteriösen Streifzüge. Ich steckte das Stück Schnur vorne in meine Robe und schlenderte zur Tür hinaus und durch den Korridor, bis ich schließlich mein eigenes Zimmer erreichte.

Eine Zeitlang stand ich vor dem sehr bedeutenden Bild. Es war eine Männergestalt und man konnte in ihn hineinsehen. Zuerst gab es die Luftröhre. Auf der linken Seite der Luftröhre waren zwei Mönche abgebildet, die eifrig dabei waren, Luft in die Lunge zu fächeln. Auf der rechten Seite fächelten zwei weitere Mönche, Luft in die rechte Seite der Lunge. Sie arbeiteten außerdem sehr hart, wie ich bemerkte. Dann gab es eine Darstellung eines Herzens. Hier waren die Mönche damit beschäftigt, Blut zu pumpen, oder besser gesagt, Flüssigkeit, denn man konnte nicht sehen, dass es Blut war. Etwas weiter unten gab es eine große Kammer, die den Magen darstellte. Ein Mönch, offensichtlich ein Obermönch, saß hinter einem Tisch, und fünf Mönche waren damit beschäftigt, Nahrungsbündel herbeizuschaffen, deren Menge der Obermönch notierte. Ein Stück weiter schöpften ein

paar Mönche Galle aus der Gallenblase, um die Nahrung zu verdünnen und die Verdauung zu unterstützen. Noch ein Stück weiter waren offenbar Mönche in einer chemischen Fabrik, der Leber, damit beschäftigt, verschiedene Substanzen mit eimerweise Säure zu zersetzen. Es war höchst faszinierend dieses Bild zu betrachten. Denn dann führte alles entlang durch Windungen über Windungen, die den Darm darstellen sollten und Mönche leiteten verschiedene Substanzen in den Darm ein. Weiter hinten befanden sich die Nieren, wo die Mönche verschiedene Flüssigkeiten trennten und sicherstellten, dass sie in die richtige Richtung abgeleitet wurden. Doch unterhalb der Blase gab es etwas sehr Interessantes zu sehen. Zwei Mönche saßen sich an einer Röhre gegenüber und kontrollierten offenbar den Flüssigkeitsdurchfluss. Dann wanderte mein Blick erneut zu dem Gesicht dieser Gestalt, und ich dachte mir, kein Wunder, dass sie so klagend aussieht, mit all diesen Leuten, die darin herumfuhrwerken und höchst bemerkenswerte Dinge verrichten! Ich stand noch eine Weile da in angenehmer Betrachtung und ließ meiner Fantasie freien Lauf, was die kleinen Leute im Innern dieser Gestalt anbetraf.

Schließlich vernahm ich ein leichtes Klopfen an der Verbindungstür und nach einem kurzen Moment wurde sie geöffnet. Ich drehte mich um und sah mein Mentor, den Lama Mingyar Dondup, dort stehen. Er lächelte anerkennend, als er sah, dass ich die Figur studierte. «Das ist in der Tat eine sehr alte Figur. Sie wurde in ihrer ursprünglichen Form von hervorragenden Kunsthandwerkern in China hergestellt. Die Originalfigur wurde lebensgroß aus verschiedenen Furnierhölzern angefertigt. Ich habe das Original gesehen, und es sieht tatsächlich lebensecht aus. Ich habe gehört, dass du beim Herrn Abt einen sehr guten Eindruck hinterlassen hast, Lobsang. Er ließ mich gleich danach wissen, dass er glaube, du hättest bemerkenswerte Potenziale.» Dann fügte er mit einer etwas ironischen Stimme hinzu: «Und ich konnte ihm versichern, dass der Erhabene gleicher Meinung war!»

In meinem Kopf kreisten meine Gedanken um die Religion. So sagte ich etwas zurückhaltend: «Herr Lehrer, darf ich Sie etwas fragen, was mich sehr beschäftigt?»

«Ja, aber sicher darfst du das. Wenn ich dir helfen kann, helfe ich dir gerne. Was hast du auf dem Herzen? Doch komm, lass uns in mein Zimmer gehen, wo wir uns bequem hinsetzen und Tee trinken können.» Er machte kehrt und ging voraus in sein Zimmer. Nach einem kurzen Blick bemerkte er, dass mein kleiner Nahrungsmittelvorrat bald zur Neige ging. In seinem Zimmer ließ er schnell einen Bediensteten kommen und der Tee wurde vor uns hingestellt. Als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, lächelte mich der Lama an und sagte: «Nun, wo liegt das Problem? Nimm dir Zeit und erzähle mir alles. Du brauchst nicht zur Abendandacht zu gehen.» Er setzte sich zurück in die Lotoshaltung mit den Händen auf dem Schoss gefaltet. Ich saß oder eher lehnte auf der Seite und versuchte, meine Gedanken zu ordnen, sodass ich mein Anliegen so klar wie möglich und ohne Stocken vortragen konnte.

«Ehrwürdiger Herr Lehrer», sagte ich schließlich, «mir bereitet die Religion Schwierigkeiten. Ich kann den Nutzen einer Religion nicht erkennen. Ich habe gebetet und andere haben auch gebetet, aber unsere Gebete wurden nie erhört. Wir scheinen in die Wüste gebetet zu haben. Es scheint, dass die Götter sich gar keine Gebete anhören. Da dies die Welt der Illusion ist, müssen Religionen und Gebete wohl auch eine Illusion sein. Ich weiß auch, dass viele Pilger Hilfe von den Lamas suchen, damit ihre Probleme gelöst werden können, doch ich habe noch nie gehört, dass sich je eines gelöst hat. Auch mein Vater, als ich noch einen Vater hatte, stellte einen Vollzeitpriester an, doch es schien auch in unserem Fall nicht viel genützt zu haben. Herr Lehrer, können Sie mir sagen, was der Nutzen einer Religion ist?»

Mein Mentor schwieg eine Weile und schaute auf seine gefalteten Hände. Schließlich seufzte er und blickte mich direkt an. «Lobsang», sagte er, «die Religion ist in der Tat etwas sehr Notwendiges. Es ist absolut unerlässlich und absolut wichtig, dass es die Religion gibt, die ihren Anhängern eine

spirituelle Disziplin auferlegen kann. Ohne Religion wären die Menschen schlimmer als wilde Tiere. Ohne Religion gäbe es keine Stimme des Gewissens. Und ich sage dir, es spielt überhaupt keine Rolle, ob man ein Hindu, Buddhist, Christ oder Jude ist. Alle Menschen haben rotes Blut und der Glaube, dem sie sich unterordnen, ist im Wesentlichen bei allen gleich.» Er hielt inne, sah mich an und versuchte herauszufinden, ob ich dem, was er sagte und meinte, folgen konnte. Ich nickte und er fuhr fort:

«Hier auf der Erde sind die meisten Menschen so etwas wie Kinder in einer Schule. Kinder, die nie den Schulleiter und nie die Welt außerhalb der Schule sehen. Stell dir vor, dass das Schulgebäude vollständig von einer hohen Mauer umgeben ist. Es gibt bestimmte Lehrer an der Schule, doch den Schulleiter bekommt diese besondere Klasse nie zu Gesicht. Die Schüler an der Schule hätten dann allen Grund zur Annahme, dass es gar keinen Schulleiter gibt, wenn sie nicht den Verstand hätten zu erkennen, dass es noch etwas Höheres geben musste als nur den durchschnittlichen Lehrer. Wenn die Kinder ihre Prüfungen bestehen und in eine höhere Klasse gehen, dann können sie die Mauer um die Schule verlassen und vielleicht sogar den Schulleiter treffen und die Welt dahinter sehen. Zu oft verlangen die Menschen Beweise. Sie müssen von allem Beweise haben. Sie müssen Beweise von Gott haben. Doch die einzige Methode, um solche Beweise zu erlangen, besteht darin, in der Lage zu sein, astralzureisen und hellsehen zu können. Denn wenn man über die Grenzen dieses eingemauerten Klassenzimmers hinausreisen kann, dann wird es möglich, die große Wahrheit zu erkennen.» Wieder hielt er inne und sah mich etwas besorgt an, um zu sehen, ob ich seinen Ausführungen zufriedenstellend folgen konnte. Eigentlich konnte ich es und verstand den vollen Sinn von dem, was er sagte.

«Lass uns weiter vorstellen, dass wir ein Klassenzimmer haben und wir glauben, dass unser Schulleiter Soundso genannt wird. Doch es gibt noch ein weiteres Klassenzimmer gleich neben uns, deren Studenten wir auch treffen können. Sie argumentieren mit uns und sagen, dass der Name des Schulleiters anders lautet. Doch dann mischt sich eine dritte Klasse grob ein

und erklärt uns, dass wir alle Dummköpfe seien, da es gar keinen Schulleiter gibt. Denn wenn es einen gäbe, hätten wir ihn sicherlich schon getroffen oder gesehen. Und wenn es tatsächlich einen Schulleiter gäbe, gäbe es auch keine Zweifel bezüglich seines Namens. Nun, Lobsang», sagte mein Mentor lächelnd, «wie du siehst, kann das eine Klassenzimmer voller Hindus sein, und sie nennen ihren Schulleiter bei einem Namen. Das nächste Klassenzimmer kann voller Christen sein, und sie nennen ihren Schulleiter wieder anders. Doch wenn wir die Kernaussage einer jeder Religion herausnehmen, dann stellen wir fest, dass jede Religion gemeinsame, grundlegende Merkmale hat. Das bedeutet, dass es einen Gott gibt, dass es ein Höheres Wesen gibt. Wir mögen ihn auf viele verschiedene Weise verehren, doch alles, was zählt, ist, dass wir ihn mit Glauben verehren.»

Die Türe öffnete sich und ein Bedienungsmönch brachte uns frischen Tee herein. Mein Mentor goss sich dankbar eine Tasse ein und trank davon, da er von dem vielen Reden durstig geworden war, und ich, nun, ich war der Meinung, dass auch ich etwas zu trinken brauchte, da ich vom Zuhören durstig geworden war. Die eine Ausrede war so gut wie eine andere!

«Lobsang, nehme einmal an, sämtliche Akoluthen, Mönche und Lamas im Wildrosenzaun-Lamakloster hätten niemanden der für ihre Disziplin verantwortlich wäre. Es gibt siebentausend Bewohner in diesem Lamakloster, siebentausend von ihnen. Angenommen, es gäbe keine Disziplin, keine Belohnung und keine Bestrafung, und angenommen, jede Person dort könnte tun und lassen, was sie wollte, ohne sich ein Gewissen machen zu müssen. Bald herrschte Anarchie, es käme zu Mord und Totschlag, alles könnte geschehen. Diese Männer werden durch Disziplin zur Ordnung gerufen, durch geistige als auch durch physische Disziplin. Doch es ist für alle Menschen auf der Welt äußerst wichtig, eine Religion zu haben, da man sowohl über eine geistige als auch über eine physische Disziplin verfügen muss, denn wenn es nur die physische Disziplin gibt, dann führt das zu einer Gewaltherrschaft, bei der der Stärkere gewinnt. Wenn jedoch eine geistige Disziplin vorhanden ist, hat man eher eine Richtlinie der Liebe. Die Welt von heute

braucht dringend eine Rückkehr zur Religion. Nicht einer bestimmten Religion, sondern irgendeiner Religion. Eine Religion, die dem Naturell der betreffenden Person am besten entspricht.»

Ich saß da und dachte über das alles nach. Ich konnte den Sinn der Disziplin einsehen, doch ich fragte mich, warum unsere Gebete nie erhört wurden. «Ehrwürdiger Herr Lehrer, das ist ja alles schön und gut, aber wenn die Religion schon so etwas Gutes für uns ist, warum werden dann unsere Gebete nicht erhört?», fragte ich. «Ich betete, dass ich nicht in diese Bruchb… – ähm – ich meine, in dieses Lamakloster kommen musste. Doch trotz all meiner Gebete musste ich hierherkommen. Wenn die Religion schon so etwas Gutes ist, warum wurde ich dann hierhergeschickt? Warum wurden meine Gebete nicht erhört?»

«Lobsang, woher weißt du, dass deine Gebete nicht erhört wurden? Du hast eine falsche Vorstellung von Gebeten. Viele Menschen denken, dass sie nur ihre Hände zu falten brauchen und einen mysteriösen Gott bitten müssen, ihnen einen Vorteil gegenüber ihren Mitmenschen zu sichern. Die Menschen beten für Geld. Manchmal beten sie darum, dass ihnen ein Feind in die Hände fällt. Im Krieg beten die gegnerischen Seiten für einen Sieg. Beide Seiten erklären, dass Gott auf ihrer Seite steht und bereit ist, den Feind zu schlagen. Du darfst nie vergessen, dass man, wenn man betet, in Wirklichkeit zu sich selbst betet. Gott ist nicht eine übermächtige Gestalt, die an einem Tisch sitzt und sich Bittgesuche in Form von Gebeten anhört und dann das erfüllt, worum man ihn bittet.» Er lachte, während er fortfuhr: «Stell dir vor, du würdest zu unserem Herrn Abt gehen und ihm sagen, dass du darum betest, dass er dich aus dem Lamakloster entlässt, oder dass er dir eine große Geldsumme gibt. Glaubst du, er würde deiner Bitte so nachkommen, wie du es erwartet hast? Er würde deiner Bitte eher auf einer Art und Weise nachkommen, wie du es von ihm nicht erwartet hast!»

Das leuchtete mir ein, doch es schien mir dennoch nicht viel Sinn zu machen, weiter zu beten, wenn es schon niemanden gab, der die gestellten Bitten erhörte oder das gewährte, worum man bat, und ich sagte ihm das.

«Aber deine Vorstellung von Gebeten ist eine gänzlich egoistische. Alles, was du die ganze Zeit haben möchtest, ist nur etwas für dich selbst. Glaubst du, du kannst zu einem Gott beten und ihn bitten, dir eine Kiste eingelegte Walnüsse zukommen zu lassen. Glaubst du, du kannst beten und dir wird eine große Schachtel indischer Süßigkeiten in die Arme gelegt? Gebete sollten für das Wohl der anderen sein. Gebete sollten dazu dienen, um Gott zu danken. Gebete sollten aus einer Erklärung bestehen, was du für andere tun willst und nicht für dich selbst. Wenn du betest, verleihst du deinen Gedanken eine gewisse Kraft, und wenn möglich oder wenn es günstig ist, solltest du laut beten, da dies den Gedanken zusätzliche Kraft verleiht. Doch achte darauf, dass deine Gebete uneigennützig sind und nicht im Widerspruch zu den Naturgesetzen stehen.»

Ich nickte bei all dem ein wenig beifällig, da es mir schien, dass Gebete doch nicht so viel taugten.

Mein Mentor lächelte über meine offensichtliche Unaufmerksamkeit und fuhr fort: «Ja, ich weiß, was du denkst. Ich weiß, dass du denkst, Beten sei reine Zeitverschwendung. Doch angenommen, eine Person wäre eben gestorben, oder wäre schon ein paar Tage lang tot und dein Gebet könnte erhört werden. Angenommen, du betest, dass diese Person ins Leben zurückkehren könnte. Glaubst du, dass es gut wäre, eine Person, die schon länger tot war, wieder ins Leben zurückzuholen? Die Menschen beten, dass Gott jemanden niederschlagen soll, der den Betenden gerade verärgert hat. Hältst du es für vernünftig zu erwarten, dass Gott sofort handelt und einfach jemanden tötet, nur weil eine aufgebrachte Person für solch einen Wunsch gebetet hat?»

«Aber, ehrwürdiger Herr Lehrer, die Lamas, die alle gemeinsam in den Tempeln beten, bitten doch auch um verschiedene Dinge. Wozu ist das dann gut?»

«Die Lamas, die gemeinsam in den Tempeln beten, haben dabei eine besondere Absicht. Sie beten, oder mit anderen Worten, sie lenken ihre Gedanken darauf aus, denen zu helfen, die in Not sind. Sie beten dafür, dass

jene, die erschöpft und verzweifelt sind, um Hilfe bitten können, um telepathische Hilfe. Sie beten, dass diejenigen, die wandernde Seelen sind und sich in der Wildnis jenseits dieses Lebens verirrt haben, herkommen und geführt werden mögen. Denn wenn eine Person stirbt und rein gar nichts über die andere Seite des Todes weiß, dann kann sie im Morast der Unwissenheit verloren gehen. Aus diesem Grund beten die Lamas, das heißt, sie senden telepathische Gedanken aus, damit diejenigen, die Hilfe brauchen, herbeikommen und sich helfen lassen mögen.» Er blickte mich streng an und fügte hinzu: «Die Lamas beten nicht für ihre eigene Anerkennung, sie beten nicht, dass sie befördert werden. Sie beten auch nicht, dass der Lama Soundso, der ein bisschen schwierig gewesen war, vom Dach fallen soll oder ähnliches. Sie beten nur, um anderen zu helfen.»

Meine Vorstellung vom Beten geriet ein wenig durcheinander, da ich immer geglaubt hatte, dass Gott oder die gesegnete Mutter Dolma ein Gebet erhören könnten, wenn es nur inbrünstig genug vorgetragen würde. Ich wollte zum Beispiel nie einem Lamakloster beitreten und ich habe gebetet und gebetet, bis meine Stimme beinahe versagte. Doch egal wie sehr ich auch gebetet habe, ich musste trotzdem ins Lamakloster gehen. Es schien, dass Beten lediglich etwas war, das möglicherweise nur anderen Menschen half.

«Ich habe deine Gedanken genau mitverfolgt, und ich bin nicht ganz einverstanden mit deiner Meinung», bemerkte mein Mentor. «Wenn man spirituell sein will, dann muss man für andere das tun, was man für sich selbst getan haben möchte. Du musst beten, dass du die Kraft und die Weisheit hast, anderen zu helfen oder ihnen Kraft und Weisheit zu geben. Du solltest nicht für deinen eigenen Vorteil beten, denn das ist eine Verschwendung der Zeit und ein nutzloses Unterfangen.»

«Dann ist eine Religion lediglich etwas, was wir für andere tun müssen?», fragte ich.

«Nein überhaupt nicht, Lobsang. Eine Religion ist etwas, die wir unmittelbar leben. Sie ist eine Verhaltensweise, die wir uns freiwillig auferlegen,

damit unser Überselbst gereinigt und gestärkt werden kann. Indem wir reine Gedanken hegen, halten wir die unreinen Gedanken von uns fern. Wir stärken damit das, zu dem wir zurückkehren, wenn wir den Körper verlassen. Doch wenn du im Astralreisen mehr bewandert bist, wirst du in der Lage sein, die Wahrheit für dich selbst herauszufinden. Im Augenblick und noch für ein paar weitere Wochen, musst du meine Aussage, so wie sie im Raume steht, akzeptieren. Die Religion ist etwas sehr Reales. Die Religion ist absolut notwendig. Wenn du betest und dein Gebet nicht so erhört wird, wie du denkst, dann könnte es sein, dass dein Gebet letztlich schon erhört worden ist. Denn bevor wir auf diese Erde kommen, legen wir einen genauen Plan von unseren Vor- und Nachteilen fest, die wir auf dieser Erde haben werden. Wir planen unser Leben auf der Erde, bevor wir hierherkommen, ähnlich wie ein Student an einer Hochschule seine Studienfächer plant, damit er am Ende des Studiums, das werden kann, wofür er ausgebildet wurde.»

«Glauben Sie, dass eine Religion irgend einer anderen überlegen ist, ehrwürdiger Herr Lehrer?», fragte ich etwas zurückhaltend.

«Nein, keine Religion ist besser als die Person, die sich zu dieser Religion bekennt. Hier haben wir unsere buddhistischen Mönche. Einige buddhistische Mönche sind gute rechtschaffene Männer, andere wiederum sind nicht so gut. Eine Religion ist für jede Person etwas Persönliches. Jede Person hat einen anderen Zugang zu einer Religion. Jede Person sieht etwas anderes in ihrer Religion. Es spielt keine Rolle, ob eine Person Buddhist, Hindu, Jude oder Christ ist. Alles, was zählt, ist, dass eine Person ihre Religion nach bestem Wissen und Gewissen und ihren Fähigkeiten gemäß praktiziert.»

«Herr Lehrer», fragte ich erneut, «ist es richtig für eine Person, wenn sie ihre Religion wechselt? Ist es richtig, wenn ein Buddhist Christ wird oder ein Christ ein Buddhist?»

«Meine persönliche Meinung ist, Lobsang, dass eine Person, außer unter sehr außergewöhnlichen Umständen, ihre Religion nicht wechseln sollte. Wenn eine Person im christlichen Glauben geboren wurde und in der westlichen Welt lebt, dann sollte diese Person beim christlichen Glauben bleiben,

da man sich den religiösen Glauben genauso aneignet, wie man sich die ersten Laute seiner Muttersprache aneignet. Es kommt oft vor, dass bei jemandem, der Christ ist und plötzlich zum Buddhismus wechselt, bestimmte vererbte Faktoren und anerzogene Verhaltensweisen auftreten, die dazu führen, dass die eigene Akzeptanz des neuen Glaubens geschwächt wird. Und um das zu kompensieren, wird man nur allzu oft zu Gunsten der neuen Religion zu eifrig und zu fanatisch, während gleichzeitig unter der Oberfläche allerlei ungelöste Zweifel und Konflikte herrschen. Das Resultat ist selten zufriedenstellend. Meine Empfehlung lautet daher, dass eine Person, wenn sie geboren wird und eine Religion angenommen hat, bei dieser Religion bleiben sollte.»

«Hmm», sinnierte ich, «dann scheint es, dass meine Vorstellung von einer Religion ganz verkehrt war. Es scheint, dass man geben muss und nicht um etwas bitten sollte. Man muss stattdessen hoffen, dass jemand anderer zu unseren Gunsten bittet.»

«Man kann um Verständnis bitten. Man kann im Gebet darum bitten, dass man anderen helfen kann, denn indem man anderen hilft, bringt man sich selbst etwas bei, und indem man andere lehrt, schult man sich selbst und wenn man andere rettet, rettet man sich selbst. Man muss geben, bevor einem gegeben werden kann. Man muss etwas von sich selbst geben, zum Beispiel, Mitgefühl und Erbarmen. Und solange man nicht in der Lage ist, von sich selbst zu geben, kann man von anderen nichts empfangen. Man kann kein Erbarmen bekommen, ohne zuerst Erbarmen gezeigt zu haben. Man kann kein Verständnis bekommen, ohne zuerst Verständnis für die Probleme anderer zu haben. Die Religion ist eine sehr bedeutsame Sache, Lobsang, zu bedeutsam, um sich mit ihr in einem so kurzen Gespräch wie diesem auseinanderzusetzen. Doch denke darüber nach. Überlege dir, was du für andere tun kannst und wie du anderen eine Freude machen und ihnen eine spirituelle Verbesserung bringen kannst. Und lass mich dich etwas fragen, Lobsang. Du hast sehr viel dazu beigetragen, das Leben des armen, alten Mönchs zu retten, der den Unfall hatte. Wenn du dir die Sache genau

überlegst, wirst du festgestellt haben, dass dir diese Tat nicht nur Freude, sondern auch ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit gegeben hat. Ist das nicht so?»

Ich dachte darüber nach. Ja, das war tatsächlich so. Es war eine große Freude für mich, hinter dem ehrenwerten Kater hinunterzusteigen und dann dem alten Mönch Hilfe zu bringen. «Ja, ehrwürdiger Herr Lehrer. Sie haben recht, ich empfand eine große Genugtuung», erwiderte ich schließlich.

Die Abendschatten fielen und der purpurne Mantel der Nacht breitete sich nach und nach über unser Tal aus. Im fernen Lhasa begannen die Lichter zu funkeln und ihre Bewohner fingen an hinter den Ölseidenblenden herumzugehen. Irgendwo unter unserem Fenster stieß eine Katze einen klagenden Schrei aus, der von einer anderen Katzenstimme in der Nähe beantwortet wurde. Mein Mentor erhob sich und streckte sich. Er schien steif zu sein, und als ich mich aufrappelte, fiel ich beinahe auf mein Gesicht, weil wir länger dagesessen und gesprochen hatten, als ich gedacht hatte, und ja, auch ich war steif. Zusammen schauten wir noch einige Augenblicke aus dem Fenster, dann sagte mein Mentor: «Es wäre vielleicht eine gute Idee, sich hinzulegen, denn wer weiß, was uns morgen erwartet? Wir werden vielleicht viel zu tun haben. Gute Nacht, Lobsang, gute Nacht.»

«Ehrwürdiger Herr Lehrer», sagte ich. «Vielen Dank für die Zeit und die Mühe, die Sie sich gemacht haben, mir dies alles zu erklären. Ich bin etwas langsam und vermutlich noch etwas schwerfällig im Kopf, doch ich fange an, es besser zu begreifen. Vielen Dank. Gute Nacht!»

Ich verbeugte mich, machte kehrt und ging auf die Verbindungstüre zu.

«Lobsang», rief mein Mentor. Ich drehte mich um und sah ihn an. «Der Herr Abt war außerordentlich zufrieden mit dir, und das ist eine Sache, die man aktenkundig machen sollte. Der Abt ist ein sehr ernster und strenger Mann. Du hast deine Sache gut gemacht, Lobsang. Gute Nacht.»

«Gute Nacht», sagte ich noch einmal, während ich in mein Zimmer ging. Schnell verrichtete ich meine einfachen Vorbereitungen für die Nacht. Dann legte ich mich hin, nicht etwa, um sofort einzuschlafen, sondern um noch

einmal über all die Dinge nachzudenken, die mir gesagt worden waren. Und während ich darüber nachdachte, wurde mir klar – ja, es war wahr, dass die richtige Einhaltung der eigenen Religion eine äußerst angemessene und ausgezeichnete geistige Disziplin bieten konnte.

Kapitel 14

«Oh! Autsch!» Schlaftrunken rollte ich mich herum und blieb noch eine Weile liegen und fragte mich, wo ich überhaupt war. Widerwillig wurde ich wach, nun ja, fast. Der Himmel im Osten war leicht rosa. Eiskristalle hingen hoch oben im Aufwind über den Berggipfeln und glitzerten in prismatischen Regenbogenfarben. Direkt über mir zeigte sich der Himmel immer noch in einem tiefen Purpur, ein Purpur, das sich während meines Beobachtens immer mehr lichtete. Du meine Güte, war das kalt! Der Steinboden war wie ein Eisblock und ich zitterte. Meine einzige dünne Wolldecke war ein ärmlicher Schutz gegen mein kaltes Bett. Gähnend rieb ich mir mit den Fingerknöcheln die Augen und versuchte, den Schlaf daraus zu vertreiben und die Überwindung des Aufstehens noch ein paar Minuten hinauszuschieben an diesem kalten Morgen.

Etwas gereizt und immer noch im Halbschlaf fummelte ich an meinem «Kissen» herum, das bei Tage meine Robe war. Immer noch etwas benommen vom tiefen Schlaf, zog und hantierte ich an ihr herum und versuchte herauszufinden, wo an ihr oben war. Verzweifelt, ich erwachte einfach nicht richtig, versuchte ich es mit einem wilden Raten und schlang die Robe um mich herum. Mit zunehmender Verdrießlichkeit stellte ich fest, dass ich sie verkehrtherum anhatte. Vor mich her murrend, zerrte ich sie mir wieder vom Leib. Ich zerriss sie buchstäblich, denn das alte, abgetragene Stück riss hinten der ganzen Länge nach auf! Düster betrachtete ich den Schaden und stand nackt in der frostigen Luft. Luft, die so kalt war, dass mein Atem wie eine weiße Wolke herausquoll. Nun gab es Ärger! Was wird wohl der Akoluthenvorsteher dazu sagen? Zerstörung lamaistischen Eigentums, mutwillige Beschädigung, blöder Dummkopf. Ich wusste genau, was er mir alles sagen würde – er hatte es mir schon oft gesagt.

Uns wurden keine neuen Roben herausgegeben. Wenn ein Junge seiner Robe entwachsen war, dann wurde ihm eine andere eines anderen Jungen

gegeben, der ebenfalls seiner entwachsen war. Unsere Roben waren alt. Einige hielten mehr durch Glauben zusammen als durch Stärke. Nun war meine Robe «hinüber» schlussfolgerte ich, als ich auf den traurigen Rest blickte. Zwischen meinen Fingern fühlte sich der Stoff dünn, abgenutzt und abgetragen an. Betrübt setzte ich mich hin und schlang meine Wolldecke um mich. Was sollte ich jetzt tun? Wohlüberlegt fügte ich noch ein paar Risse mehr hinzu. Dann ging ich mit meiner Wolldecke wie eine Robe um mich geschlungen hinaus und machte mich auf die Suche nach dem Akoluthenvorsteher. Als ich in seinem Dienstraum ankam, sagte er bereits schreckliche Dinge zu einem kleinen Jungen, der ein Paar andere Sandalen haben wollte.

«Füße gab es vor den Sandalen, mein Junge! Füße gab es vor den Sandalen!», sagte er. «Wenn es nach mir ginge, müsstet ihr alle barfuß herumlaufen, doch – hier – hier hast du ein Paar andere. Pass bloß auf sie auf. Und! Was willst du?», fragte er, als er mich in meiner fadenscheinigen Wolldecke erblickte.

Wie er mich ansah! Seine Augen starrten förmlich bei dem Gedanken, dass noch ein weiterer Akoluth etwas von seinem kostbaren Lagerbestand haben wollte. «Ehrwürdiger Herr Vorsteher», sagte ich etwas verzagt, «meine Robe ist zerrissen, doch sie war sehr, sehr dünn und war schon lange abgetragen.»

«Abgetragen!», brüllte er. «Ich bin derjenige, der sagt, wann etwas abgetragen ist und nicht du, du elender Bengel. Nun geh und mach dich an deine Arbeit in den Lumpen, die du hast, für deine Frechheit!» Einer der Mönchsgehilfen beugte sich vor und flüsterte etwas. Der Akoluthenvorsteher blickte ihn finster an und schrie: «Was? Was meinst du? Sprich lauter. Kannst du nicht lauter sprechen?»

Der Mönchsgehilfe schrie zurück: «Ich sagte, dass dies der Junge sei, den der Erhabene neulich zu sich gerufen hat! Er wurde auch von unserem Herrn Abt hier empfangen und er ist der Chela des ehrenwerten Meisters Lama Mingyar Dondup!»

«Ups! Huch!», keuchte der Akoluthenvorsteher. «Warum im Namen von Buddhas Zahn hast du mir das nicht gleich gesagt, wer er ist. Du bist ein Strohkopf, ein Trottel und noch schlimmer als alle Akoluthen zusammen!»

Der Akoluthenvorsteher drehte sich zu mir um, mit einem aufgesetzten künstlichen Lächeln in seinem strengen Gesicht. Ich konnte sehen, dass es ihm schwerfiel, freundlich zu blicken. Er sagte: «Zeig mir mal deine Robe, mein Junge.»

Schweigend übergab ich ihm meine Robe mit dem Hinterteil vorneweg, sodass er die Risse gleich als erstes sah. Er nahm das zerrissene Gewand und zog leicht daran. Zu meiner Freude vergrößerte sich der Riss, und mit einem weiteren leichten Ruck war die Robe in zwei Teile zerlegt. Der Akoluthenvorsteher blickte mich mit offenem Mund an und sagte: «Ja! Sie ist leicht gerissen, nicht wahr? Komm mit mir, mein Junge, du sollst eine neue Robe bekommen.» Er legte seine Hand an meinen Ellbogen, und als er dies tat, befühlte er meine Wolldecke. «Hmm! Die ist auch sehr dünn. Du hattest weder mit deiner Wolldecke noch mit deiner Robe Glück. Du sollst auch eine neue bekommen.»

Zusammen gingen wir in einen Nebenraum. Nun, Raum? Es war mehr wie eine Halle. Roben aller Arten hingen an befestigten Haken an den Wänden. Roben für die hohen Lamas bis zu den Arbeitsgewändern der Hilfsarbeiter. Mit seiner Hand an meinem Arm führte er mich mit zugespitzten Lippen an ihnen entlang. Immer wieder mal blieb er stehen, um ein Gewand zu befühlen. Es war, als liebte er jedes einzelne Stück. Wir kamen in den Teil, wo die Gewänder für die Akoluthen hingen. Wir blieben stehen und er legte seine Finger an sein Kinn und zog an seinem Ohrläppchen herum.

«So, du bist also der Junge, den es zuerst den Berg herunter und dann wieder den Berg hinauf auf das goldene Dach geblasen hat? Hmm! Und du bist der Junge, der auf spezielles Geheiß den Erhabenen aufgesucht hat, nicht wahr? Hmm! Und du bist der Junge, von dem ich im persönlichen Gespräch mit dem Herrn Abt dieses Lamaklosters gehört habe. Hmm! Und

du hast, nun, das ist höchst außergewöhnlich, erst noch die Gunst des Herrn Abt selbst erlangt, Hmm!»

Er runzelte die Stirne und schien in die Ferne zu blicken. Meine Vermutung lag nahe, dass er versuchte zu ergründen, ob ich den Erhabenen oder vielleicht auch den Herrn Abt wieder einmal sehen müsste. Und wer weiß, selbst ein kleiner Junge konnte dazu benutzt werden, um das gesteckte Ziel eines ehrgeizigen Mannes voranzutreiben.

«Ich werde jetzt etwas sehr Außergewöhnliches tun. Ich werde dir eine brandneue Robe geben, eine, die erst letzte Woche angefertigt wurde. Wenn dich schon der Erhabene, der Herr Abt und der Oberlama Mingyar Dondup bevorzugt hat, dann muss ich dafür sorgen, dass du so eingekleidet bist, dass du in ihre Gegenwart treten kannst, ohne Schande über mich zu bringen. Hmm!»

Er wandte sich ab und führte den Weg in einen weiteren Raum an, einen Nebenraum des großen Lagers. Hier gab es neue Roben, die von Mönchen unter der Leitung von Lamas angefertigt worden waren. Er befühlte einen Stapel, der noch nicht in die Gestelle gehängt worden war und zog eine hervor und sagte: «Zieh diese an, lass uns sehen, ob sie passt.» Schnell entledigte ich mich meiner Wolldecke und war bedacht, dass ich sie sorgfältig zusammenfaltete, und dann probierte ich diese brandneue Robe an. Wie ich sehr wohl wusste, war eine so neue Robe ein Zeichen für die anderen Akoluthen und auch für die Mönche, dass man irgendwo Beziehungen hatte und somit eine Person mit einigem Einfluss war. So war ich in der Tat froh, eine neue Robe zu haben, denn während eine alte Robe manchmal darauf hinwies, dass man schon länger ein Akoluth war, so war eine nagelneue Robe ein Zeichen dafür, dass man bedeutend war.

Die neue Robe passte mir gut. Sie war viel dicker, und selbst in den wenigen Augenblicken, in denen ich sie anhatte, brachte sie meinem vormals zitternden Körper eine wohlige Wärme. «Diese passt mir ausgezeichnet, Herr Vorsteher», sagte ich erfreut.

«Hmm! Ich glaube, wir hätten da noch etwas Besseres. Warte einen Augenblick.» Er grub brummend und murmelnd tief in den Stapel hinein und immer wieder mal tastete er seine Gebetskette ab. Schließlich ging er zu einem weiteren Stapel und zog eine Robe von bester Qualität hervor. Mit einem Seufzen sagte er fast stöhnend: «Diese Robe ist aus einem besonderen Bestand. Sie wurde versehentlich aus einer hervorragenden Stoffqualität hergestellt. Nun probiere sie mal an. Ich denke, sie wird einen guten Eindruck auf unsere Obrigkeit machen.»

Ja, daran gab es keinen Zweifel. Es war eine vorzügliche Robe. Sie passte mir gut, eher noch etwas zu lang und reichte mir bis zu den Füßen. Doch das hieß, dass ich noch Platz zum Wachsen hatte, und diese brandneue Robe würde dann auch länger halten. Wie auch immer, eine Robe, die zu groß war, konnte immer noch durch ein größeres «Abteil» im Vorderteil gekürzt werden, und mit einer größeren Tasche im Vorderteil konnte ich mehr Dinge mit mir herumtragen. Ich drehte und drehte mich und der Akoluthenvorsteher begutachtete mich aufmerksam. Endlich nickte er und zog an seiner Unterlippe herum, bevor er wehmütig bemerkte: «Da wir schon so weit gegangen sind, müssen wir natürlich noch ein wenig weitergehen. Du kannst diese Robe behalten, mein Junge und ich werde dir noch eine weitere geben. Ich nehme an, dass du einer bist, der keine Ersatzrobe hat.»

Es fiel mir schwer, seinen Worten zu folgen, denn er murmelte vor sich hin und wühlte mit dem Rücken zu mir in einem Stapel von Roben herum. Schließlich zog er eine weitere hervor und sagte: «Nun, zieh diese noch an, um zu sehen, ob sie dir auch passt. Ich weiß, dass du der Junge bist, der ein Spezialzimmer im Lamaquartier bekommen hat, so wird dir die Robe nicht gleich von den größeren Jungen weggenommen.»

Ich war hocherfreut. Nun hatte ich zwei Roben, eine als Ersatz und eine für den Alltag. Der Akoluthenvorsteher betrachtete missfallend meine Wolldecke und sagte: «Oh ja, wir werden dir auch eine neue Wolldecke geben. Komm mit mir und bringe diese gleich mit.» Er eilte vor mir voraus in die Hauptlagerhalle und rief einen Mönch, der kam und eine Leiter mitbrachte.

Schnell stieg der Mönch die Leiter hoch und nahm aus einem Regal eine Wolldecke. Sie war eher etwas zu kontrastreich zu meiner Robe, also stieg der Akoluthenvorsteher mit einem verzweifelten Stöhnen selbst die Leiter hoch und ging nach hinten in einen Nebenraum. Nach wenigen Augenblicken kehrte er mit halb geschlossenen Augen und einer Wolldecke von erstklassiger Qualität zurück. «Nimm sie, mein Junge, nimmt sie», sagte er mit bewegter Stimme. «Diese ist eine von unseren besten Wolldecken, die versehentlich aus erstklassigem Stoff hergestellt wurde. Nimm sie, und denk daran, wenn dich der Herr Abt oder der Erhabene empfängt, dass ich dich gut behandelt und hervorragend eingekleidet habe.»

Ich sage Ihnen allen Ernstes, dass der Akoluthenvorsteher sich die Hände über die Augen hielt und schluchzte, als er daran dachte, sich von einem seiner besten Stücke zu trennen.

«Ich stehe tief in Ihrer Schuld, ehrwürdiger Herr Vorsteher», erwiderte ich. «Ich bin sicher (und hier kam meine Diplomatie ins Spiel!), dass auch mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, Ihre Güte und Ihre Großzügigkeit, mir diese Kleidungsstücke zu geben, sehr zu schätzen weiß. Vielen Dank!»

Nachdem ich das gesagt hatte, machte ich kehrt und ging aus dem Lagerraum. Als ich in den Korridor hinaustrat, winkte mir einer der Mönchsgehilfen draußen feierlich zu, und ich hatte echt Schwierigkeiten, nicht gleich laut loszulachen. Ich ging zurück den Korridor hinauf und in den Bereich der Lamaunterkünfte. Als ich mit der einen Robe und einer Wolldecke in meinen Armen entlanglief, stieß ich beinahe mit meinem Mentor zusammen.

«Oh, ehrwürdiger Herr Lehrer», rief ich aus, «es tut mir leid, aber ich konnte Sie nicht sehen.»

Mein Mentor lachte und sagte: «Du siehst ja aus wie ein Handelsreisender, Lobsang, so als kämst du gerade von den Bergen aus Indien zurück. Bist du etwa zufällig Händler geworden?»

Ich erzählte ihm von meinem Missgeschick und davon, wie meine Robe von oben bis unten zerriss. Ich erzählte ihm auch, dass der

Akoluthenvorsteher einem Jungen gesagt hatte, dass, wenn es nach ihm ginge, alle Jungen barfuß laufen müssten. Mein Mentor ging voraus in sein Zimmer und wir setzten uns. Gleich darauf verriet mir mein Inneres, dass ich noch nichts gegessen hatte. Glücklicherweise hörte mein Mentor diese Warnung. Er lächelte und sagte: «So, du hast also dein Fasten auch noch nicht gebrochen? Na, dann lass uns zusammen unser Fasten brechen.» Damit griff er mit der Hand nach vorne und läutete seine kleine Silberglocke.

Als das Tsampa vor uns stand, sprachen wir nicht miteinander, bis wir unsere Mahlzeit eingenommen hatten. Nachdem der Mönch das Geschirr abgeräumt hatte, sagte mein Mentor: «Du hast also den Akoluthenvorsteher beeindruckt? Du musst einen großen Eindruck gemacht haben, um gleich zwei gute Roben und eine neue Wolldecke zu bekommen. Ich werde zusehen müssen, dass ich mit dir Schritt halten kann!»

«Herr Lehrer, ich möchte gerne noch etwas wissen, was das Tragen von Kleidern angeht, denn wenn der Akoluthenvorsteher sagt, dass wir alle ohne Sandalen herumlaufen sollen, warum können wir dann nicht auch gleich ohne Kleider herumlaufen?»

Mein Mentor lachte und erklärte: «Vor vielen, vielen Jahren trugen die Menschen selbstverständlich keine Kleidung. Da sie keine Kleidung trugen, hatten sie auch nicht das Gefühl, dass ihnen solche Kleidungsstücke fehlten. Damals konnte der Körper der Menschen noch viel größere Temperaturschwankungen ausgleichen. Doch heute sind wir durch das Tragen von Kleidung verweichlicht und haben unseren Wärmeregulierungsmechanismus durch ihren Missbrauch ruiniert.» Er schwieg und sann eine Weile über das Problem nach. Dann lachte er und fuhr fort: «Doch kannst du dir einige unserer alten, dicken Mönche vorstellen, die hier ohne etwas auf dem Leibe herumspazierten? Das wäre ein Anblick! Doch die Geschichte der Kleider ist sehr interessant. Zuallererst trugen die Menschen überhaupt keine Kleider. Es gab daher auch keine Verräterei, weil jede Person die Aura der anderen sehen konnte. Doch schließlich entschieden die Stammesführer jener Tage, dass sie etwas brauchten, um sie als Führer zu unterscheiden. Also

verwendeten sie ein Büschel strategisch platzierter Federn oder ein paar Farbstriche, die sie aus verschiedenen Beeren machten. Doch dann kamen die Frauen ins Spiel. Sie wollten sich auch schmücken und verwendeten Blätterwerk, das sie noch strategischer platzierten.» Mein Mentor lachte bei dem Gedanken an all diese Menschen, und ich konnte mir davon ebenfalls ein gutes Bild machen.

Er fuhr fort: «Wenn sich der Stammesführer und die Stammesführerin geschmückt hatten, musste auch die nächste Rangfolge im Stamm nachziehen und sich ebenfalls schmücken. Dadurch waren sie jedoch nicht mehr vom Stammesführer und der Stammesführerin zu unterscheiden. Also mussten diese sich noch aufwendiger schmücken, um sich abzuheben – und so ging es immer weiter. Jede führende Person fügte noch mehr Kleidungsstücke hinzu. Schließlich trugen die führenden Frauen Kleider, die eindeutig zweideutig waren. Kleider, die bezweckten, das halb zu verhüllen, was nicht verhüllt werden sollte. Doch, verstehe mich jetzt nicht falsch, als die Menschen die Aura noch sehen konnten, konnte es weder Verrat noch Kriege noch Doppelzüngigkeit geben. Erst als die Menschen anfingen, Kleidung zu tragen, konnten sie die Aura nicht mehr sehen und hörten auf, telepathisch und hellsichtig zu sein.» Er blickte mich streng an und sagte: «Nun höre mir aufmerksam zu, denn dies hat viel mit deiner Aufgabe zu tun, die du später auszuführen hast.» Ich nickte, um zu zeigen, dass ich aufmerksam zuhörte.

Mein Mentor fuhr fort: «Um eine Krankheit genau erkennen zu können, muss ein Hellseher, der den Astralkörper einer anderen Person sehen kann, sich einen unbekleideten Körper ansehen. Wenn Menschen Kleidung tragen, wird dadurch ihre Aura beeinträchtigt.» Ich setzte mich erstaunt auf, weil ich nicht einsah, wie Kleider eine Aura beeinträchtigen konnten, und ich sagte es ihm. Mein Mentor antwortete mir rasch: «Wenn eine Person nackt ist, dann ist die Aura von der Person die Aura der Person und nicht von noch etwas anderem. Nun, wenn die Person ein Yak-Wollkleid anhat, dann nimmt man sowohl den aurischen Einfluss des Yaks auf als auch den Einfluss der Person, die das Yak geschoren hat und den Einfluss der Person,

die die Wolle gekämmt hat und den Einfluss der Person, die das Material gewoben hat. Wenn du dich also mit der Aura auseinandersetzt, so wie sie durch die Kleider gesehen wird, dann kannst du vielleicht die persönliche Geschichte des Yaks und seiner Familie in Erfahrung bringen, was aber überhaupt nicht das ist, was du wolltest.»

«Aber, Herr Lehrer», war meine besorgte Frage, «wie beeinträchtigen denn Kleider die Aura?»

«Nun, das habe ich dir soeben erklärt. Alles, was existiert, hat sein eigenes Einflussfeld, sein eigenes Magnetfeld. Wenn du durch dieses Fenster schaust, dann kannst du das helle Tageslicht sehen, doch wenn du unsere Ölseidenblende davor ziehst, dann siehst du, dass das helle Tageslicht nun durch den Einfluss der Ölseidenblende verändert wird. Mit anderen Worten, was du tatsächlich siehst, ist nun ein Licht, das ein bläulicher Farbton aufweist, und der würde dir überhaupt nicht helfen bei der Beschreibung des Sonnenlichts.»

Er lächelte etwas betrübt, als er fortfuhr: «Es ist wirklich bemerkenswert, dass die Menschen sich so ungern von ihren Kleidern trennen. Ich habe immer schon die Theorie vertreten, dass sie eine Art Rassengedächtnis besitzen und ahnen, dass ihre Aura ohne Kleidung für andere sichtbar und lesbar wäre. Viele Menschen haben heutzutage so schuldbewusste Gedanken, dass sie es vermeiden, andere wissen zu lassen, was sie denken, und so halten sie an ihrer Kleidung fest, was ein Zeichen von Schuld ist, verborgen unter dem Deckmantel von Reinheit und Unschuld.»

Er überlegte einen Augenblick, dann sagte er: «Viele Religionen sagen, dass der Mensch nach dem Ebenbild Gottes erschaffen wurde. Doch dann wiederum schämt sich der Mensch für seinen Körper, was vermuten lässt, dass die Menschen sich des Ebenbildes Gottes schämen. Es ist alles sehr rätselhaft, wie die Menschen damit umgehen. Du wirst im Westen feststellen, dass die Menschen in bestimmten Bereichen erstaunlich viel Haut zeigen, doch andere Bereiche verhüllen sie, sodass die Aufmerksamkeit ganz automatisch darauf fällt. Mit anderen Worten, Lobsang, tragen viele Frauen

Kleider, die äußerst anzüglich sind. Sie tragen gepolsterte Teile, die, als ich im Westen war, als ‹Täuschungsstück› bekannt waren. All diese Polster dienen lediglich dazu, dass ein Mann denkt, eine Frau hätte etwas, was sie eigentlich nicht hat. Ähnlich trugen Männer im Westen noch vor einigen Jahren Dinge in ihren Hosen, die sie ‹Liststücke› nannten. Das heißt, es gab gewisse Auspolsterungen, die den Eindruck erwecken sollten, dass ein Mann reichlich ausgestattet und somit ein sehr potenter Partner war. Leider waren diejenigen mit der größten Auspolsterung meistens die, die am wenigsten potent waren! Eine weitere große Schwierigkeit mit Kleidern ist, dass sie die frische Luft vom Körper fernhält. Wenn die Menschen weniger Kleider tragen und mehr Luftbäder nehmen würden, dann würde sich ihre Gesundheit erheblich verbessern. Es gäbe weniger Krebs und viel weniger Tuberkulose, denn wenn eine Person ganz in Kleider gehüllt ist, dann kann die Luft nicht zirkulieren und die Keime können sich ungehindert vermehren.»

Ich dachte darüber nach. Ich sah nicht ein, wie sich Keime vermehren konnten, wenn eine Person Kleider trug, und ich fragte ihn danach.

Mein Mentor antwortete: «Lobsang, wenn du dich am Boden umschaust, dann kannst du nicht sehr viele Insekten herumkrabbeln sehen. Doch wenn du ein morsches Holzstück aufhebst oder einen großen Stein umdrehst, wirst du darunter allerlei Dinge finden: Insekten, Würmer und verschiedene andere Lebewesen, die nur im Dunkeln und an geschützten Orten brüten und leben können. Auf die gleiche Weise ist der Körper von Bakterien und Keimen besiedelt. Die Wirkung des Lichts hindert die Keime und Bakterien daran, sich zu vermehren, und es hält den Körper gesund. Doch, sobald man in der Dunkelheit von dicken Kleidern Ansammlungen von abgestandener Luft zulässt, vermehren sich alle möglichen Bakterien.» Er sah mich ernst an und sagte: «Später, wenn du Arzt bist und Patienten behandelst, wirst du feststellen, dass sich unter einem Verband, der zu lange vernachlässigt wird, Maden bilden können, genauso wie sich unter einem auf dem Boden liegenden Stein Insekten ansammeln. Doch das ist eine Sache, mit der du dich erst in der Zukunft auseinandersetzen musst.»

Er erhob sich, streckte sich und sagte: «Doch jetzt müssen wir gehen. Ich gebe dir fünf Minuten Zeit, um dich bereit zu machen und dann geh hinunter zu den Ställen, denn wir gehen gemeinsam auf eine Reise.»

Mit diesen Worten forderte er mich mit einem Wink auf, meine Ersatzrobe und meine Wolldecke aufzuheben und sie mit in mein Zimmer zu nehmen. Ich verbeugte mich vor ihm, hob mein Bündel auf, drehte mich um und verließ ihn durch die Verbindungstüre. Einige Augenblicke war ich damit beschäftigt, mich bereit zu machen, dann machte ich mich wie angewiesen auf den Weg hinunter zu den Ställen.

Als ich ins Freie des Hofes trat, blieb ich erstaunt stehen. Dort war ein ganzer Reiterzug versammelt. Einige Augenblicke wartete ich an einer der Mauern und trat von einem Bein auf das andere, während ich mich fragte, für wen das alles war. Einen Moment lang dachte ich, einer der Äbte mache sich bereit, um abzureisen, doch dann erschien mein Mentor. Er schaute sich schnell um, und als er mich erblickte, winkte er mir. Mein Herz sank, als mir klar wurde, dass dieser ganze Aufmarsch uns galt.

Es gab ein Pferd für meinen Führer und ein kleineres Pferd für mich. Zusätzlich saßen vier Begleitmönche auf ihren Pferden, während weitere vier Pferde mit Bündeln und Paketen beladen waren. Die Lasten wurden jedoch geschickt verteilt, um die Pferde nicht übermäßig zu belasten. Dadurch standen zwei der Pferde jederzeit als Ersatz zur Verfügung, damit die schwereren Männer ihre eigenen Pferde nicht überforderten. Ein schweres Atmen durch die Nüstern war zu vernehmen, das Stampfen von Hufen und das Rascheln von Schwänzen. Ich ging mit größter Vorsicht vorwärts, um ja nicht hinter eines der Pferde zu geraten, denn einmal hatte mich ein verspieltes Pferd hinter sich gelockt und mir dann mit dem Huf kraftvoll mitten in die Brust geschlagen. Ich landete mit einem Überschlag am Boden. Seither hatte ich Vorsicht walten lassen.

«Nun, wir gehen für zwei oder drei Tage in die Berge, Lobsang, und du gehst als mein Assistent mit!» Seine Augen zwinkerten dabei, als er dies sagte. Eigentlich war es nur wieder eine weitere Stufe in meiner Ausbildung.

Zusammen gingen wir zu unseren Pferden. Das mir zugeteilte Pferd drehte den Kopf nach mir um und erschauerte regelrecht, als es mich erkannte. Seine Augen rollten und es wieherte bitter aus Protest. Mein Mitgefühl teilte ich mit ihm, denn ich mochte es genauso wenig wie es mich. Doch ein Stallmönch streckte mir schnell seine hohlen Hände hin und half mir auf mein Pferd. Mein Mentor war bereits auf seines gestiegen und wartete. Der Stallmönch flüsterte: «Dies ist ein ruhiges Pferd, du solltest mit diesem keine Schwierigkeiten haben. Nicht einmal du!»

Mein Mentor schaute sich um und vergewisserte sich, dass ich direkt hinter ihm war, und dass sich auch die vier Begleitmönche in Stellung befanden und die vier Lastpferde mit den langen Leinen verbunden waren. Dann hob er die Hand und wir ritten los den Berg hinunter. Pferde, die mir zugeteilt wurden, schienen alle etwas Gemeinsames zu haben; wann immer es ein besonders steiles Wegstück gab, senkten diese Mistviecher ihren Kopf tief nach unten, und ich musste mich immer festklammern, um zu verhindern, dass ich nach vorne über ihren Hals hinausrutschte. Dieses Mal jedoch stemmte ich meine Füße hinter seine Ohren. Das gefiel ihm genauso wenig wie mir, wenn es seinen Kopf soweit nach unten hielt! Die in Stufen angelegte Straße war holprig. Es herrschte reger Verkehr und ich musste mich mit all meinen Fähigkeiten darauf konzentrieren, auf meinem Pferd zu bleiben. Doch während wir um eine Ecke bogen, gelang es mir einmal, aufzublicken und über die Parklandschaft hinwegzuschauen. Dorthin, wo einst mein Zuhause gewesen war, und nun nicht mehr mein Zuhause war.

Wir gingen immer weiter den Berg hinunter und bogen links in die Lingkhorstraße ein. Im Schritttempo ritten wir weiter über die Flussbrücke und als wir in Sichtweite der chinesischen Gesandtschaft kamen, bogen wir plötzlich nach rechts ab auf die Straße, die zum Kashya Linga führte. Ich fragte mich, warum ein solches Gefolge ausgerechnet zu diesem kleinen Park gehen würde. Mein Mentor hatte mir vorher nicht gesagt, wohin wir gingen, außer «in die Berge». Und da es rund um Lhasa herum Berge gab,

die uns wie eine Art Becken umschlossen, war das überhaupt kein Anhaltspunkt für mich.

Plötzlich machte ich einen Freudensprung, so plötzlich, dass mein unglückliches Pferd zu bocken begann, weil es dachte, ich würde es angreifen oder so. Wie auch immer, ich schaffte es, oben zu bleiben und zog die Zügel so straff, dass sein Kopf zurückkam. Das beruhigte es bald wieder und so hatte ich eine Lektion gelernt: Halte die Zügel straff und du sitzt sicher im Sattel. Ich hoffte es! Wir gingen in gleichmäßigen Schritten weiter und erreichten bald eine Straßenverbreiterung, wo einige Händler gerade aus der Fähre stiegen. Mein Mentor stieg vom Pferd und sein leitender Begleitmönch stieg ebenfalls ab und ging zum Fährmann hinüber. Einige Augenblicke unterhielten sie sich, dann kam der Mönch zurück und sagte: «Es ist in Ordnung, ehrwürdiger Lama, wir können gleich übersetzen.»

Unmittelbar herrschte ein reges Treiben und ein Durcheinander. Die Begleitmönche stiegen von ihren Pferden und alle liefen auf die Lastpferde zu. Die Lasten wurden ihnen abgenommen und zum Boot des Fährmanns getragen. Dann wurden alle Pferde mit langen Leinen zusammengebunden, und zwei der Begleitmönche stiegen jeweils auf ein Pferd und ritten mit ihnen in den Fluss. Ich beobachtete, wie sie losritten, wie die Mönche ihre Roben bis über die Hüften hochzogen und wie die Pferde brav ins Wasser tauchten und auf die andere Seite schwammen. Mein Mentor, so sah ich mit einigem Erstaunen, war bereits im Fährboot und winkte mir, ebenfalls einzusteigen. Also kletterte ich zum ersten Mal in meinem Leben an Bord eines Bootes, gefolgt von den beiden anderen Begleitmönchen. Mit ein paar Worten an seinen Gehilfen stieß der Fährmann ab. Einen Moment lang überkam mich ein Schwindelgefühl, denn das Boot drehte sich im Kreis.

Dieses Boot war aus Yakhäuten gefertigt, die sorgfältig zusammengenäht und wasserdicht gemacht worden waren. Dann wurde es mit Luft vollgepumpt. Man konnte mitsamt dem Gepäck einsteigen und der Bootsführer nahm dann einfach lange Ruder und paddelte langsam über den Fluss. Bei Gegenwind brauchte er sehr, sehr lange, aber auf der Rückfahrt machte er

das immer wieder wett, weil es dann nur noch darum ging, zu steuern und den Wind zu nutzen.

Ich war viel zu aufgeregt, um viel von dieser ersten Reise über das Wasser zu berichten. Ich weiß nur noch, dass ich mich an den Seiten des Yakhautbootes festhielt, wissend, dass meine scharfen Fingernägel eine Gefahr darstellten, das Boot zu durchbohren. Ich hatte auf jeden Fall furchtbare Angst, mich zu bewegen, da jedes Mal, wenn ich mich zu bewegen versuchte, irgendetwas unter mir nachgab. Es war fast so, als ob wir auf Nichts stehen würden, auf jeden Fall alles andere als ein guter, fester Steinboden, der nicht wackelte. Hinzu kam noch, dass der Fluss ziemlich unruhig war. Ich stellte fest, dass ich zu viel gegessen hatte, denn ein merkwürdiges Unwohlsein machte sich in meinem Magen breit, und ich hatte große Angst, dass mir vor all diesen Männern furchtbar schlecht werden würde. Wie auch immer, indem ich meinen Atem in wohlüberlegten Abständen anhielt, schaffte ich es, meine Ehre zu retten, und schon bald kratzte das Boot über die Kiesel am seichten Ufer und wir legten an.

Unser Reiterzug versammelte sich wieder. Mein Mentor an der Spitze und ich eine halbe Pferdelänge hinter ihm, dann kamen die vier Begleitmönche, die zu zweit nebeneinander ritten und dahinter die vier Lastpferde. Mein Mentor sah sich um, um sich zu vergewissern, dass jeder bereit war. Dann schritt sein Pferd Richtung Morgen zu.

Wir saßen und saßen, während unsere Pferde unermüdlich weiter und weiter trotteten. Die ganze Zeit über blickten wir nach Westen, in die Richtung, in die der Morgen gegangen war, denn wir sagen, dass die Sonne im Osten aufgeht und nach Westen wandert und den Morgen mit sich nimmt. Bald überholte uns die Sonne und stand direkt über uns. Es war wolkenlos und die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel herab. Doch wenn wir in den Schatten einer großen Felsformation kamen, war die Kälte bitter, denn auf unserer Höhe gab es nicht genügend Luft, um die heißen Sonnenstrahlen und die Kälte der Schatten auszugleichen. Wir ritten weiter,

vielleicht noch eine weitere Stunde. Dann kam mein Mentor an eine Stelle des Gebirgspfades, die er offenbar als Rastplatz vorsah.

Ohne irgendein Zeichen, das ich sehen konnte, stiegen die Mönche von ihren Pferden und begannen sofort, Wasser zu kochen. Sie nahmen getrockneten Yakdung, den wir gewöhnlich als Brennmaterial verwendeten und gingen zu einem nahegelegenen Bergbach, um Wasser zu holen. Nach etwa einer halben Stunde setzten wir uns hin und aßen unser Tsampa, und ich für meinen Teil hatte es bitter nötig. Die Pferde wurden auch gefüttert und dann zur Tränke an den Bergbach gebracht.

Ich saß mit dem Rücken gegen einen Felsblock gelehnt, ein Felsblock, der etwa so groß war wie das Gebäude des Chakpori Tempels. Ich schaute von unserer hohen Lage aus über das Lhasatal. Die Luft war völlig klar, es gab weder Dunst noch Staub. Wir konnten alles mit größter Klarheit sehen. Wir konnten die Pilger durch das Westtor gehen sehen. Wir konnten die Händler sehen, und wir konnten weit zurückblicken und beobachten, wie der Bootsmann weitere Passagiere über den Fluss des Glücks brachte.

Bald war es an der Zeit, weiterzuziehen. Also wurden die Pferde wieder beladen, und wir stiegen alle auf, um den Bergpfad hinaufzureiten, der immer tiefer ins Vorgebirge des Himalaya führte. Bald verließen wir den regulären Weg, der schließlich nach Indien führte und bogen links ab, wo die Straße, oder besser gesagt ein Trampelpfad, zunehmend steiler und steiler wurde und wir viel langsamer vorankamen. Über uns, errichtet auf einem Bergabsatz, konnten wir ein kleines Lamakloster sehen. Ich betrachtete es mit großem Interesse, da es auf mich eine große Faszination ausübte. Es war ein Lamakloster von einem etwas anderen Orden. Einem Orden, bei dem alle Mönche und Lamas verheiratet waren und mit ihren Familien in diesem Kloster lebten.

Wir ritten weiter und weiter, Stunde um Stunde, und kamen bald auf die gleiche Höhe wie dieses Lamakloster, das einem anderen Orden angehörte. Wir konnten Mönche und Nonnen zusammen umhergehen sehen, und ich war sehr überrascht, dass auch die Nonnen kahlgeschorene Köpfe hatten.

Hier hatten sie dunkle Gesichter, Gesichter, die glänzten. Dann flüsterte mein Mentor leise: «Hier gibt es sehr viele Sandstürme, deshalb tragen sie alle eine dicke Schicht Fett auf, die die Haut schützt. Später werden auch wir lederne Gesichtsmasken tragen müssen.»

Zum Glück war mein Pferd trittsicher und kannte die Bergpfade besser als ich, denn meine Aufmerksamkeit galt ganz dem kleinen Lamakloster. Ich konnte kleine spielende Kinder sehen, und es war mir ein Rätsel, wie es sein konnte, dass manche Mönche zölibatär lebten, während andere heirateten. Diese Trennung innerhalb derselben Religion ließ mich darüber nachdenken, warum es einen solchen Bruch geben sollte. Die Mönche und Nonnen schauten bei unserem Vorbeiritt nur kurz auf und dann beachteten sie uns nicht weiter. Sie schenkten uns sogar noch weniger Beachtung, als wenn wir Händler gewesen wären.

Wir stiegen immer höher und höher hinauf. Über uns sahen wir ein weißes und ockerfarbenes Bauwerk, das auf einem, wie ich sagen würde, völlig unzugänglichen Felsvorsprung thronte. Mein Mentor zeigte darauf. «Dorthin gehen wir, Lobsang, zu dieser Einsiedelei hinauf. Wir müssen morgen früh dort hinaufgehen, da der Weg sehr gefährlich ist. Heute Nacht schlafen wir hier unter den Felsen.»

Wir ritten weiter, vielleicht noch etwas mehr als einen Kilometer, bis wir inmitten einer großen Ansammlung von Felsen ankamen, die beinahe einen Kreis bildeten. Wir ritten mit den Pferden zwischen den Felsen hindurch und stiegen dann alle ab. Die Pferde wurden angebunden und gefüttert. Wir aßen unser Tsampa, und schon brach die Nacht über uns herein, als würde eine Gardine zugezogen. In meine Wolldecke eingehüllt, spähte ich zwischen zwei Felsen hinaus und konnte das Flackern der Lichter vom Chakpori und vom Potala sehen. Der Mond schien sehr hell und der Fluss des Glücks hätte man ebenso gut Silberfluss nennen können, denn er glänzte wie eine Ader aus reinstem, hellem Silber. Die Nacht war ruhig, kein Lüftchen wehte, nichts bewegte sich, nicht einmal ein Nachtvogel rief. Die

Sterne leuchteten hell in ihren zahllosen Farbtönen über uns und unvermittelt schlief ich ein.

Ich hatte eine gute Nachtruhe ohne Unterbrechung einer Tempelandacht, ohne Unterbrechung durch irgendetwas. Doch am Morgen, als ich erwachte, hatte ich das Gefühl, als wäre eine ganze Herde Yaks auf mir herumgetrampelt. Jeder Knochen tat mir weh, und ich spürte, dass ich wahrscheinlich nicht mehr ganz so behaglich werde sitzen können. Dann kam mir das leidige Pferd in den Sinn, und ich hoffte, ihm täte auch alles weh, obwohl ich das ernsthaft bezweifelte. Bald kam in unserem kleinen Lager Betrieb auf. Die Begleitmönche bereiteten das Tsampa zu. Ich schlenderte weg, während sie dies taten, und schaute über das Lhasatal hinweg. Dann drehte ich mich um und schaute hinauf zu der Einsiedelei, die etwa vierhundert Meter oberhalb lag. Sie sah seltsam aus und erinnerte mich an eines dieser dicht an den Hauswänden klebenden Vogelnester, von denen man immer annahm, sie könnten jeden Augenblick herunterfallen und zerschmettern. Ich konnte weder einen Pfad noch einen Weg entdecken, der zu dieser Einsiedelei hinaufführte.

Ich schlenderte zurück, aß mein Tsampa und hörte der Unterhaltung der Männer zu. Nachdem wir unser Frühstück beendet hatten, sagte mein Mentor: «Nun müssen wir aufbrechen, Lobsang. Die Pferde und drei Begleitmönche bleiben hier und wir beide und ein Begleitmönch gehen da hinauf.»

Mir sank mein Herz fast in die Hose bei dem Gedanken daran. Wie sollte ich denn nur diesen Weg den Berghang hinaufsteigen? Ich war mir sicher, wenn die Pferde den Weg nicht gehen können, kann ich es auch nicht. Wie auch immer, Stricke wurden von einem der Pferde geholt und der Begleitmönch hängte sie sich um. Dann trug ich einen Sack von weiß nicht was und mein Mentor nahm einen weiteren, während der ziemlich stämmige Begleitmönch den dritten nahm. Die drei Mönche, die zurückblieben, schienen sehr froh darüber zu sein, dass sie eine Zeit lang allein und ohne Aufsicht sein würden, ohne etwas anderes zu tun zu haben, als auf die Pferde aufzupassen.

Wir brachen auf und stiegen zwischen den Felsen hinauf und waren sehr darauf bedacht, immer einen sicheren Tritt zu finden, wenn es ging. Bald wurde der Pfad immer schlechter und der Begleitmönch übernahm die Führung und warf ein Seil an dessen Ende zwei Steine befestigt waren. Er warf es, machte einen kurzen Ruck, woraufhin die Steine herumschwangen und das Seil einfingen, und dann zog er daran, um zu sehen, ob es sicher war. Danach zog er sich am Seil hoch, und als er das Ende erreicht hatte, sicherte er das Seil, sodass mein Mentor und auch ich den langsamen, gefährlichen und steilen Aufstieg in Angriff nehmen konnten. Dieser Vorgang wurde Mal für Mal wiederholt. Schließlich, nach einem besonders anstrengenden Kraftakt, erreichten wir ein Felsplateau. Eine Tafel, die vielleicht etwa zehn Meter breit und offensichtlich von einer uralten Lawine freigelegt worden war. Als ich sie dankbar erreichte und mich über den Rand hochzog, zuerst auf meine Knie und dann auf die Füße, drehte ich mich um und blickte nach rechts und dort, nur wenige Meter entfernt, befand sich die Einsiedelei.

Einige Augenblicke standen wir keuchend da und kamen allmählich wieder zu Atem. Die Aussicht war atemberaubend. Ich konnte weit bis hinunter auf das goldene Dach des Potala blicken und auch in den Innenhof des Chakpori sehen. Offenbar war gerade eine frische Ladung Kräuter angekommen, denn der Ort glich einem aufgescheuchten Bienenstock. Mönche eilten in alle Richtungen. Auch durch das Westtor drängte sich viel Verkehr. Aber dann seufzte ich, denn das blieb mir verwehrt. Stattdessen musste ich auf diese albernen Berge klettern und Leute in ihren Einsiedeleien treffen und wer außer einem Trottel würde schon freiwillig in einer Einsiedelei eingemauert leben?

Nun kam Betriebsamkeit auf. Von der Einsiedelei her näherten sich uns drei Männer. Einer war sehr, sehr alt und wurde von zwei jüngeren Männern gestützt. Als sie auf uns zukamen, hoben wir unser Gepäck auf und gingen auf die Einsiedelei zu.

Kapitel 15

Der alte Mann war blind – vollkommen blind. Ich schaute erstaunt seine Augen an. Sie sahen eigenartig aus. Eine Zeitlang war mir nicht ganz klar, was es war, warum sie so merkwürdig aussahen. Doch dann erfuhr ich, was zu seiner Blindheit geführt hatte …

In Tibet sind Einsiedler in Zellen eingemauert, tief im Inneren einer Einsiedelei. Die Zellen sind vollkommen ohne Licht. Nach drei oder sieben Jahren, wenn der Mann herausgelassen werden will, wenn er das Gefühl hat, dass sein selbst auferlegter Rückzug enden sollte, dann dauert das eine beträchtliche Zeit. Zuerst wird ein winziges Loch ins Dach geschlagen, durch das nur ein schmaler Lichtstrahl hindurchscheinen kann. Nach mehreren Tagen wird das Loch etwas vergrößert, sodass der Mann darin nach vielleicht einem Monat wieder sehen kann, denn während seines Eingesperrtseins öffnen sich die Pupillen der Augen vollständig und wenn plötzlich Licht eindringen würde, würde der Mann augenblicklich erblinden. Dieser alte Mann befand sich in einer Zelle, deren Seite von einem Steinschlag getroffen und weggerissen worden war. Im einen Augenblick saß der Einsiedler noch in seiner Zelle, wo er schon seit etwa zwanzig Jahren saß und im nächsten Moment gab es ein gewaltiges Getöse und ein Rumpeln und seine Klause wurde aufgerissen und der alte Mann schaute direkt in die gleißende Sonne. Er war auf der Stelle blind.

Ich hörte dem alten Mann zu, was er meinem Mentor sagte: «Wir haben also, wie es Brauch ist, am ersten Tag, am zweiten Tag und am dritten Tag das Essen bereitgestellt, aber das Essen wurde nicht angerührt, und da unser Bruder nicht geantwortet hat, glauben wir, dass seine Seele die leere Hülle des Körpers verlassen hat.»

Mein Mentor nahm den alten Mann am Arm und sagte: «Mach dir keine Sorgen, mein Bruder, wir werden uns der Sache annehmen. Vielleicht führst du uns zu seiner Zelle?»

Die anderen drehten um und führten den Weg an in ihren kleinen Hof und durch ihn hindurch. Auf der linken Seite gab es eine Reihe kleiner Zellen, fünf Zellen, wie ich feststellte, sehr kahl, ohne jeglichen Komfort, denn es waren nur Zellen, nur Steinhöhlen im Felsen des Berges. Keine Tische, keine Tankas, nichts, nur ein Steinboden, auf dem ein Mönch sitzen oder schlafen konnte. Wir gingen daran vorbei und betraten einen großen, dunklen Raum, der bedenklich auf einem Felsvorsprung an der Seite des Berges thronte. Es sah für mich wie ein wackeliges Bauwerk aus, doch anscheinend hatte es dort schon mehrere Jahrhunderte überstanden.

In der Mitte dieses großen düsteren Raumes befand sich ein weiterer Raum. Als wir auf ihn zugingen, nahm die Dunkelheit weiter zu. Butterlampen wurden herbeigebracht. Wir betraten einen schmalen Gang, der stockdunkel war. Nach etwa zehn weiteren Schritten erreichten wir eine kahle Wand. Die Butterlampen verbreiteten einen schwachen Lichtschein, der die Dunkelheit noch mehr zu verstärken schien. Mein Mentor nahm eine der Lampen und hielt sie auf Brusthöhe. Dann sah ich, dass sich dort eine gut eingepasste Klappe befand. Mein Mentor öffnete sie und tastete in etwas herum, das wie ein Kasten aussah. Laut klopfte er an die Innenseite des Kastens und lauschte aufmerksam. Dann stellte er seine Lampe hinein und ich sah, dass es anscheinend ein in die Wand eingebauter Kasten war. Mein Mentor erklärte: «Dieser Kasten, Lobsang, besteht aus zwei Türen, dieser Tür und einer Tür im Inneren. Der Zellenbewohner wartet eine gewisse Zeit ab, dann öffnet er seine Tür, tastet herum und nimmt das für ihn bereitgestellte Essen und Wasser entgegen. Er sieht nie Licht. Er spricht nie mit jemandem. Er steht genau genommen unter einem Schweigegelübde. Nun haben wir das Problem, dass er seit mehreren Tagen keine Nahrung zu sich genommen hat und wir wissen nicht, ob er noch lebt oder tot ist.»

Er betrachtete die Öffnung, dann schaute er mich an. Er schaute zurück auf die Öffnung und maß sie mit seiner Hand und seinem Arm aus, dann maß er mich aus und sagte: «Mir scheint, wenn du deine Robe ausziehen würdest, könntest du möglicherweise durch diese Öffnung kriechen und die

Tür auf der anderen Seite aufbrechen, dann könntest du nachsehen, ob der Mönch irgendwelche Hilfe benötigt.»

«Oh aber, Herr Lehrer!», rief ich völlig erschrocken aus. «Was geschieht, wenn ich hineinkrieche und nicht mehr herauskommen kann?»

Mein Mentor überlegte einen Augenblick und antwortete dann: «Zuerst sollst du hochgehoben und gestützt werden. Dann kannst du mit einem Stein die innere Türe einschlagen. Wenn du sie eingeschlagen hast, werden wir dich mit einer Lampe in der Hand hineinschieben. Sie sollte hell genug sein, damit du sehen kannst, ob der Mann irgendwelche Hilfe braucht.»

Mein Mentor ging in den anderen Raum, nahm drei Butterlampen, entfernte die Dochte und steckte die drei zusammengedrehten Dochte in eine Lampe, die er sorgfältig mit Butter auffüllte. In der Zwischenzeit war einer der Mönche hinaus ins Freie gegangen und kehrte nun mit einem recht schweren Stein zurück. Er gab ihn mir, und ich prüfte ihn auf sein Gewicht. «Herr Lehrer, warum darf der Mönch nicht auf eine Frage antworten?», fragte ich.

«Weil er unter einem Eid, unter einem Gelübde steht, für eine bestimmte Zeit nicht zu sprechen», war seine Erwiderung.

Ich zog zögernd meine Robe aus und zitterte in der kalten Bergluft. Das Chakpori war schon kalt genug, doch hier war es noch kälter. Die Kälte war beißend. Ich behielt meine Sandalen an, da der Boden wie ein Eisblock war.

Kurzerhand hatte ein Mönch den Stein genommen und der Innentür einen kräftigen Schlag versetzt, die mit einem lauten Krachen aus ihrem Rahmen sprang. Doch die anderen, obwohl sie sich sehr anstrengten, waren nicht in der Lage, in das Innere der Zelle zu sehen. Ihre Köpfe waren zu groß und ihre Schultern zu breit. So hielt mich mein Mentor waagrecht in die Höhe und ich streckte meine Hände nach vorne, so als ginge ich tauchen. Einer der Mönche zündete die drei, nun in der Butterlampe fixierten Dochte an und gab sie mir vorsichtig in die Hände. Dann wurde ich langsam vorwärts geschoben. Ich fand den Rahmen des verflixten Kastens oder der Durchreiche sehr rau. Doch mit viel Gestöhne und Ausrufen wurde ich in

diesen kastenähnlichen Einlass hineingeschoben. Ich wurde seitwärts und vorwärts gedreht und rückwärts gezogen, sodass schließlich meine Arme und mein Kopf hineinragten. Unmittelbar schlug mir ein übelkeitserregender Gestank entgegen. Es war absolut widerlich. Es stank nach verfaultem Fleisch, der Geruch von etwas, das schlecht geworden war. Man roch dasselbe, wenn man auf ein totes Yak oder ein totes Pferd stieß, das man zu lange liegengelassen hat. Es war ein Geruch, der mich an sämtliche sanitären Einrichtungen auf der ganzen Welt erinnerte, die alle gleichzeitig verrotteten! Mich machte der Gestank geradezu mundtot, aber ich konnte mich so weit beherrschen, dass ich die Lampe in die Höhe halten konnte. Und in dem flackernden Lichtschein, der von den Steinwänden reflektiert wurde, konnte ich den alten Mönch sehen. Seine auf mich gerichteten Augen glänzten. Er starrte mich an. Ich zuckte vor Schreck so heftig zusammen, dass ich mir ein ordentliches Stück Haut von meinen Schultern abscheuerte. Ich starrte auf ihn zurück, und dann sah ich, dass seine Augen in dem glänzenden Licht reflektierten, aber nicht zwinkerten oder blinzelten. Ich wackelte mit den Füßen, um zu signalisieren, dass ich raus wollte – und zwar schnell. Sachte wurde ich zurückgezogen, und dann war mir speiübel!

«Wir können ihn nicht hier drin lassen», sagte mein Mentor. «Wir müssen die Wand einschlagen und ihn herausholen.» Ich erholte mich von meiner Übelkeit und zog meine Robe wieder an. Die anderen holten Werkzeuge, die aus einem schweren Hammer und zwei Eisenstangen mit abgeflachten Enden bestanden. Dann steckten sie die Eisenstangen in die Fugen an einem entfernteren Wandstück und hämmerten. Allmählich wurde ein Steinblock entfernt und dann einen weiteren und nochmals einen weiteren. Der Gestank war entsetzlich. Zuletzt war die Öffnung groß genug, dass ein Mann hineingehen konnte. Einer der Mönche ging mit zwei Butterlampen hinein. Kehrte aber bald aschfahl im Gesicht wieder zurück und wiederholte meine «Vorstellung», die ich erleichtert zur Kenntnis nahm.

«Wir müssen ein Seil um ihn binden und ihn herausziehen», sagte jener Mönch, «er zerfällt schon in Stücke. Er ist schon sehr stark verwest.»

Schweigend verließ ein anderer Mönch den Raum und kehrte kurz darauf mit einem langen Seil zurück. Er betrat das Loch in der Wand, wo die Türe ursprünglich einmal zugemauert war. Wir hörten ihn herumhantieren, und dann kam er wieder heraus. «Es ist alles bereit, ihr könnt ziehen», sagte er. Zwei Mönche nahmen das Seil und zogen behutsam daran. Bald erschien der Kopf des alten Mannes und die Arme. Er war in einem schrecklichen Zustand. Die Mönche zogen ihn sehr vorsichtig hinaus, und dann wurde er sachte hochgehoben und nach draußen getragen.

Auf der anderen Seite des Raumes gab es einen schmalen Pfad, der weiter den Berg hinaufführte. Die zwei Mönche stiegen mit ihrer Bürde diesen Pfad hinauf und verschwanden aus unserer Sicht. Ich wusste, dass sie den Körper hinauf auf einen flachen Stein brachten, wo ihn die Geier bald verzehren würden, denn hier im harten Felsgestein gab es keine Möglichkeit, einen Leichnam zu beerdigen. Wir waren auf Luftbestattungen angewiesen.

Während dies ausgeführt wurde, schlug der Begleitmönch, der mit uns gekommen war, ein kleines Loch auf der anderen Seite in die Wand, das einen düsteren Lichtschimmer hereinließ. Dann nahm er eimerweise Wasser und spülte die Zelle heraus und reinigte sie von ihrem letzten Insassen. Bald, wie bald, würde jemand anderes diese Zelle übernehmen und dort zehn, zwanzig, oder wie viele Jahre auch immer leben?

Später an diesem Tag saßen wir alle beisammen und der alte, blinde Mann sagte: «Ich kann fühlen, dass wir hier jemanden haben, dem es beschieden ist, sehr weit zu reisen und sehr viel zu sehen. Ich habe diese Information über ihn bekommen, als ich mit meinen Händen seinen Kopf berührte. Junge, setz dich vor mich hin.»

Zögernd ging ich auf ihn zu und setzte mich direkt vor den alten, blinden Mann. Er hob seine eiskalten Hände und legte sie mir auf meinen kahlgeschorenen Kopf. Seine Finger ertasteten sanft die Außenlinie meines Kopfes und erforschten die verschiedenen Narben, die ich hatte. Dann sprach er: «Du wirst ein sehr schweres Leben haben.» Ich stöhnte innerlich auf. Alle haben mir gesagt, dass ich ein schweres Leben haben werde, und langsam

aber sicher hatte ich genug. «Nachdem du Mühsale, Prüfungen und Widerwärtigkeiten erfahren hast, die immer weniger werden, wirst du kurz vor dem Ende Erfolg haben. Du wirst das tun, wofür du auf diese Welt gekommen bist.»

Ich hatte das alles vorher schon gehört. Ich war bei Wahrsagern, Sehern, Astrologen und Hellsehern gewesen, und jeder einzelne von ihnen hatte mir das gleiche gesagt. Nachdem er mir das gesagt hatte, winkte er nur mit der Hand, also erhob ich mich und ging so weit weg, wie ich nur konnte. Eine Handlung, die ihn veranlasste, belustigt zu kichern.

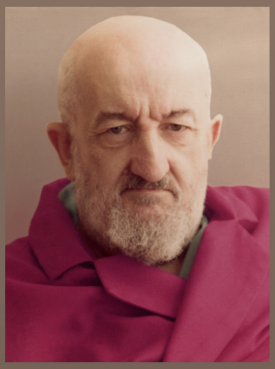
Mein Mentor und die anderen diskutierten noch lange über sehr ernste Angelegenheiten. Sie ergaben keinen Sinn für mich. Sie sprachen von Prophezeiungen und von Dingen, die sich in Tibet ereignen würden. Sie sprachen von den besten Methoden, das Heilige Wissen zu erhalten, und wie bereits erste Schritte unternommen wurden, um verschiedene Bücher und Gegenstände in die Berge zu bringen, wo sie in Höhlen versteckt werden sollten. Sie sagten auch, dass man in den Lamaklöstern Fälschungen zurücklassen würde, damit die alten, echten Gegenstände nicht in die Hände der späteren Eindringlinge fallen würden.

Ich verließ die Anlage und setzte mich auf einen Felsen und blickte hinaus, wo weit unten die Stadt Lhasa von der Dämmerung der schnell herannahenden Nacht verdeckt wurde. Nur die höheren Gipfel des Chakpori und des Potala waren noch im schwachen Dämmerlicht zu sehen. Sie schienen wie zwei Inseln zu sein, die auf einem Meer aus tiefstem Purpur trieben. Und während ich dasaß, schienen die Inseln nach und nach in der alles durchdringenden Dunkelheit zu versinken. Dann fiel ein heller Strahl des Mondes über den Bergkamm und traf das Dach des Potala, das goldschimmernd aufleuchtete. Ich drehte mich um und schlenderte wieder in die Anlage zurück, wo ich meine Robe ablegte, mich in meine Wolldecke wickelte und einschlief.

Index

Achtfachen Pfades 84
Askese.....41
Astralebene.....43, 105, 109
Astralkörper.....113
Astralreise(n) 113, 116, 117
Aura 219, 220, 221
Ausfahrt 26, 28
Begehrlichkeiten 74
Begierde(n) 64, 74, 82
Benares.....43
Bergkristall.....97
Buddha 42, 43, 48, 62
Buddhismus.....44, 47, 84
Buddhist(en) 77, 83, 84
Der Edle Achtfache Pfad.. 74, 82
1. Rechte Anschauung.....74
2. Rechtes Streben 75
3. Rechte Äußerung.....75
4. Rechtes Verhalten.....76
5. Rechter Lebensunterhalt .77
6. Rechte Anstrengung.....77
7. Rechte Achtsamkeit 77
8. Rechtes Sichversenken.....78
Die Vier Edlen Wahrheiten 61
1. Edle Wahrheit 63
2. Edle Wahrheit 63
3. Edle Wahrheit 74
4. Edle Wahrheit 74
Erleuchtung.....42, 43
Gautama..25, 26, 27, 28, 29, 30, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 47, 48, 49, 61, 62, 63, 64
Gebet(e)202, 205, 206, 207, 208, 209
Gefühle 77
Glück.....48, 62, 64, 74, 75, 84
Harmonie.....48
Hellsichtigkeit 151
Kräuterverarbeitung.....169
Kristallkugel..98, 100, 102, 152, 153, 154, 155
Lamaismus.....20, 23
Leiden... 26, 49, 61, 62, 63, 74, 84
Meditation 43
Mittelweg....46, 47, 48, 82, 87, 89
Nirwana 82, 83
Religion..87, 89, 202, 204, 207, 208, 209, 211, 221
Schmerzen 61
Selbstkasteiung.....47
Spiritualität 41
Unglücklichsein..41, 43, 49, 63, 74, 81
Yoga..40, 78, 178, 179, 180, 181, 182
Zen-Buddhisten.....85, 86

Hoch oben in der dünnen Luft des Himalayas, in Lhasa, der Hauptstadt Tibets, erhebt sich majestätisch der prächtige Potala. Hier und im Lamakloster Chakpori, der Stätte der Heilkunde, studiert der junge Lobsang Rampa die Lehren Buddhas. Durch seine Augen lernen wir das Leben des Prinzen Gautama kennen - seine Entdeckung des Mittelweges, die Vier Edlen Wahrheiten, den Edlen Achtfachen Pfad und die Bedeutung des erstrebenswerten Zustandes, des Nirwana. Wir erleben hautnah das Klosterleben und tauchen ein in die faszinierende Umgebung von Lhasa. Die tiefgründigen Gespräche mit seinem Mentor über Religion, den Sinn des Lebens und das Beten führen uns auf eine Reise der Selbsterkenntnis und spirituellen Entwicklung. Diese Geschichte erzählt von Lobsang Rampas persönlicher Kindheit. Wir verfolgen den Werdegang eines manchmal ungehorsamen Jungen zu einem wagemutigen, ernsten und tief denkenden jungen Mann, der mit aussergewöhnlichen übersinnlichen Fähigkeiten ausgestattet ist.



T. Lobsang Rampa gilt als umstrittener Autor, der mit seinen Aussagen für großes Aufsehen sorgte. Seine Behauptung, dass er mittels Transmigration den Körper eines anderen, mit dessen Einverständnis, übernommen habe, löste Ungläubigkeit, ja Bestürzung aus, weil sie nicht in unser gängiges Weltbild passt. Dieses, in der Regel sehr geheim gehaltene Verfahren, wird in seinem dritten Buch «Die Rampa Story» und noch in weiteren seiner Bücher sehr detailliert beschrieben. Seine Biografie ist außergewöhnlich, deshalb bleibt es, wie so oft, dem Leser überlassen, inwieweit er dem Gelesenen Glauben schenkt und Unbekanntes anzunehmen vermag.

ISBN: 978-3-75544-780-1
9 783755 447801